

Archiv der Gossner Mission
im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 2_1910

Aktenzeichen

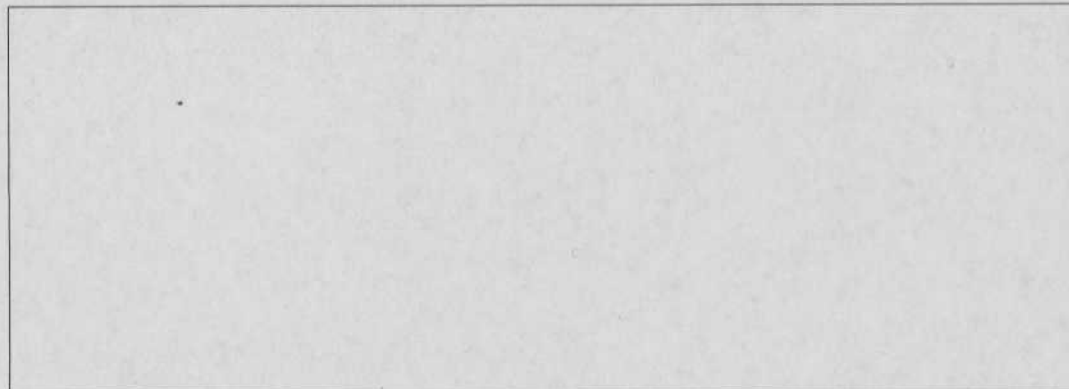
Titel

Die Biene auf dem Missionsfelde

Band

Laufzeit

Enthält



Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH

Die Biene

auf dem Missionsfelde.

Illustriertes Monatsblatt
der
Gossnerschen Missionsgesellschaft
für Missions-Freunde und Missions-Vereine.

Herausgegeben und redigiert
von
Missions-Direktor H. Kausch.

Siebenundsiebzigster Jahrgang
1910.

Berlin-Friedenau
Verlag der Buchhandlung der Gossnerschen Missionsgesellschaft.

Inhalts-Verzeichnis.

Biblische Missionsbetrachtungen.

	Seite		Seite
Zum 77. Jahrgang	1	Der Bauherr	49
Aller Knecht	9	Eine unbefieglige Macht	57
Der ewige und der lebendige Erlöser	17	Göttlicher Eifer	65
Das Weiden der Schafe	25	Nur Einer	73
Der Führer zur Wahrheit	33	Durch Buße zum Leben	81
Nicht mehr unter dem Zuchtmeister	41	Der Kommende und sein Lohn	89

Nachrichten aus der Heimat.

An unsere christliche Frauenwelt	8	Die Gossner'sche Mission im Frühjahr 1910	41
Frau Auguste Köhler	24	Unser Jahresfest	48
Begleitwort zur Jahresrechnung	26	Zur gest. Beachtung	48
Der 73. Jahresrechnungsbericht	27	Die dritte Weltmissionskonferenz	50
Neues Jahrbuch	32	Rundgebung der Edinburgher Weltmissionskonferenz an alle ev.	
Einnahmen	32	Christen in der ganzen Welt	51
Wichtige Mitteilung	32	Rückblick auf die Weltmissionskonferenz in Edinburgh	62
Ein nachahmenswertes Beispiel	39	Miss.-Insp. Dr. Römer, desgl. Förtlch u. Missionar Szallies	80
Deutscher Kolonialkongreß 1910	39	Ein vielfagender Vergleich	88
Missionsliteratur	40	Ankunft und Ausreise	88, 96
Programm des Jahresfestes	41	Ein dringender Hilferuf	96

Von den Gossner'schen Missionsfeldern.

Verlust und Gewinn	2	Ein neuer Anfang	54, 61
Dankschreiben der eingeborenen Christen in Kinkel	2	Ferdinand Hahn	57
Von den Regungen im Distrikte von Bugar	3	Frau Missionar Helene Lorbeer, geb. Niehus †	59
Wer ist der Stärkste?	4	Patrus	64, 66
Die Einrichtung einer Missionsweberei in Muzaffarpur	6	Heidnische Kinder	69
Ein Weniges vom Hindu-Heidentum	6	Ein Gruß aus Almora an liebe Missionsfreunde	72
Ein Besuch in Darbhanga	7, 13, 19	Suchen und Finden in Assam	74
Wie ein indisches Heiligtum entsteht	10	Unsere Arbeit unter den Bangalis	75
Eine Erkundigungsreise der Brüder John II und Karsten zu den		Eine Reise hinauf in die Himalaja-Berge	78
Korwas	10	Ein Brief des Missionars Langemis	78
Einweihung eines Denksteines für Nathanael Tynn	18	Der Erstling unter den Korwas	82
Im Kampf mit der Finsternis	23	Wie sieht's jetzt in Jaspur aus	82, 89
Der Heimgang des Missionars Wilhelm Stauber	28	Aus Lohardaga	85
Reisezeit	30	Unsere Christen in Krankheitsnöten	86
Der Ausbau der Station Tristapur	34	Gutes Streben	87
Wie wir den guten Samen austreuen	35	Das Fest der Göttin Durga	91
Seelsorgerische Wanderungen in Assam	38	Eine Tauffeier in Muzaffarpur	93
Zum Gedächtnis an Bruder Wilhelm Stauber	42	Ein Blick in unsre Senana-Arbeit	93
Die letzten Tage Bruder Ferdinand Hahns	43	Gründung einer Darlehnskasse in Govindpur	94
Die Gotteskraft des Evangeliums	44	Aus Bugar	95
Im Heiligtum des Buddhisten	52		

Kurze Nachrichten aus der Gossner'schen Mission.

Eine Trauerkunde	24	Eine freudige Nachricht	88
Generalkonferenz	32	Pfarrer Roterberg Missions-Inspektor	96
Ferdinand Hahn †	40	Der „Kindergruß aus der Gossner'schen Mission“	96
D. Nottrotts Bibelübersetzung ins Mundari vollendet	52		

Quittungen über Missionsgaben.

Beilagen zu Nummer 1, 2, 4, 6, 7, 8, 11.

Bilder.

Ein indischer Menschenfresser, S. 4. — Eine reiche und doch arme Hindufräule aus Bhazipur, S. 5. — Schüler des theologischen Seminars in Ranchi, S. 12. — Missionar Lic. Joh. Stosch und sein früherer Pandit, S. 13. — Missionswaisenschule mit ihrem Lehrer in Darbhanga, S. 20. — Büßender Fakir in Puri, S. 21. — Schüler unserer Hochschule in Ranchi, S. 28. — Ein eingeborener indischer Fürst, S. 29. — Götzenanbetung in Indien, S. 36. — Ein indischer Selbstgerechter, S. 37. — Schwester Marie und ihre Pflegekinder vor ihrem Wohnhause, S. 45. — Hinduleiche auf dem Scheiterhaufen, S. 52. — Ein betender Hindu, S. 53. — Eine Munda-Fraule mit ihren Töchtern aus Burju, S. 60. — Der künftige Raja von Jaspur (Kronprinz), S. 61. — Zwei indische Fürstentöchter mit ihrer Mutter, S. 68. — Kinder mit ihren Müttern, S. 69. — Kuli-Fraule aus den Himalaja-Ländern, S. 76. — Konferenz eines Missionars mit seinen Stations-Lehrern, S. 77. — Zeltlager der Missionare John II und Karsten während einer Missionsreise in Jaspur, S. 84. — Nachtlager der Missionare John II und Karsten während einer Missionsreise im Reiche Jaspur, S. 85. — Der erste Minister des Raja von Jaspur, S. 93.

Statistiken der Kols-, Assam- und Gangesmission

über das Jahr 1909 in unserm Jahrbuche: „Stand und Arbeit der Gossner'schen Missionsgesellschaft im Jahre 1909/10.“





DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

MONATSBLATT DER GOSSNER'SCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 1

Friedenau, Januar 1910

77. Jahrgang

Sum 77. Jahrgang.

Meine Hülfe kommt von dem Herrn,
der Himmel und Erde gemacht hat.
Psalm 121, 2.

Älter als Gossners Mission, tritt Gossners „Biene“ (seit 1834 herausgekommen) heuer zum siebenundsiebzigsten Male ihren Jahresflug an. Wie alle noch gesund fühlenden Menschen schauen auch wir beim Jahresanfang hoffend in die Zukunft. Es fragt sich nur, von wo wir die Hülfe erwarten, und was für eine Hülfe es ist.

Der 121. Psalm gehört zu den Lieblingen wohl jedes Bibellefers. Besonders bei Wendepunkten im Leben haben wir uns mit unzähligen Kindern Gottes in aller Welt an diesem heiligen Liede erlabt. Wenn wir mit unseren ausreisenden Missionsgeschwistern die letzte Morgen- oder Abendandacht im Eßsaale des Missionshauses halten, bildet dieser Psalm regelmäßig die Quelle unserer geistlichen Stärkung. Ja, er ist recht eigentlich der Reisepsalm geworden auch für gewöhnliche christliche Reisende. So leite ein Wort aus ihm auch unsere Reise durch das Jahr 1910 ein.

Daß wir in einer Welt der Sünde und des Todes Hülfe nötig haben, ist klar. Laute Hülferufe, ja Hülfschreie umtönen uns allenthalben. Und wie viele stille Seufzer und Bitten um Hülfe entströmen unaufhörlich der gequälten Menschenbrust! Aber die Allermeisten begehen einen großen, folgenschweren Fehler, und was das Merkwürdigste ist, sie begehen ihn immer wieder, trotzdem er sich schon so oft gerächt hat, ja trotzdem sie diesen Fehler als solchen auch häufig genug erkannt haben. Man sucht die Hülfe bei den Menschen, es sei bei anderen, es sei bei sich selbst. Aber Menschenhülfe ist im besten Falle unvollkommen, und die Schrift sagt sogar, daß sie überhaupt nichts nütze sei. Dieses scheinbar so

harte Urteil rechtfertigt sich aber durchaus, wenn wir bedenken, daß ohne göttliche Wirkung oder Zulassung der Mensch aus sich rein gar nichts kann und vermag. Selbst also in solchen Fällen, wo uns offenbar durch begabte, tüchtige, barmherzige Menschen Hülfe zu teil ward, ist es letztlich doch Gott der Herr gewesen, der gerade diese Menschen uns in den Weg geschickt hat, der diesen Menschen jene Fähigkeiten gab, mit denen sie uns in unsrer Not dienen konnten. Es gehört also nur wenig Ueberlegung dazu, zu erkennen, wie wahr das Wort geredet ist: „Meine Hülfe kommt von dem Herrn.“ Doch nicht das ist die Hauptsache, daß unser Verstand solches einsieht, sondern daß unser ganzes Herz es lernt, die Hülfe bei dem Herrn zu suchen und von ihm herabzuholen, der Himmel und Erde gemacht hat. Jeder für seine Person soll es bekennen und erleben: „Meine Hülfe kommt allein von oben.“ Ehe man also sich umsieht, ob unser himmlischer Vater nicht etwa bei diesem oder jenem Menschen eine Hülfe für uns schon bereitgestellt hat, die aber, wie gesagt, doch eben auch von ihm, Gott, gegeben ist, wende man sich vertrauensvoll wie ein Kind an ihn selbst.

Von höchster und tröstlichster Bedeutung ist aber der Zusatz: „der Himmel und Erde gemacht hat.“ Welch ein Helfer ist das! Und dieser Helfer, der Schöpfer und Herr des Alls, ist unser Helfer! Wie keiner kennt er seine Geschöpfe und alle ihre Bedürfnisse. Besonders weiß er, was für ein Gemächte wir armen Sünder sind; er gedenket daran, daß wir Staub sind. Für allen Schaden aber kennt er nicht nur die Abhülfe, sondern sie steht ihm jederzeit zu Gebote, also daß ihm jede Kraft und jedes Vermögen innewohnt, den Hülfslosen beizustehen und sie mit aller Hülfe zu erfüllen! In der Tat, auf das Wort: „Meine Hülfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat,“ kann man sein ganzes Leben gründen.

Und das umsomehr, als Gottes Hülfe seinem Wesen entspricht. Gottes Hülfe ist, wie er selbst, unergründlich und unermesslich. Gottes Hülfe gestaltet sich für uns Verlorene und Verdammte zur Erlösung von allem Uebel, zu einer Umschaffung unseres ganzen Ich in einer neuen Geburt durch den heiligen Geist. So haben wir, und müssen wir haben, in jeder Beziehung eine Hülfe, die von oben herabkommt und nicht von unten her.

Vollends muß nun aber die Mission unser Psalmwort zu einem Lebensleitwort für sich machen. Wollte sie ihre Hülfe nicht von dem Herrn haben, der Himmel und Erde gemacht hat, so wäre es aus mit ihr. Wäre Gott wider uns, wer könnte für uns sein! Welch ein Widerspruch wäre ein Gotteswerk — das doch die Mission sein will und ist — ohne Gotteshülfe! Wir schauen im Geist auf unsere gesamte Arbeit in der Heimat und auf dem Missionsfelde. Wie anders könnte sich die Bewegung unsrer Seele beim Anfang eines neuen Jahres kundtun, als in dem Gebet, das auf dem Bekenntnis unsres Psalms ruht: „O Herr hilf, o Herr, laß wohlgelingen.“

Verlust und Gewinn.

Von Missionar A. Jeschke in Khutitoli.

In den beiden Monaten September und Oktober 1909 haben die Leute den ersten Reis geerntet und neuen Reis gegessen. Die Heiden und römischen Christen rings herum um Khutitoli haben viel Lärm gemacht und haben bei der Gelegenheit neuen Reisbranntwein gemacht und getrunken. Unter unsern Christen, namentlich unter den jungen Leuten, hat der Trunk wesentlich abgenommen, und die Zahl derer, die sich von berauschenden Getränken gänzlich enthalten, ist erfreulicher Weise gestiegen.

In den genannten beiden Monaten besuchte ich die Katechistenchaften Lathakhaman, Meromdega, Kruskela und Pakardar und die näher an Khutitoli gelegenen Ortschaften: Simdega, Bangru und Mainabera. In dieser Zeit konnte ich 7 Mal das h. Abendmahl an 196 Gäste austeilten. 30 Gemeindeglieder konnten confirmiert, 27 Kinder und 37 Taufbewerber getauft und 4 reumütige Sünder die aus der Gemeinde ausgeschlossen waren, wieder aufgenommen werden. Dies ist nach der Regenzeit ein guter Fortgang der Arbeit in Biru.

Unter den Taufkandidaten der Taufbewerber befand sich diesmal ein Jüngling aus einer Hindu-Kaste. Für einen Hindu ist das Christwerden ja bekanntlich keine leichte Sache, weil es ohne Verfolgung und Leiden von seiten seiner Haus- und Stammesgenossen nicht abgeht. Die Schwachheit unserer Christen, die mit einem getauften Hindu nicht die erforderliche Gemeinschaft pflegen wollen, ist ein Hindernis. Für diesen Jüngling wird es auch schwierig sein, eine Frau zu bekommen. Eine Heidin kann er nicht nehmen, und eine christliche Jungfrau unter seinen Stammesgenossen gibt es kaum hier in der Umgegend. Sehr schwierig würde es halten, eine Frau für ihn aus den Uraons, Mundas oder Kharias zu bekommen. Un-

verheiratet kann er nicht bleiben. Gewöhnlich ist dies ein Grund, daß die Hindu-Jünglinge sich vom Christentum fernhalten. Oder dies ist ein Grund, daß sie sich wieder durch ein Sühnopfer in ihren Volksstamm aufnehmen lassen und abfallen, um eine Frau zu bekommen. So berief ich am Tage vor der Taufe die Gemeinde und auch ihn zur Beratung dieser Sache zusammen. Die Gemeinde erklärte sich bereit, ihn in ihre Gemeinschaft aufnehmen zu wollen. Zwei Gemeindeglieder erklärten sich bereit, für ihn in jeder Weise sorgen zu wollen. Darauf war Bhanwa, so heißt der Jüngling, fest entschlossen, mit seinen heidnischen Verwandten die Gemeinschaft abzuberechen und die heilige Taufe zu empfangen.

Am Sonntag morgen aber fand ich ihn nicht unter der Zahl der Täuflinge. Er hatte noch um 8 Tage Bedenkzeit gebeten. Es war mir ein Zeichen, daß er es mit dem Christwerden ernst nehme. Er fand es noch einmal nötig, sich ernstlich zu prüfen. Die Frucht seiner ernstlichen Prüfung war, daß er am folgenden Sonntage mit fröhlichem Herzen das Glaubensbekenntnis vor versammelter Gemeinde aussagte und die heilige Taufe empfing. Man muß wissen, was dieser Jüngling durch diesen Schritt aufgab. Von dem Zeitpunkte seiner Taufe an hatte er keinen Vater und Mutter, keine Geschwister und keine Anverwandten, ja keine Heimat mehr. Er hat nach Luc. 18, 29—30 gehandelt; möge der Herr ihm nun auch die dort gegebene Versicherung zu teil werden lassen!

Dankschreiben der eingeborenen Christen in Kinkel.*)

Die Christen der Gemeinde Kinkel in Biru entbieten mit ihren Pastoren, Katechisten und Lehrern den Brüdern in Deutschland viele Jisu Sahay!

Wir danken Ihnen für alle Liebe und Freundlichkeit, die Sie uns nach Leib und Seele zu unserm Besten erzeigt haben. Als wir noch Heiden waren, wie war da unser irdisches Leben so leidvoll! Wir wurden von den Dorsherren und ihren Dienern in jeder Weise unterdrückt, mußten Frohndienste leisten, wurden bestraft und in falsche Anklage verwickelt. Die Polizei nahm uns nach Belieben in Strafe und schlug uns. In Krankheiten waren wir ohne Hilfe, ja wir verschlimmerten sie noch durch unser törichtes Verhalten. In diesem Zustande kannten wir Gott nicht, sondern gingen in unserer Finsternis hin und dienten und opferten den stummen Götzen und den Dämonen. Wir waren in der Finsternis der Sünde gänzlich untergegangen. Wir wußten durchaus nichts von der wahren christlichen Religion. Zuletzt kam das Licht

*) Der von unserem früheren Missionar, jetzigen Pfarrer Roterberg in Welsleben begründete „Pfingstbund“ hat unserer Gemeinde Kinkel außer andern Wohltaten besonders auch die Mittel zum Bau einer schönen Kirche dargereicht, die am 31. Januar 1909 eingeweiht wurde (Vgl. „Biene“ 1909 S. 33—35. Bild S. 37).

der wahren göttlichen Religion durch die Römer^{*)}. Die römischen Missionare und Katechisten schnitten hier und da den Uraon und den Kharias die Zöpfe ab, aber dennoch breitete sich die Kenntnis Gottes nicht aus, vielmehr wurde unsere Lage immer trübseliger. Um diese Zeit baten die Bewohner von Sawai den Missionar Hahn um Katechisten, und er sandte Samuel und den verstorbenen Philipp. Einige Zeit darauf erschienen auch die Missionare Eckert und Kasten in Sawai-Khutitoli, doch wurden sie von den Dorsherren und ihren Dienern vertrieben, und viel Not brach herein. Dennoch half der Herr, daß der Grund zum Christentum noch viel eifriger gelegt ward. Bald darauf wurde von Takarma und Khutitoli (ev. Missionsstationen) aus die christliche Lehre verbreitet, und die Christen wurden in Schutz genommen. Im Jahre 1897 endlich wurde vom Vorstande für die Gemeinden im Gebiete von Kinkel der Padri John bestellt, der in Hethma-Simberbera sein Zelt aufschlug, zwei Jahre ohne Haus war, im Essen und Trinken Not litt, Hitze, Kälte und Regen ertrug, von den Dorsherren und ihren Dienern verfolgt wurde und unter mancherlei Ungemach Tag und Nacht sich mühte, die Heiden rings umher zu Christo zu ziehen. Während er in Simberbera war, wurde er von der Lust der Wälder, den Mühsalen und den schlechten Wohnungsverhältnissen so schwer krank, daß er dem Tode nahe war. Doch Gott machte ihn gesund, so daß er wie vorher arbeiten konnte. Er suchte einen Platz zu einer Missionsstation, doch wollten die Dorsherren keinen geben. Zuletzt gaben die Christen von ihren Feldern so viel, daß endlich die Station gebaut werden konnte. Ein kleines Haus baute sich der Sahab zuerst und bezog es. Wo immer Heiden Christen wurden, dahin sandte er Katechisten. Damals mußten auch die Katechisten wie der Sahab und mit ihm arbeiten und leiden. In dieser Weise wurden wir in Schutz genommen und Gottes Wort und sein Lob gelehrt. Jeden Sonntag konnten wir in Ruhe und Frieden Gottesdienst halten, wodurch sich nach und nach christliches Wissen und das Licht der Religion von Dorf zu Dorf ausbreitete. Wie sich das Christentum ausbreitete, haben sich unsere Verhältnisse gebessert. Wir haben in Frieden für unsere Gottesdienste in allen Katechistenschäften Kapellen bauen dürfen. Wenn wir unsern jetzigen Zustand mit dem früheren vergleichen, so müssen wir unserm geliebten Hirten, allen Dienern der Gemeinde und der ganzen deutschen Mission von Herzen dankbar sein. Haben doch selbst die Heiden Ruhe erhalten. Nach und nach sind auf der Station Kinkel für die Sahabs und ihre Leute wie auch für Katechisten und Lehrer Häuser gebaut worden. Eine kleine Kapelle wurde errichtet. Als sich die Missionsarbeit immer mehr ausbreitete, sind auch Knaben- und Mädchenschulen dazu gekommen, wodurch auch die Gemeinde immer mehr gefördert worden ist.

^{*)} Anm. Es hatte zwar schon lange evang. Christen zerstreut in den Wäldern gegeben, aber eine allgemeine Bewegung wurde in Biru erst Ende der achtziger Jahre durch den Jesuiten Lievens angefaßt, die aber eben so schnell wieder erlosch, da sie in Aufstände ausartete.

Zuletzt ist auch, seit etwa 1906, Gottes Reich mit Macht in Jashpur eingedrungen, so daß dort jetzt etwa 6000 Christen zur Kinkelgemeinde gehören, wovon schon viele getauft sind. Es sind einige Jahre her, daß der deutschen Brüder liebevolles Herze sich noch freundlicher gegen uns erwies, also daß uns in unserer wilden Gegend durch die Bemühungen des Padri John in Kinkel eine so schöne Kirche geschenkt worden ist, welche sich gleich einer neuen Blume von Tag zu Tag schöner geschmückt dem Auge zeigt, uns an die Liebe und Gültigkeit der deutschen Brüder und an die Liebe, Bedachtsamkeit und Arbeit unsers lieben Missionars erinnert und uns anreizt, Gott zu danken und ihm die Ehre zu geben. Das sei unsers Dankes Pflicht, daß wir in Gedanken, Worten und Werken unserer frommen Brüder Liebe nie vergessen, die sie uns erzeigt haben. Vielmehr noch wollen wir darin zunehmen, daß wir in die Kirche gehen, beten, singen, Gottes Wort hören, im innern Leben gefördert werden, einen guten Wandel beweisen, in der Liebe Christi auch eine offene Hand haben, Kollekten, Gemeindesteuer, Erntedank- und andere Liebesopfer gerne geben, für uns und andere beten und Gottes und derer nie vergessen, welche uns all das haben zuteil werden lassen.

Zuletzt befehlen wir uns mit demütigem Herzen der allmächtigen Hand Gottes. Er wolle uns allen durch seinen heiligen Geist gnädiglich helfen, daß wir ein geistliches Leben führen und bis zum Tode im wahren Glauben fest bleiben.

Kinkel, 30. 6. 09.

G. E. L. Mission Gerhardpur,
Kinkel.

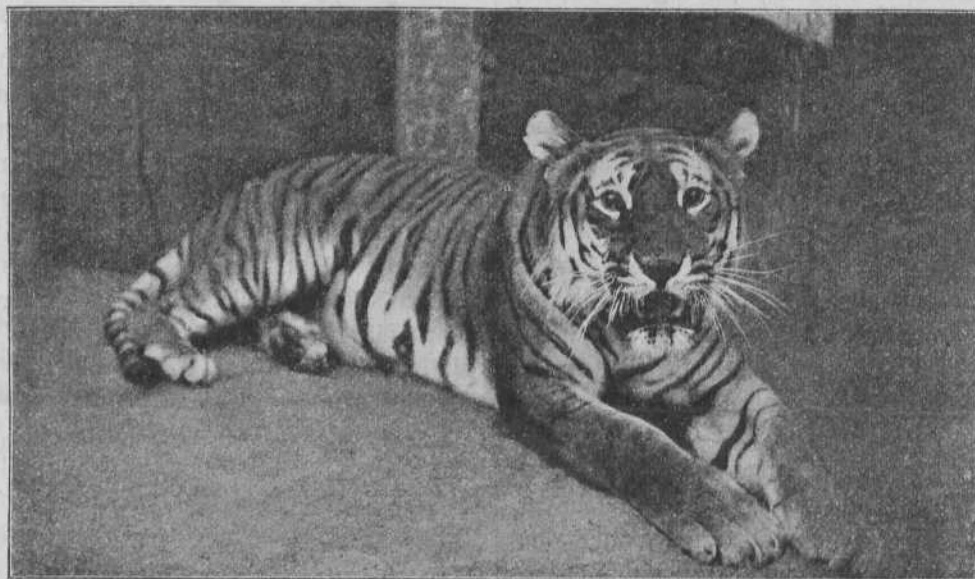
Von den Regungen im Distrikte von Bugar.

Von Missionar H. Lorbeer, jun. Ghazipur.

Meine Frau hatte schon seit einiger Zeit die Absicht, die Frauen der neuen Taufbewerber im Bugar-Distrikte zu besuchen, wurde aber durch ihre Arbeit in den Frauengemächern hier in Ghazipur an der Ausführung gehindert. Endlich konnte sie es ermöglichen, mit mir zusammen während des Ram-Lila Festes auf 5 Tage nach Bugar zu reisen. Wir beide gingen mit dem Katechisten Andrias zusammen nach Kitpura, einem Dorf in der Nähe Bugar, in dem die meisten Taufbewerber sind. Den größten Teil des Weges mußten wir zu Fuß zurücklegen. Aber es lohnte sich der Mühe, denn ich konnte die Frau und den Pflegesohn des Anführers der Bewegung taufen. Ich vollzog die Taufe auf einem freien Platze im Dorfe, damit die Leute sahen, wie getauft wurde, denn die Heiden hatten allerhand Lügen in betreff der Taufe ausgestreut. Sie sagten, während der Taufe gäben wir den Leuten zu essen und zu trinken, um so ihre Kasse zu vernichten. Eine große Anzahl Kinder und Frauen fanden sich während der Taufhandlung als Zuschauer ein.

Männer waren nicht zugegen, da diese um Brot zu verdienen, nach Kalkutta gegangen waren. Nach der Taufe ging meine Frau mit der Bibelfrau zusammen in zwei größere Behöfte, um hier christliche Lieder zu singen und vom Heiland zu erzählen. Nachdem von den Frauen ihre Schüchternheit überwunden war, stellte sich eine ganze Anzahl ein. Meine Frau sah bald, daß gerade unter diesen Frauen die Arbeit sehr schwierig und deshalb um so notwendiger sei. Spät kamen wir nach Buxar zurück. Wir hatten doch wohl unsere Kräfte überschätzt, denn am nächsten Tage bekamen wir beide Fieber. Die Taufe war am Freitag, dem 14. Oktober. Am Sonntag konnte ich in der Kapelle noch eine Heidenfrau aus demselben Dorfe taufen, sodaß aus diesem Dorfe bis jetzt 5 Heiden getauft wurden. Der Haß der Heiden scheint sich gerade auf die letztgetaufte Frau gerichtet zu haben, denn

minen. Es ist für sie angestrengte Arbeit, verdienen dafür aber täglich As. 8, während sonst der Lohn der Arbeiter im allgemeinen nur As. 6 oder 7 beträgt. Die Christen dort sind meistens aus den Zentralprovinzen gekommen, wo sie zu der amerik. luth. Mission gehörten. Außer zweien waren sie zum Gottesdienst alle erschienen. Der eine von diesen zweien war gegangen, sich eine Lebensgefährtin zu suchen; der andere war nach dem Margharita-Bazar gefahren, um Reis zu kaufen. Von letzterem erzählten mir die anderen, daß er stark Opium rauche. Ich konnte nachher auf dem Bahnhofe noch mit ihm sprechen. Von ferne kann man es ihm schon ansehen, daß er Opiumesser ist. Er meinte, er wolle nach Chota Nagpur zurückgehen und so dem Uebel entgehen. Aber wie ich nachher hörte, ist er in Schulden bei dem Verwalter, der ihn natürlich nicht eher gehen läßt, als bis er die abge-



Ein indischer Menschenfresser (aus Jaipur).

Von den 300 Millionen Einwohnern Indiens werden jährlich, nach dem Berichte der Regierung, gegen 25000 von Tigern getötet.

ihr Feld wurde 4 mal während der Nacht, noch ehe das Korn reif war, abgeschnitten. Da ihr Mann in Kalkutta ist, steht sie ohne Hülfe da. Wir haben unser Bestes versucht und die Polizei hiervon in Kenntnis gesetzt; aber die sagt: „Bringt uns den Täter, dann können wir etwas tun.“ Aber bisher konnte der Täter nicht ermittelt werden. Verdacht ist wohl vorhanden, aber keine Beweise.

In anderen Dörfern konnte der Streit zwischen den Brahmanen und Taufbewerbern gütlich beigelegt werden.

Wer ist der Stärkste?

Von Missionar W. Radjick, Linsukia (Assam).

Lezthün besuchte ich die Plätze Digboi, Balijan, Namrup, Borhat, Tengbari, Pokrijan, Chota Tingrai und Itakooli.

Die Christen in Digboi arbeiten in den Petroleum-

arbeitet hat. — Auch sonst gabs dort nicht viel Erfreuliches zu hören. Die Frau des einen war ihm ausgerückt und mit den Verwandten nach den Zentralprovinzen zurückgegangen. Die Schwester dieses Mannes hat ihren rechtmäßigen Mann verlassen, weil der mit einer Heidin noch zusammen lebte; sie tut nun hier ein gleiches und lebt mit einem Heiden zusammen. Die Eheverhältnisse sind hier doch oft tieftraurige.

Von einigen Jünglingen hatte ich dort einen guten Eindruck. In schönen Zimmern wohnten sie zu zweien oder einzeln. Sie sagten mir, daß sie zusammen Gottes Wort lesen und beten.

In Balijan traf ich am Sonntag die meisten Christen bei der Arbeit im Teehause. Der Verwalter war so freundlich, ihnen frei zu geben zum Gottesdienst. Unser Text war Gal. 5, die Werke des Fleisches und die Früchte des Geistes, mit der Frage: „Wer wird ein Erbe des Himmelreiches sein?“ Die Antwort: „Der nicht nach dem Fleisch, sondern nach dem Geist wandelt,“ zeigte Christen

und Heiden (die ebenfalls gekommen waren) den Weg zum Leben klar. Man merkte den Leuten recht die Freude darüber an, daß sie einmal wieder einen Sahib in ihrer Mitte hatten. Einer sagte zu mir auf dem Heimwege: „Manchmal wollen wir im Garten bei der Arbeit ganz verzagen; aber wenn der Katechist oder Sie zu uns kommen, werden wir wieder fröhlich.“

Der Katechist Masihdas in Namrup mußte als Hilfskatechist gezählt werden, weil er wochenlang nur seine Haus- und Feldarbeit getan hatte. Als er aber nur As. 5 monatlich geschickt bekam, gab er die Katechistenarbeit ganz auf. Das tat ihm aber bald leid, und so hielten wir es denn fürs beste, ihn weiter vorläufig als Hilfskatechisten arbeiten zu lassen. Ein junger Mensch, namens Immanuel, hilft dort fleißig mit beim Unterricht. Wir hoffen, daß die Arbeit so dort vorwärts gehen wird.

In dem Borhat-Garten ist der Christ Santosh als Hilfskatechist angestellt, er macht dabei auch seine Gartenarbeit. In der letzten Zeit hatte er einen Epilepsieanfall; er ist aber bald unter der Pflege des Arztes besser geworden. Auch mit den heidnischen Arbeitern bot sich dort Gelegenheit zu reden. Einige von ihnen kamen nachher auch zum Gottesdienst. Eine Familie konnte getauft werden. Zum Schluß hatten wir noch die Feier des hl. Abendmahls.

In Tengbari besuchte ich die Leute am Sonntag Vormittag und konnte dann am Sonntag Nachmittag noch hier zum Gottesdienst sein. An dem Tage beendeten die

Heiden die Feier des Durgafestes. Traurige Eindrücke hatte es hinterlassen. An den Seiten des Weges konnte man die Betrunknen liegen sehen, zum Teil noch von jemand anders bewacht, zum Teil auch ganz allein. Am traurigsten aber sahen die betrunkenen Mütter aus, die an ihrem Busen kleine Kinder nährten. An solchen Tagen merkt man es, wie stark doch noch die Macht des Heidentums ist. Zu Tausenden kamen die Leute hier nach Tinfukia, um das gemachte Gözenbild zu sehen. Im Herzen hatte man den Wunsch: „Ach, kämen die Leute doch so in Scharen, um dem allmächtigen Gott zu dienen!“ Im Garten redete ich eingehend mit den Heiden, auch auf dem Wege mit einigen.

In Pokrijan starb der Christ Christodas. Er war mit seiner Frau vor etwa sechs Monaten getauft worden.

Schon damals war er krank, er klagte über Leibschmerzen. Nach einiger Zeit fing sein Leib an zu schwellen, und er starb an der Wassersucht. Ich hatte von ihm den Eindruck, daß er ein aufrichtiger Mensch war. Zu seiner Beerdigung war eine Anzahl Heiden gekommen. Es war gelegene Zeit, auch mit ihnen vom Ernst der Ewigkeit zu reden. Als sie nachher noch in einem ihrer Häuser zusammensaßen, redete ich weiter mit ihnen. Sie wollten aber noch nicht kommen. Die Christen hatten sich ebenfalls in einem ihrer Häuser versammelt. Einer unter ihnen, Bishwas, ist ein Opiumesser. Ich redete mit ihm besonders und ermahnte ihn, sein Laster aufzugeben. Er sagte, er hätte es schon einigemal versucht, aber hätte sich darnach

körperlich so schwach gefühlt, daß er wiederum habe essen müssen. Ich bat ihn, mit ernstem Willen und gläubigem Gebet es noch einmal zu versuchen, bot ihm auch an, auf unserem Compound die Zeit über zu wohnen, damit wir ihm im Kampfe helfen könnten. Bis jetzt ist er aber noch nicht gekommen.

In Chota Jingrai hatte ein Christ einen Choleraanfall. Der Doktor des Gartens gab aber gleich Medizin, und die Christen versammelten sich in seinem Hause zur Fürbitte. So ist er denn bald wieder gesund geworden. Am letzten Sonntag kam er wieder zum Gottesdienste. Man konnte ihm seine Dankbarkeit und Freude vom Gesicht ablesen.

Im Itakooli-Garten ist das Kindermädchen des Verwalters eine Christin, sie ist in unserer Mission getauft. Die Eltern waren aber dann zu den Römern übergetreten.

In der römischen Kirche ist sie auch mit ihrem ersten Mann getraut worden. Der hat sie aber nach 2½ Jahren verlassen und ist nach Kalkutta gegangen. Seit der Zeit hat sie nichts mehr von ihm gehört, nun schon seit 5 Jahren! Hier lebt sie jetzt mit einem Heiden zusammen. Mit diesem möchte sie nun in unsere Mission wieder zurückkommen. Die Frau des Verwalters stellte ihr ein gutes Zeugnis aus. Als ich sie in ihrem kleinen Häuschen besuchte, kamen auch die andern Angestellten des Pflanzers hinzu, um Gottes Wort zu hören. Der Koch, ein Muhammedaner, bat um ein Markus-Evangelium. Ich hatte gerade ein Markus-Evangelium mitgenommen. — Bei einigen der anderen Christen merkte ich dort, daß sie Branntwein getrunken hatten. Sie gestanden es auch gleich. An guten Vorsätzen, es zu lassen, fehlte es auf



Eine reiche und doch arme Hindufräulein aus Chazipur.

meine Ermahnungen hin nicht. Ich hoffe, durch regelmäßigen Besuch werden sie wieder zurechtkommen.

Auf dem Missionsgrundstück haben wir die ganze Zeit über noch Leute zur Arbeit gehabt. Unser Wohnhaus haben wir nun bis aufs Einsetzen der Fensterscheiben und Dielen der Veranda fertig. Große Schmutzerei brachte das Verschmieren der Wände mit sich. Jetzt haben wir sie aber fertig und auch mit Kalk geweißt. Die Zimmer sind nach Möglichkeit eingerichtet. Man atmet ordentlich auf, daß die Kramerei endlich einmal etwas vorüber ist. Ein Stallgebäude, das wir sehr nötig hatten, haben wir auch noch in dieser Zeit gebaut. — Große Hilfe haben wir bei dem Bau an dem Tischler Kripadath gehabt. Er ist aus Purulia vor etwa jetzt schon 40 Jahren gekommen. Durch seinen Wandel beweist er, daß er inneres Leben hat. Mit seiner Familie hört man ihn abends die Lieder, die die Kinder beim Unterricht gelernt haben, singen; oder er oder der Sohn lesen vor, und die anderen hören zu. In den Gebetsstunden merkt man es an seinen Gebeten, daß er ein Gebetsleben führt. Im Gespräch erzählte er neulich folgendes: Als er in Chabua war und sich auf einem Platze ein neues Haus bauen wollte, wurde er von einem Assamesen sehr gewarnt, es doch ja nicht zu tun, auf dem Platze hätte früher ein Namghar gestanden. (Namghar nennen die Assamesen das Haus, in dem sie ihre religiösen Versammlungen haben.) Der Assamese versicherte ihm, daß er in seinem Hause viel Unglück haben würde. Die Götter würden in seine Familie Krankheit und Tod senden. Er hatte ihm geantwortet: „Nun will ich erst recht hier mein Haus bauen, ich fürchte eure Götzen nicht; denn ich bin Christ und diene dem allmächtigen Gott.“ — Der Meister baute sein Haus, und ihm geschah kein Leid. Der Heide aber bekannte nachher: „Jetzt sehe ich es ein, daß der Christengott stärker ist, als unsere Götzen.“

Die Einrichtung einer Missionsweberei in Muzaffarpur.

Von Missionar G. Tennigkeit, Muzaffarpur.

Schon lange hatte ich den sehnlichen Wunsch, unsern armen Christen, denen es sehr schwer wird, Arbeit zu bekommen, durch die sie sich den Lebensunterhalt erwerben könnten, durch Einführung eines Industriezweiges zu helfen. Das Einfachste und Praktischste schien mir die Weberei zu sein. Zeug ist ein Artikel, der immer verlangt wird. Schon wir selbst in der Mission brauchen für Waisenkinder und Ausfähige eine ganze Menge Zeug. Leider fehlte es mir an den nötigen Mitteln. Während meines Urlasses in Deutschland haben mir jedoch gütige Missionsfreunde etwas Geld zu diesem Zwecke gegeben. Nach der Rückkehr sollte sich gleich die Gelegenheit bieten, damit den Anfang zu machen. Ein junger Mensch, ehemaliger Waisenknabe, der, aus der Schule entlassen, in schlechte Gesellschaft geriet, von der er zum Stehlen geführt und dabei von der Polizei gefaßt und mit zwei-

jähriger Haft bestraft wurde, kam nach der Entlassung aus dem Gefängnis zu mir und bat um Arbeit. Ihn einfach abzuweisen, wäre so viel gewesen, wie ihn dem Verderben preiszugeben. Er hätte unbedingt zu der alten Diebesgesellschaft zurückkehren müssen, denn Arbeit hätte er nirgends bekommen. In dem Gefängnis hatte er Teppiche weben gelernt. Das kam ihm nun ganz gut zu statten. Außerdem machte es sich gut, daß ich in Muzaffarpur einen Webstuhl und auch einen tüchtigen Weber als Lehrer bekommen konnte. So wurde denn die Weberei gleich eröffnet. Gleich darauf kam ein junger Tuchweber, der auch Arbeit haben wollte. Für ihn wurde ein zweiter Webstuhl angelegt. Ein alter, gelähmter Christ, der sonst schwer eine andere Arbeit verrichten kann, muß mit einem Waisenknaben und dem etwa 10 Jahre alten Sohn eines Ausfähigen, der gesund ist, das Spulen besorgen und andere mit der Weberei verbundene Handreichungen tun. Somit haben wir schon eine regelrechte Weberei, und soviel ich übersehen kann, scheint sie auch rentabel zu werden. In der kurzen Zeit sind schon 23 Duzend Staubtücher und 125 Meter einfache Leinwand gewebt worden. Die Staubtücher werden an die Engländer verkauft, die sie gern abnehmen und zwar das Duzend zu 2½ Rupies. Alle Auslagen angerechnet, bleibt für die Arbeit eine Rupie übrig. Das ist gewiß ein schöner Verdienst. Ein tüchtiger Weber kann an einem Tage mit Leichtigkeit ein Duzend Staubtücher weben. Schon die beiden jungen Leute als Anfänger bringen täglich 6 bis 7 Stück fertig. Allerdings vergeht einige Zeit beim Aufziehen und Einfädeln des Garns. Immerhin werden sie mit der Zeit soviel verdienen, daß sie ihr gutes Auskommen haben werden. Markt für die Ware wird stets vorhanden sein. Zu Weihnachten hoffen wir schon die Ausfähigen, ungefähr 40 an der Zahl, mit dem Zeug aus der eigenen Weberei einkleiden zu können. Möchte die Sache sich gut weiter entwickeln und vielen zum Segen gereichen.

Ein Weniges vom Hindu=Heidentum.

Von Missionar Georg Tennigkeit.

Jüngst herrschte hier in Muzaffarpur sehr das Fieber. Fast in jedem Hause war jemand krank, zum Glück ist bis jetzt niemand dem Fieber erlegen. Dagegen von den Heiden sterben sehr viele. Auf dem Leichenverbrennungsplatz geht das Feuer gar nicht aus. Ein unheimlicher Anblick, besonders abends. Auf einem Bazar, auf dem ich gepredigt hatte, fragten mich die Hindus, warum sie dies Jahr wieder so viel am Fieber zu leiden hätten. Die Antwort darauf zu geben, war nicht schwer, nämlich daß Gott das Fieber als eine Zuchtrute benutze, damit sie sich von den toten Götzen zu ihm, dem lebendigen Gott, bekehren sollten. Leider fällt es ihnen schwer, das zu begreifen, da sie in dem Wahne sind, daß sie den wahren Gott schon anbeten. Auf demselben Bazar verfluchte mich ein Brahmane, weil ich ihm nicht umsonst Traktate geben

wollte. Noch lebend sollte ich ein (Bhut) böser Geist werden. Als ich ihm aber sagte, daß ich für ihn den Segen Gottes ersehe, schien er sich zu besinnen, kam zurück und sagte, daß er den Fluch wieder aufhebe. So kann man das Böse noch immer am besten mit dem Guten überwinden.

Ein Besuch in Darbhanga.

Von Missionar Theodor Rottke.

I. Die Ankunft.

Ich möchte die lieben Leser heute zu einem Besuch der großen Stadt Darbhanga auffordern. Ehe wir indessen die Reise antreten, die wohl mancher gerne mitmachen möchte, da wir sie im Geiste machen und sie uns daher keinen Pfennig kostet, müssen wir uns auf der Landkarte über die Lage der Stadt orientieren. Freilich nicht auf jeder Karte von Ostindien wird sie verzeichnet sein, obgleich es sich nicht um ein kleines Dorf, sondern um eine Stadt von 76000 Einwohnern handelt. Wer aber auch den Namen Darbhanga auf seiner Karte nicht finden sollte, kann doch unschwer seine Lage bestimmen. Er suche sich die Stadt Patna auf, die am Ganges liegt. Wenn er nun von da mit dem Finger nach Norden rückt, gelangt er endlich an die Grenze des Landes Nepal, am Südhange des Himalaya-Gebirges gelegen. Nun, etwa in der Mitte zwischen Patna und der Grenze von Nepal liegt Darbhanga an einem Flusse namens Bagmatti, der ein Nebenfluß eines Nebenflusses vom Ganges ist, so daß in der Regenzeit die Flußschiffe bis nach Kalkutta gelangen können.

Und nun wollen wir unseren Gedankenflug beginnen. Der trägt uns viel schneller als die schnellsten Postdampfer, die von Triest nach Bombay fahren, und noch viel schneller wie die Luftschiffe und Flugmaschinen neuester Konstruktion an das Ziel unserer Fahrt, nach Darbhanga.

Benutzen wir auf der letzten Strecke die Eisenbahn, etwa von Samastipur, dem nächsten größeren Orte, an, so kündigt uns der Pfiff der Maschine nach etwa 1½ Stunden an, daß wir uns dem Bahnhofe von Darbhanga nähern. Wir werden froh sein, daß die lange Reise ein Ende hat, denn selbst die besten Reisegelegenheiten können dem Reisenden auf die Dauer nicht das Verlangen nach dem Ende seiner Fahrt rauben. Und das müssen wir hier gleich anerkennend bemerken: Es reist sich sehr nett auf der indischen Eisenbahn. Europäer fahren gewöhnlich zweiter Klasse, denn dritter Klasse, in welcher alle Eingeborenen kutschieren, zu reisen, ist weniger angenehm. Die Eingeborenen haben so allerlei schlechte Angewohnheiten, welche dem anständigen Europäer den längeren Aufenthalt in ihrer allernächsten Nähe und dicht an sie gedrängt, wie das auf der Eisenbahn ja so manches Mal geschehen muß, verbieten, der allerliebsten Tierchen garnicht zu gedenken, derer man bei uns nur mit einem gewissen Grausen gedenkt, die bei den Eingeborenen aller Stände aber zu den geliebten oder doch wenigstens un-

vermeidlichen Haustieren gehören. In der zweiten Wagenklasse können wir freilich auch nicht immer ganz ohne die Begleitung Eingeborener reisen, denn wer das Geld dazu hat, kann zweiter, ja erster Klasse fahren, selbst wenn seine Haut schwarz ist wie die Nacht. Doch haben wir es hier mit gebildeten Hindus und Muhammedanern zu tun, die sich europäisch kleiden und uns in englischer Sprache anreden. Die sitzen da mit übereinander geschlagenen Beinen nach Landessitte auf den Polstern der breiten Bänke, oder sie räkeln sich auf denselben herum, als ob sie daheim auf ihren weichen Kissen lägen. Nicht selten haben sie sich eine Wasserpfeife mitgebracht und ziehen daran nach Kräften, wie die gurgelnden Laute, die sich aus dem Wasserbehälter vernehmen lassen, uns verraten, und blasen den blauen Rauch zum offenen Fenster hinaus. Also die Herren — es sind oft Gerichtspersonen, Rechtsanwälte und dergleichen — genießen sich nicht sehr. Aber in anderer Beziehung müssen wir diese Ungeniertheit auch wieder anerkennen. So reiste ich einst mit einem Muhammedaner, der, als die Sonne dem Untergehen nahe war, unbekümmert um die Mitreisenden, seinen kleinen Teppich am Boden des Wagens ausbreitete und sein Abendgebet sprach, wie es seine Religion ihm vorschreibt. Manche Christen könnten sich daran ein Beispiel nehmen, denn sind es nicht eigentlich recht viele, die sich genießen, sich als Christen vor der Welt zu zeigen? Beobachtet man andere eingeborene Reisende, so möchte man beinahe glauben, daß sie zum Geschlechte der Wiederkäuer gehören. In beschaulicher Ruhe sitzen sie da und bewegen die Kauwerkzeuge wie eine Kuh auf der Weide, wenn sie wiederkäut. Es handelt sich aber in Wirklichkeit nicht um diesen Prozeß. Was kauen denn aber diese Leute? Nun, Pan! Das ist das Blatt eines Baumes, welches von hellgrüner Farbe ist und dem Blatt unseres Fliederstrauches etwas ähnlich sieht. Dies Blatt hat einen scharfen Geschmack, der noch dadurch verschärft wird, daß man Kalk und Stückchen von der Betelnuß dazu genießt. Ich sah einst einige Jünglinge, welche ununterbrochen neuen Vorrat von diesen Blättern in den Mund steckten, so daß man versucht war, sie für pflanzenfressende Tiere zu erklären. Zu derselben Zeit sah ich einige Frauen in ihrer Begleitung, welche sich auch während dieser Fahrt von Samastipur nach Darbhanga die Zeit damit vertrieben, daß sie ununterbrochen eine Zigarette nach der andern ansteckten und vertilgten, nachdem ihnen die Wasserpfeife ausgegangen war. Also, was Emanzipation in solchen Dingen betrifft, da kann die moderne Frau Europas noch etwas von ihrer indischen Schwester lernen.

Nun, unsere Reisebetrachtungen führen uns zu weit. Der Zug ist längst in dem Bahnhof von Darbhanga eingelaufen, und die Kulis, die Gepäckträger, stehen schon draußen und bieten sich an, unser Gepäck zu expedieren, was wir ihnen gern erlauben, da die Kosten der Expedition nicht bedeutend sind. Für 5 oder 10 Pfennig bringen sie unsere Koffer und Reisetaschen an den Wagen, der draußen unter der Einfahrt des Stationsgebäudes hält. Sie rufen uns auch eine Droschke heran, wenn

wir eine solche brauchen sollten; oder eine Ekka. Ich möchte freilich nicht raten, das letztere Fuhrwerk für uns selbst zu benutzen, denn ich bin wohl einmal darauf gefahren, trage aber kein Verlangen nach öfterer Wiederholung. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Ekka ein niedriger zweirädriger Karren ist, dessen Räder nicht mit Federn versehen sind, und der keinen ordentlichen Sitz hat, sondern nur eine leicht gerundete Fläche, auf der nur derjenige bequem sitzt, der die Kunst versteht, nach orientalischer Sitte die Beine überander zu schlagen, wenn man weiter bedenkt, daß der eingeborene Fuhrmann, der vorn auf seinem Wagen sitzt, sein kleines Pferdchen zu großer Eile antreiben wird, so daß wir, da die Ekka keine nennenswerte Rücklehne hat, Gefahr laufen, herniedergeschleudert zu werden: so werden wir wohl die freundlichen Angebote besagter Fuhrherren, uns in ihrer Equipage in die Stadt hinein rütteln zu wollen, mit Dank ablehnen. Für das Gepäck ist indessen dieses Beförderungsmittel nicht übel. Bequemer fährt es sich mit der Droschke, wenn wir dem Dinge diesen Namen beilegen dürfen. Es handelt sich um einen großen Holzkasten mit zwei Türen, der inwendig mehr oder weniger gepolsterte, mehr oder weniger reinliche Sitze enthält, auf vier kleinen Rädern läuft, und von zwei winzigen Pferdchen gezogen wird, welche der Kutscher, der seinen Sitz hoch oben hat, mit der Peitsche auf die grausamste Weise antreibt.

Wir lohnen die Gepäckträger, oder wie sie in Indien heißen, Kulis, ab, was seine Schwierigkeit hat, da sie nie zufrieden sind, und unser Wagen setzt sich in Bewegung. Ja, wozu das alles, wird ein tüchtiger Fußgänger sagen? Das Einfachste wäre doch, wenn wir selbst unsere Handkoffer nehmen und frohgemut in die Stadt wandern würden. Das geht aber nicht, denn erstens ist das längere Behen in der indischen Sonne zumal mit Gepäck eine gefährliche Sache. Ein Fieberchen könnte die Folge sein. Zum Anderen aber würden uns die Eingeborenen auch schön von der Seite ansehen, denn wir müssen nicht vergessen, daß der Europäer in Indien eine bevorzugte Stellung hat. Auch ein Missionar darf in solchen Dingen nicht gegen die Landessitte handeln.

Nun also, wir lassen es uns gefallen in der Droschke, die im flotten Trabe den Weg vom Bahnhofe zur Missionsstation einschlägt. Uns fällt sofort der Wasserreichtum des Ortes auf. Der Bahnhof liegt an einem großen Teiche, an dessen jenseitigem Ufer wir viele schöne Bäume sehen. Wer besonders gute Augen hat, wird auch ein hübsches Haus mit Veranda und Blumengarten entdecken. In demselben wohnt der europäische Verwalter des eingeborenen „Königs“ von Darbhanga. Wir werden noch mehr von dem Letzteren hören und vielleicht auch sehen. Deshalb

ist es gut, wenn wir hier gleich etwas ganz Allgemeines über seine Stellung bemerken.

(Fortsetzung folgt.)

An unsere christliche Frauenwelt!

Das 19. Jahrhundert hat große Missionserfolge in heidnischen Ländern gezeitigt. Gottes Segen hat besonders auf den weit ausgedehnten Arbeiten der englischen und amerikanischen männlichen und weiblichen Missionsarbeit geruht.

In Deutschland ist Missionsfönn und Missionsliebe nur auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis beschränkt. Und doch hat der Herr und König der Mission bei seinem Scheiden von der Erde als sein Testamentswort den Missionsbefehl gegeben: Matth. 28, 18–20.

Darum ist Missionsarbeit christliche Pflicht, ist Behorsam. Die deutschen Frauen und Häuser müssen sie mehr aufs Herz und in die Hand nehmen, damit das Werk in den Heidenländern die notwendige Stütze, Förderung und Vertiefung in der Heimat finde.

Auch der Morgenländische Frauen-Missionsverein bedarf vermehrter Hülfe. Er arbeitet in Indien und China im Anschluß an deutsche Missionsgesellschaften, wie die Böhnerische und Berliner.

Der allein bestimmende Beweggrund zum Missionsdienst muß gläubige Herzensstellung sein. Zögern etwa bewußt gläubige junge Herzen aus dem Gefühl eigener Untüchtigkeit: „Die Sach' ist Dein, Herr Jesu Christ.“ Er ist in den Schwachen mächtig und sagt ja in seinem Abschiedswort: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Darum bitten wir um Arbeiterinnen in der großen Ernte (Lukas 10, 2) und fordern geprüfte Lehrerinnen, sowie junge Mädchen, die eine gute Volksschulbildung genossen haben, zum Missionsdienst auf, um heidnische Frauen dem Evangelium zuzuföhren und heidnische Kinder christlich zu erziehen und nach christlicher Weise zu pflegen. Eine gründliche, notwendige Ausbildung finden geeignete Aspirantinnen durch verschiedene Kräfte in unserem Heim.

Wer sich im Aufblick zu Gott entschließt, den Missionsberuf zu erwählen, muß körperlich gesund, nicht unter 22 Jahre und nicht über 32 Jahre alt, in weiblichen Handarbeiten geübt, wenn möglich musikalisch sein. Ein selbstverfaßter Lebenslauf, ärztliches Attest und schriftliche Einwilligung der Eltern ist einzusenden an die Vorsitzende des Vereins: **Fräulein von Buddenbrock, Berlin W. 9, Schellingstr. 12.**

Inhalt dieser Nummer: Zum 77. Jahrgang. — Verlust und Gewinn. — Dankschreiben der eingeborenen Christen in Kinkel. — Ein indischer Menschenfresser (Bild). — Eine reiche und doch arme Hindufräulein aus Ghazipur (Bild). — Von den Regungen im Distrikt von Buzar. — Wer ist der Stärkste? — Die Einrichtung einer Missionsweberei in Muzaffarpur. — Ein Weniges vom Hindu-Heidentum. — Ein Besuch in Darbhanga. — An unsere christliche Frauenwelt!

Hierzu eine Beilage.

Verantwortlicher Redakteur: Missionsdirektor Kauff, Friedenau, Handjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zilleßen), Berlin C. 19, Wallstr. 17/18. Verlag der Buchhandlung der Böhnerischen Mission, Friedenau-Berlin. — Der Jahrgang kostet 1,25 Mk.



DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

MONATSBLATT DER GOSSNER'SCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 2

Friedenau, Februar 1910

77. Jahrgang

Aller Knecht.

Welcher unter euch will der Bornehmste werden, der soll Aller Knecht sein.

Mark. 10, 44.

Auf seinem Leidenswege nach Jerusalem hat der Herr Jesus dieses Wort gesprochen. Er, der es gesagt hat, hat es auch seinen Jüngern vorgelebt. War er nicht Aller Knecht? Wo er ging und stand, hat er gedient: den leiblich Kranken, den seelisch Leidenden, den Einfältigen, den stolzen Geistern, den Jüngern, dem Volk, ja sogar seinen Feinden. Er war nicht nur Gottes Knecht, sondern auch der Menschen Knecht. Nicht allein seinem Zeitalter, sondern allen Zeitaltern hat er gedient, nicht nur den Kindern Israel, sondern der Menschheit. Vor allem in seiner heiligen Passion. Hat ihn Pilatus mit seiner Kreuzesüberschrift nach höherer Leitung als König bezeichnen müssen, so hätte man auf das Holz des Gluckes auch den Titel setzen können: „Aller Knecht.“ Weil er im tiefsten Sinne wie kein anderer dem verlorenen, armen Menschengeschlecht gedient hat, darum kann man ihn auch als den Nützlichsten — wenn dieser platte Ausdruck erlaubt ist — unter allen Menschen bezeichnen. Der Nützlichste aber, in der edelsten, heiligsten Bedeutung des Wortes genommen, ist ohne Frage der Ausgezeichnetste. Der Ausgezeichnetste ist aber der Beste und Bornehmste. So hat Jesus seine ewige Bornehmtheit, d. h. sein göttliches Königtum, wonach er Herr und Haupt aller Erlösten werden sollte, redlich erdient und verdient. Als er sein Blut vergoß, leistete er der heilsbedürftigen und heilsverlangenden Sünderwelt den allerhöchsten Liebesdienst. Aber eben damit kleidete er sich in den Purpur einer unvergleichlichen Herrlichkeit.

Eine ähnliche Gefinnung, ein gleiches Streben nach solcher Bornehmtheit stellt nun auch uns der Herr

anheim. Hier befiehlt er nicht, hier überläßt er es uns, ihm nachzufolgen: „Welcher will,“ sagt er. Denn Knecht sein in seiner Art setzt Freiwilligkeit voraus. Ein elendes Sklaventum will er natürlich nicht aufrichten. Wir empfangen von ihm nicht einen knechtischen Geist. Der Kadavergehorjam ist nicht jener Gehorsam, in dem der Herr gehorsam ward bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz. Aber sich seinen Mitmenschen in freudigem, freiem Dienen unentbehrlich machen, ihnen mit seinen besten Gaben allewege förderlich sein, den Brüdern und Schwestern helfen, wo ihnen Hilfe not ist, in Wort und Werk, das ist Heilandsart, Heilandswirken.

Wer waren zu allen Zeiten in der Geschichte der Welt und der des Reiches Gottes auf Erden die Größten, die Bornehmsten? Nicht, die am meisten nahmen und Raub auf Raub an sich rissen, gleichviel ob Länder-, Völker-, Reichthums- oder Ehrenraub —, sondern die am meisten ihren Mitmenschen und der Nachwelt gaben und allen Geschlechtern unschätzbare Dienste leisteten. Wurde nicht auch Luther aller Knecht und dadurch der eigentliche, der vornehmste Reformator, kurz gesagt: der vorzüglichste Mann seiner Zeit? Er hat gedient als Lehrer und Prediger, als Volksmann und Kinderfreund, als Vater und Berater zahlloser Leidenden, als Vertrauensmann der Fürsten und städtischen Obrigkeiten, als Bibelübersetzer und Liederfänger, auf Reichstagen und Kirchenversammlungen, in Briefen und Schriften aller Art, mit der Hand und mit dem Mund. Von früh bis spät ging auch sein Knechtsdienst nach allen Seiten. Welch' ein köstliches, schier beneidenswertes Leben, möchte man ausrufen, solch ein allseitiger Diener sein zu dürfen und zu können!

Freilich, nicht jedem ist es verstattet, in solchem Umfange tatsächlich seinen Dienst ausüben zu können. Schließlich macht es doch nicht die Menge der nackten

Werke. Auf die Herzensstellung eines, der Aller Knecht sein will, kommt es an. Hier heißt es auch: Setzt den Baum gut, so werden auch die Früchte gut werden.

Der alte Mensch sträubt sich gegen alles Dienen. Er will immer obenan sitzen, er will sich nicht unterordnen. Herrschen will er. Und dennoch übt der Dienstfertigste den größten Einfluß aus. Durch seine Brauchbarkeit allenthalben macht sich ein treuer Knecht seinem Herrn schier unerseßlich, ja wird also seines Herrn Herr.

Im Lichte der Passionsgestalt unseres Herrn prüfen wir unser selbst Werk. Wie weit haben wir gedient? Haben wir allen gedient, denen wir hätten dienen können? Auch den fernsten Heiden? Wird man einmal auf unseren Grabstein setzen können das Wort des besten Nachruhms: „Aller Knecht“?

Wie ein indisches Heiligtum entsteht.

Von Missionar Rudolf Karsten.

Auf meiner Reise durch Zaspur muß ich des öfteren eine hohe Bergkette übersteigen und benutze dazu den sogenannten Damera-ghat. Dort oben hat man an einer Stelle eine wundervolle Fernsicht. Zum Genießen dieser Naturschönheit und zum Ausruhen nach mühsamer Kletterei, ist vor einigen Monaten an jener Stelle auf Befehl des Königs ein kleines Häuschen errichtet worden. Auch Wasser gibt es dort oben, ein kleines Flützchen rauscht in der Nähe, um sich später vom Berge hinab in die Tiefe zu stürzen. Diese Gegend hat auch einem indischen „Heiligen“ oder Sanyasi gefallen, der vor kurzem des Weges kam, um sich vom Zaspurkönig eine zeitlang füttern zu lassen. Dort wo das Flützchen den Weg kreuzt, legte er einige große und kleine Steine unter einem Baum stufenförmig zurecht, packte etliche Blumen und Reiskörner darauf und setzte sich, mit Sandelholz-Asche und Zinnober wohl beschmiert, daneben. So war eine heilige Stätte geschaffen. Jedermann, der des Weges kam, machte seine Verbeugung, kam dort seinen religiösen Verpflichtungen nach und reichte dem Heiligen auch etwas von seiner Wegzehrung dar.

Um nun dem Orte größere Bedeutung zu verschaffen, ging der Sanyasi zum König und bat um Hilfe. In dem Palaste waren einige Götzenbilder des verstorbenen Königs, die keine Verehrung mehr fanden, weil jener König vor ihrem Angesichte die schmachlichste Demütigung seines Lebens erdulden mußte. Eines jener Steinbilder war der Götze Mahabir (der Allgewaltige), der mit einem Affengesicht dargestellt wird. Diesen Stein durfte der Mann mitnehmen und bekam von Stund an jeden Tag genügend Kost vom Hofe nach seinem einsamen Posten im Urwald zugesandt. Dort steht der geächtete Mahabir jetzt unterm Baum auf einem Steinhäufen, bekommt täglich sein Opfer an Blumen, Reis, Del usw. und erfährt manche Verehrung von Seiten der Reisenden. — Der Sanyasi hat sich daneben eine kleine Laubhütte

erbaut und bedient den Götzen. Er leitet die Gefangs- und Gebetszeiten durch Blasen der heiligen Muschel ein, singt ihm einige Liederverse und spielt ihm auf der Flöte vor. Einen Gehilfen zu dieser Arbeit hat der Sanyasi auch schon gefunden. Sie besorgen beide den Dienst und vertreiben sich die Zeit ihres Lebens damit. Fragt man ihn, warum er solch unnützes Werk treibe, so heißt es: „Die Leute wollen etwas zum Verehren haben, und ich will etwas, um meinen Bauch zu füllen.“

Eine Erkundungsreise der Brüder John II und Karsten zu den Korwas.

Von Missionar Adolf John.

Nagar, die Hauptstadt Zaspurs, war der Ausgangs- und Sammelpunkt für eine von uns geplante Reise zum Volke der Korwas. Die Nachrichten über das noch so gut wie unerforschte Gebiet im Nordwesten von Zaspur lauteten ziemlich ungünstig und unsicher.

Mein Plan war, bis zur Residenz Sanna — wo der Minister des Königs wohnt — vorzudringen, dort mit dem Minister, der selbst ein Korwa ist, zu verhandeln, Land und Leute zu erforschen, die unbestimmten Gerüchte von dort an Ort und Stelle zu prüfen, den Mann selbst aufzusuchen, der gesagt haben soll, daß die Korwas Christen werden wollten und sogar den „Mundari-sprechenden Missionar von Kinkel“ gerufen hätten.

Also Motive zu einer solchen Reise waren genügend vorhanden, und ich kann nur sagen, es war gut, daß wir nichts gescheut haben, um alles zu prüfen, und nun ein klares Bild abgeben können. Der Herr sei gelobt, der mit uns war!

* * *

In Nagar sprach ich beim Könige vor, ob er uns nicht einen Elefanten zu der Reise borgen wolle. Er ließ mich „privatim“ zu sich kommen und zeigte sich von einer solchen liebenswürdigen Seite, daß ich ganz erstaunt war. Er verweigerte uns allerdings erst den Elefanten, da er vermeiden wolle, daß der Minister da oben — mit dem er auf dem Kriegsfuße steht — nicht denke, er (der Raja) habe uns gesandt. Diese Befürchtung ließ er dann aber fallen und willigte ein; und als ich um 2 Elefanten bat, bewilligte er auch diesen noch. Sobald ich mich nach längerer Unterhaltung verabschieden wollte, sagte er mir, ich möge zum Minister gehen und ihm mitteilen, daß er am nächsten Morgen 2 Elefanten und einen Erlaubnischein zu mir schicke, damit wir eine recht angenehme Reise haben möchten.

Als wir am nächsten Morgen das Gefängnis besichtigten, sahen wir denn auch schon 2 Elefanten unserem Wohnhause zu marschieren, und da die Vorbereitungen zur Reise getroffen waren, saßen wir 9 Uhr schon oben; auf einem Elefanten Bruder Karsten und ich, auf dem zweiten lag das Zelt und oben drauf

nahmen 4 Katechisten Platz. Es war ein langer Zug von über 20 Menschen, die mit uns gingen.

Als wir beinahe aus der Stadt hinaus waren, fiel mir der Erlaubnisschein ein, den ich ganz vergessen hatte. Ich sandte einen Katechisten zurück zum Minister nach dem Briefe. Leider gab er ihn nicht sofort, sondern sagte, er werde sofort einen berittenen Polizisten nachsenden mit dem Briefe des Königs.

Mit diesem Trost zogen wir nordwärts, und schon am Abend des ersten Reisetages hatten wir Hunger genug: der Erlaubnisschein kam nicht, und der versprochene Vot auch nicht. So mußten wir die Elefanten und 4 Elefantenführer füttern, was nicht im Plane meiner Reise lag.

Vor dem höchsten Paß in einem Flußthal rasteten wir und spürten ganz empfindlich den kalten Nordwind. Am nächsten Tage reisten wir wohlgenut weiter, nachdem ich nicht ohne Sorge meine geringe Barschaft gezählt hatte, die bloß 30 Rs. betrug; denn wenn alle Tage so wie der erste sein sollten, so war gar nicht vorauszusehen, wie wir auskommen sollten, denn jeder Tag mußte uns 3 Rs. kosten, auch wenn wir nur die allernotwendigsten Ausgaben machten.

So erreichten wir denn am zweiten Reisetage nach einer beschwerlichen Reise abends 5 Uhr Sanna! Cines Nordpolentdeckers Gefühle erfüllten uns, und wir konnten es ein klein wenig nachfühlen, wie einem solchen zu Mute ist, wenn er auf dem Pol steht, nur mit dem Unterschiede, daß wir unserer Sache doch gewisser waren.

Was wir am zweiten Reisetage zu sehen bekamen, waren ungeheure Bergketten und — menschenleere, öde und wüste Ebenen! Oft sind wir 3—5 englische Meilen gereist, ohne auch nur eine menschliche Wohnung zu sehen, und wenn, dann waren es hier und da zerstreut liegende Häuser von Uraus und Korwas. Die Berge sind mit dichtem Gestrüpp bewachsen ohne besonderen Baumwuchs. Der Sakhuabaum gedeiht noch am besten und ragte hier und da vereinzelt empor.

In Sanna nun versprochen wir uns viel, hier sollten alle unsere Pläne verwirklicht werden.. Der eifige Nordwind und die anbrechende Nacht aber ließen uns vor allem an ein schützendes Nachtlager denken. Die inzwischen eingezogenen Erkundigungen waren vorab enttäuschender Art: der Minister war nicht zu Hause, er war mit seinen 4 Weibern einige Kos ostwärts gezogen, um von da aus allein bis an die Grenze von Barwe zu gehen, wo er seine Götter hat. Also eine Unterredung war somit von vornherein ausgeschlossen.

Der Mann, den ich suchen ließ, und der die Nachricht, daß die Korwas Christen werden wollten, verbreitet hat, war nach Rahiman gegangen und vor 8 Tagen nicht zu erwarten. Am nächsten Morgen sahen wir mit Staunen, wie es allenthalben weiß war, das Zelt war mit einer dicken Eiskruste überzogen, und die Kulis froren ganz gewaltig. Einige photographische Aufnahmen werden f. Zt. ein Bild von Sanna selbst geben.

Nun galt es zunächst Erkundigungen über die Korwas einzuziehen, und da erfuhren wir folgendes: Es gibt

zwei Arten der Korwas, 1. die Dorf-Korwas oder Diharias, 2. die Berg-Korwas oder Paharias. Sub 1 sind hinduisierte Korwas, welche reines Nagpuria sprechen und die Religion der Hindus angenommen haben. Ihre Zahl soll etwa 3000 betragen, welche über ganz Rhuria zerstreut in den Tälern wohnen. Sub 2 sind die wilden Bergstämme, welche in den Bergen wohnen und ihre Ursprünglichkeit erhalten haben, d. h. sie sprechen fast reines Mundari, ihre Muttersprache, und haben nicht von anderen Volksstämmen angenommen. Die Religion ist die der Kolarier, also Dämonendienst. Sie treiben keinen Feldbau wie etwa die Diharias oder Urauns von Rhuria, sondern leben meist von Jagd, Diebstahl und Raubmord. Diese nun aufzusuchen, war von Sanna aufwärts mein nächstes Ziel.

Nach diesen Erkundigungen reisten wir am zweiten Tage nordwestwärts und kamen nach 6 Kos über unwirtliche Gebirgspässe und öde Gegenden nach Pondra, wo sich eine Polizeistation des Raja befindet. Jetzt befanden wir uns 3616' hoch. Wir waren 90 km von Nagar entfernt und hatten noch nicht einen einzigen Berg-Korwa gesehen! Die Polizeileute waren sehr unfreundlich, und da der erwünschte Erlaubnisschein vom Raja auch ferner ausblieb, hatten wir viel Unbequemlichkeit mit in den Kauf zu nehmen. Ich erkundigte mich auch hier eingehend nach den Berg-Korwas und erfuhr dasselbe wie in Sanna. Bis zu den nächsten Berg-Korwas waren es 3, 4, 7 Kos, und es war nicht abzusehen, wie und wo ich mit ihnen in Berührung kommen konnte. Da bat ich den Polizeiwachtmeister, daß er mir behilflich sein möge. Er sagte mir folgendes: „Sahib, ich rate Ihnen, nicht hinzugehen; entweder rücken sie alle aus Furcht aus, oder sie rauben Sie vollständig aus! Auch wenn ich Polizisten mitsende, ist Ihre Lage nicht besser, und ich kann für die Folgen eine Verantwortung nicht übernehmen.“

Da bat ich ihn endlich unter Versprechungen, zwei Wächter zu ihnen zu schicken, die etwa 5—10 Mann herbringen und ihnen sagen sollten, daß zwei Missionare gekommen seien in freundlicher Absicht, und daß ich eine Aufnahme machen wolle. Nachdem ich den Wächtern je eine wollene Decke versprochen hatte, zogen sie früh los.

Inzwischen hielten wir Umschau da oben über Land und Leute. Ach, welch' ödes Land! Pondra ist der höchste Punkt von Rhuria. Ganz Jaspur lag uns zu Füßen! Größere Bäume kamen uns kaum zu Gesicht. Alles Land war erstorben und erfroren. Im Januar soll sogar Schnee fallen. Die Kulis hatten den ganzen Tag im Sonnenschein die Feuer brennen. Der eifige Nordwind legte gewaltig über das Plateau, von wo aus wir nicht einen einzigen der Berge sehen konnten, die wir überstiegen hatten. Das Gras war weiß und die Blätter von Kälte zerschrumpft. In Pondra selbst leben einige Diharia-Korwas, Urauns, Hindus und andere. Sonst weit und breit kein Dorf auf der ganzen Hochebene. Ich machte einen Besuch im Dorf selbst, und auf meine Fragen bezüglich des Christentums wurde mir

gesagt: „Ja, wir haben gehört, daß in Jaspur viele Christen werden; aber wir hier oben haben nicht unter dem Raja zu leiden, warum sollten wir Christen werden?“

Schließlich wurde es auch wieder Abend, und endlich kamen die Wächter mit 10 Korwas, wild aussehenden Gestalten, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, zurück. Nun war ich meinem Ziel so nahe und war ganz erfreut. Ich bat den Daroga, sie in der Herberge bis zum nächsten Tage lagern zu lassen. Meine Sprachversuche mit den Leuten waren wider Erwarten mit Erfolg gekrönt, und ihre Augen leuchteten, als ich sie in Mundari anredete. Doch so einfach war es nicht, ich merkte schon bald, daß es ein dem Mundari ähnlicher Dialekt ist. Die Hilfsverba mena, hobaoa und banoa hatten sie nicht, und ich kam bald dahinter, was sie an Stelle dieser Verba hatten. Vorab aß ich erst Abendbrot, und dann setzten wir uns zu ihnen ans Feuer.

Nachdem ich mit ihnen etwa 1½ Stunde gesprochen hatte, fragte ich sie auch über ihre Religion, und da verweigerten sie entschieden jegliche Auskunft, weil es ihnen verboten sei, darüber zu anderen Leuten, die nicht zu ihrem Stamm gehören, zu sprechen. Ueber ihre Totenbestattung jagten sie mir, daß sie ihre Toten einfach die Abhänge hinabwerfen, den Schakalen und Geiern zum Fraß. Endlich machte ich ihnen die Eröffnung, daß ich am nächsten Morgen sie photographieren wolle, und da sagten sie zu mir: „Nie- mals lassen wir unsere Gestalt auf das Papier bringen, auch das ist uns verboten.“

Ich hatte ihnen das Bild von Dr. Nottrott mit den Pastoren gezeigt zur näheren Erklärung. Als ich gehen wollte, da sollte ich jedem 2 Flaschen Reisbranntwein geben, und als ich ihnen klar machte, daß ein Missionar solch' Zeug nicht geben kann und darf, sondern daß ich ihnen ein anderes Geschenk machen wolle, und wenn sie sich miteinander besprechen wollten, würde ich auch noch etwas viel Schöneres für ihre Seelen schenken, da wurden ihre Gesichter sehr zornig. Als ich weg war, schimpften sie ganz gewaltig und sagten zu den Polizisten: „Warum hat uns der Sahib gerufen? Geld und Branntwein gibt er uns nicht, sind wir denn seine Diener, daß er uns rufen läßt, dem wollen wir es heim zahlen!“ Und richtig, um Mitternacht waren sie allesamt ausgerückt,

so daß ich morgens das Nest leer fand. Am nächsten Tage war dort ein kleiner Bazar, und zum Glück kamen einige Berg-Korwas dorthin, mit denen ich wieder sprach und sie zum Zelt mitnahm, wo ich sie ohne weitere Umstände photographierte! Ehe ich mich besann, waren aber auch sie auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Unser Rückweg sollte wieder über Sanna stattfinden, doch gingen allerlei Gerüchte herum, daß uns 50–100 Korwas in dem Engpaß nach Sanna überfallen und, da sie unsere Koffer mit Geld angefüllt glaubten, vollständig ausplündern wollten.

Wir zogen deshalb einen anderen Weg nach Südwesten vor, wo wir auch unbehelligt nach dreitägigem Elefanten- und eintägigem Pferde- ritt, also nach 4 Tagen, an der Grenze von Biru anlangten und am fünften Tage erst in Kinkel wieder einzogen.

Ich schließe nun, obwohl ich noch 20 Seiten berichten könnte, da die Zeilen heute fort sollen.

Zum Schluß noch einige Gedanken, die mir während der Reise gekommen sind, und die ich hiermit darlege:

1. In Rhuria zu missionieren ist meiner Ansicht nach nicht rätlich, da das ganze Land viel zu wenig bewohnt ist. Es wohnen dort auf einem Flächenraum von 900 engl. Quadratmeilen vielleicht nur so viel Leute wie in Jaspur oder in Biru etwa auf 200 englischen Quadratmeilen Flächenraum.

2. Wenn die Berg-Korwas irgendwo auf Regierungs-

land angesiedelt werden könnten und sie vor allem ihre unwirtlichen Berge aufgeben würden, so wäre Aussicht vorhanden, sie unter die Fahne des Kreuzes Christi zu sammeln und sie zu anderen Menschen zu machen. Dort oben ist es ganz ausgeschlossen.

3. Somit fällt auch der eventl. Bau einer Station da oben in sich zusammen, und es wäre Geld weg- geworfen, wenn wir dies ins Auge fassen wollten.

Soviel ist erreicht und ausgekundschaftet: Land und Leute haben wir gesehen. Unter Christwerden ver- stehen sie Geld bekommen. Es sind 2 Missionare da oben gewesen (die ersten überhaupt!), und es wird sich nun das Gerücht von unserem Hinkommen über ganz Rhuria verbreiten, sie werden überlegen, fragen und viel-



Schüler des theologischen Seminars in Ranchi.

leicht auch suchen, sodaß später einmal, vielleicht erst nach Jahren, die Frucht unserer Reise zu sehen sein wird.

Was ich erreichen wollte, habe ich erreicht, und mehr hatte ich mir keineswegs versprochen.

Der Herr sei gelobt dafür!

Ein Besuch in Darbhanga.

Von Missionar Theodor Motte.

(Fortsetzung.)

Das Wort „König“ sagt zuviel, und wir wollen deshalb lieber jetzt wie in der Folge das indische Wort Raja (sprich: Radscha) gebrauchen, denn, wenn ich von den lieben Lesern auch nicht verlangen will, daß sie in der Geschwindigkeit Hindustani lernen sollen, so kann es bei einer Reise in einem fremden Lande doch nicht ausbleiben,

liegt der breite Wasserspiegel zu unserer Linken, hohe Fächerpalmen stehen vereinzelt am Ufer, an dem auch Rohr in Mengen wächst. Senferts steigt das Ufer ziemlich hoch an, und dort sehen wir ein langgestrecktes rotes Gebäude aus dem Grün herauschimmern. Das ist die Station der Römer. Ein oder zwei Franziskaner-mönche und neuerdings auch zwei Nonnen, führen dort ein beschauliches Dasein.

Wenden wir unsere Augen nach rechts, so können wir botanische Studien machen, denn Bäume und Büsche der verschiedensten Arten säumen den Weg und bedecken das Gelände auch weiterhin. Doch nur einen Augenblick weiden sich unsere Blicke an dem schönen Grün, dann fliegen sie wieder nach der anderen Seite, als ob jemand: „Augen links“ kommandiert hätte. Ein merkwürdig klatschendes Geräusch hat nämlich unser Ohr getroffen,



Missionar Lic. Joh. Stosch und sein früherer Pandit (Sprachlehrer Ram Lal).

daß der Reisende auch diese oder jene Vokabel der Landessprache im Vorbeigehen lernt. Ich möchte glauben, daß dies Wort Raja überhaupt nicht das erste ist, welches die Freunde gelernt haben werden. Schon ehe sie Darbhanga erreicht haben werden, wird ihnen die Bedeutung des Wortes „Bakschisch“ (Trinkgeld) klar geworden sein.

Also, ich sage, wir wollen den Raja von Darbhanga nicht „König“ nennen, weil er einfach keiner ist, und auch niemals war. Er hat kein Reich, wohl aber unermessliche Ländereien und daher auch viel Geld. Zur Verwaltung dieser Dinge braucht er eben einen Verwalter, und da er offenbar Grund hat, seinen Landsleuten solch ein Amt nicht anzuvertrauen, so hat er sich einen Engländer zugelegt, dem er ein bedeutendes Gehalt zahlt. Dessen Haus sehen wir eben.

Wir verlassen den Bahnhofsteich; aber nur, um sofort an einem anderen Gewässer dahinzurollen. Da

und wir machen uns unwillkürlich daran, die Ursache dieses Geräusches zu entdecken, was auch nicht schwer fällt. Da sehen wir einige schwarze Männer mit weißen Kleidern und dito Turban im Wasser stehen. Vor ihnen befindet sich ein glatter Stein, und das vorhin gehörte Geräusch rührt daher, daß diese Leute mit einem zusammen gerollten Stück Zeug kräftig auf den Stein schlagen, so daß das Wasser herausspritzt. „Diese Leute“, so wird mancher denken, „müssen ein absonderliches Interesse daran haben, ihr Zeug zu ruinieren!“ Weit gefehlt, Verehrtester; dies ist die Methode, welche man in Indien anwendet, um Wäsche zu waschen, und die Leute, welche wir also in Tätigkeit sehen, sind Wäscher. Wird es dir nun klar, lieber Leser, weshalb Missionare in Indien so viel Zeug brauchen?! Am Rande des Weges grasten einige Miniatureselinnen. Sie gehören den Wäschern und müssen die Wäsche vom und zum Teiche tragen.

Weiterhin begegnen uns Fischer, die auch in diesem Teiche ihr Gewerbe getrieben haben, denn derselbe ist reich an schönen Fischen. Es dauert nicht lange, so haben wir die Häuser der Stadt wieder erreicht. Eine halbzerfallene Moschee und daneben eine Anzahl kleiner Lehmhäuser bezeichnen den Anfang der Stadt. Wir biegen nach rechts um die Ecke und wollen nun eine lange Straße hinunter. Rechts und links geht es an kleineren Gebäuden entlang, mitunter einstöckig, mitunter auch mit einem Oberstock versehen. Kleine Gärten zeigen sich hier und dort zwischen den Häusern. Ein Teich, an dem wir vorbeikommen, läßt uns ahnen, daß die Stadt sehr reich an Wasser ist. Nachdem wir eine breite Querstraße passiert haben, welche die ganze Stadt von Süden nach Norden durchschneidet, kommen wir in das Viertel der Muhammedaner. An der eben erwähnten Straßenecke steht ein alter Mangrovenbaum an einem Brunnen, gegenüber befindet sich ein quadratisches Gebäude, dem man es gleich ansieht, daß wir es mit einem Regierungsgebäude zu tun haben. Es ist eine Polizeistation, wie solche neben der Hauptstation hier und da erbaut sind. Unter diesem Baume am Rande des Brunnens hat der Schreiber dieses, wie auch gewiß mancher Missionar vor ihm, oft gestanden und Gottes Wort den Heiden verkündigt.

Daß wir uns im Muhammedanerviertel befinden, wird uns bald klar werden, wenn wir unsere Augen umherschweifen lassen. Auf einem von hohen Bäumen beschatteten Platze zur Rechten sehen wir auf hohen Bambusstangen dreieckige Fahnen aufgezogen. Ihre Grundfarbe ist rot, der Rand grün. Diese Fahnen sind zur Zeit des Muharramfestes hier aufgestellt worden. Das genannte Fest ist eins der beliebtesten bei den Anhängern Muhammeds in Indien. Es wird zum Andenken an den Mord der beiden Söhne Allis und Enkel des Propheten, Hassan und Hussain gefeiert. Leute mit Stangen und Schwertern bewaffnet durchziehen tagelang die Straßen der Stadt, allerlei sehr geschickt ausgeführte Schwerttänze zur Aufführung bringend. Der letzte Tag des Festes wird mit besonderer Feierlichkeit begangen. Da durchziehen die Festteilnehmer in zwei Zügen von verschiedenen Seiten die Stadt. Sie führen Elefanten mit, auf denen die Träger der großen Fahnen sitzen, welche wir sehen. Auch die Schwerttänze werden im Zuge fortgesetzt, und dann kommen Leute, welche große aus buntem Papier und Bambusstäben hergestellte Grabmoscheen tragen.

Hier, wo die vom Winde zum Teil schon etwas zerfetzten Fahnen aufgestellt sind, ist der Ort, an denen sich beide Züge am Tage des Festes begegnen. Da drängt sich natürlich das Volk in der engen Straße, und ein großes Aufgebot von Polizeisoldaten, einige sogar mit geladenen Flinten bewaffnet, muß die Ordnung aufrecht erhalten. Nicht selten kommt es zu Schlägereien, ja, es soll auch schon Blut vergossen worden sein bei der Gelegenheit.

An das alles erinnern uns die Fahnen. Wir sehen

jetzt, daß sie sich auf einer Art von Kirchhof befinden, denn verschiedene gemauerte oder von einer halb zerfallenen Mauer umschlossene Gräber stellen sich unserem Auge dar. Doch laßt uns nach vorne schauen! Da sehen wir in der Ferne zwei hohe alte Pinienbäume ragen. Dort befindet sich die Missionsstation, das vorläufige Ziel unserer Fahrt. Ehe wir dasselbe erreichen, kommen wir an zwei langgestreckten Häusern vorbei, welche die Straße auf beiden Seiten flankieren. Auf den Veranden dieser Häuser sind mancherlei Leute mit mancherlei Handtierung beschäftigt. Wir haben das Rasthaus der Muhammedaner vor uns. In Indien gibt es außer in ganz großen Städten keine Hotels. Wer daher nach Darbhanga kommt und dort keine Verwandten oder gute Bekannten hat, die ihn in ihre Häuser aufnehmen, muß in solch einem Rasthause Unterkommen suchen, wo ihm freilich außer einem Raume, in dem er sich aufhalten kann, nichts geboten wird. Sein Nachtlager und seine Beköstigung muß er sich selbst schaffen.

Doch, wir sind am Ziele. Einen Blick werfen wir noch nach rechts auf die große alte Moschee, deren drei weiße Kuppeln uns schon längst aufgefallen sind. Im Hofe dieser Moschee steht auch ein großer Pinienbaum. Es ist das die einzige Art von Nadelhölzern, welche wir in diesen Gegenden, wenn auch nur selten, finden. Die außerordentlich langen Nadeln dieser Bäume stehen in Büscheln zusammen und die dicken Zapfen haben oft die Größe einer Hand. Diese alte Moschee ist ein Bauwerk, welches aus der Zeit der Großmoguln erhalten geblieben ist, ebenso wie der alte aus ganz kleinen Ziegeln erbaute Brunnen, der sich auf der Missionsstation befindet, durch deren Tor wir nun fahren.

Wir kommen an einem kleineren, jetzt unbewohnten Missionshause vorbei, sowie an der niedlichen Kirche, fahren unter einem Bogen, aus Schlingpflanzen hergestellt, durch, und halten unter hohen Tamarindenbäumen vor dem großen Gebäude, in dem der Missionar wohnt, und in dem wir für die Zeit unseres Aufenthaltes in Darbhanga Quartier nehmen wollen.

Ein flüchtiger Blick auf dies Gebäude, seine herrliche lange Veranda, seine gewaltigen Zimmer und hohen Glasküren, auf den Gang, welcher Wohnhaus und Küchenhaus verbindet, auf den parkartigen Garten vor dem Hause, lassen gewiß manchem meiner lieben Gäste den Ausruf entfahren: „Wie kommt die arme Gossner'sche Mission dazu, der es beständig an Geld fehlt, ein solch herrliches Haus zu bauen, das gewiß viel Geld gekostet hat.“ Nun, unsere arme Mission kann keine solche Bauten errichten. Die Sache verhält sich so: Ein englischer Regierungs-Ingenieur mietete dies Haus, als es noch ein kleines Missionshäuschen war. Da es in diesem Zustande aber seinen Ansprüchen nicht genügte, denn er hatte oft Besuch und gab gerne große Gesellschaften, und da er in der glücklichen Lage war, das zu besitzen, was wir in der Regel nicht haben, nämlich Geld, so baute er das kleine Missionshaus nach seinem Geschmack aus. So ist

der gegenwärtige Bau entstanden. Nun wurde dieser Ingenieur aber nach Kalkutta versetzt. Da konnte er sein schönes Haus natürlich nicht mitnehmen, so gerne er es auch gewiß getan hätte. Die Mission ihrerseits konnte ihm aber seine Auslagen auch nicht ersetzen und hatte wahrscheinlich auch gar kein Interesse daran. Nun, das Ende vom Liede war, daß das Haus, so wie es war, in unsere Hände übergegangen ist.

Wir steigen von dem Wagen und beziehen unser Quartier. Ermüdet von der Reise, begeben wir uns bald zur Ruhe. Wir lauschen noch eine Weile auf das Zirpen unzähliger Grillen und auf das Quacken der Frösche, das allabendliche Konzert in Indien. Dann befehlen wir uns dem Herrn und schlafen ein.

II. Ein Sonntagmorgen.

Der nächste Tag soll ein Sonntag sein, denn einen solchen möchte man doch am liebsten auf der Missionsstation erleben. Die Morgensonne wirft ihre Strahlen schon in unser Gemach. Da erheben wir uns von unserem Lager, machen Toilette und begeben uns auf die Veranda, woselbst wir uns den Morgenkaffee servieren lassen wollen. Das besorgen die schwarzen Diener, in weiße Gewänder gekleidet, einen Turban auf dem Kopfe, auf das Beste. Ja, liebe Freunde, wenn ich da einigen fragenden Blicken begegnen sollte, es geht in Indien nicht anders. Selbst die Missionarsfamilie kommt ohne die übliche Dienerschaft nicht aus, wenn der Missionar auch sehr viel weniger Bedienung braucht, wie etwa eine englische Beamtenfamilie. Uebrigens gehören die Diener nicht zu den Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens, schon hier in Europa nicht, ganz und gar nicht aber in Indien, wo sie den Hausfrauen sehr viel Ärger bereiten.

Doch das soll uns heute am schönen Sonntagmorgen nicht kümmern. Der Morgenkaffee schmeckt auch in Indien, wenn wir auch auf die gewohnte Morgenstimmung verzichten müssen. Ein Stückchen Brot tut es auch. Wir befinden uns an einer Stelle der Veranda, an der dieselbe verbreitert und ausgebaut ist. Am Spalier, das diesen Platz umgibt, ranken hier und da Schlingpflanzen, die den Blick in den Garten indessen nicht hindern.

Wie schön ist es doch hier, wie wunderschön! Durch die hohen Tamarindenbäume, deren feingefiederte Blätter sich leicht im Morgenwinde bewegen, durch die mannigfachen Büsche des Gartens fällt unser Blick auf das jenseitige Ufer des Flusses, an dem die Station liegt, des Bagmatti, das gerade von der Morgensonne beleuchtet wird. Da sehen wir eine Fülle von Bäumen, vor allen Dingen große Anpflanzungen von Mangobäumen, überragt von hohen Fächerpalmen, dazwischen schimmert hier und da ein kleines Häuschen durch oder die Mauern eines kleinen Tempelchens. Wenden wir unsere Augen ein wenig nach rechts, so erblicken wir dicht vor uns jenseits des breiten Weges einen schönen Rasenplatz. Taupferlen liegen auf den Halmen. Seht ihr auch das weiße Kreuzlein im Hintergrunde? Dort haben wir ein kleines Kindlein zur Ruhe gebettet, und

nun sehen wir sein kleines Grab immer vor Augen. Es macht uns diesen Platz ganz besonders zur Heimat. Weiter nach rechts sehen wir, soweit der Bogen aus üppig rotblühenden Schlingpflanzen die Aussicht nicht hemmt, die Kirche und auf der Höhe das kleine Missionshaus. Alle Gebäude auf der Station sind mit gelbbrauner Erde angestrichen, während die Umrahmungen der Türen und Fenster, sowie die Ecken der Mauern weiß gehalten sind. Das sieht ganz wunderhübsch und sauber aus auf dem saftigen Grün der Rasenflächen.

Doch was hören wir da? Gibt es denn hier in Darbhanga Kirchen? Wir vernehmen wenigstens ein Geläut, wie das einer Kirche. Ja, wir hätten wohl gerne so ein schönes Geläut im Turme unseres Kirchleins. Was wir aber hören, kommt aus einem heidnischen Tempel, der sich ganz in der Nähe der Station befindet. In demselben wohnt die Göttin Kali oder Durga. Das ist eine schlimme Göttin nach der Meinung der Hindus, vor der man sich wohl fürchten kann. Sie sieht schwarz aus, hat vier Arme, in einer ihrer vier Hände ein Schwert, und einen Kranz von Menschenköpfen um den Hals. Daraus geht schon hervor, daß man sie sich als eine blutdürstige Göttin denkt. Früher, als das noch nicht von der englischen Regierung verboten war, wurden ihr Menschenopfer gebracht, jetzt muß sie sich mit dem Blute von Ziegen begnügen, die ihr am Tage ihres Festes, des sogenannten Durga-Puja-Festes, in großer Zahl geopfert werden. Was bedeutet denn das Läuten in ihrem Tempel am frühen Morgen? Nun, die Göttin soll auch aufstehen, sich ankleiden lassen und ihren Morgenimbiß zu sich nehmen. Das Leben einer Göttin verläuft wie das der Menschen. Die Glocke zeigt ihr und ihren Anbetern an, was sie tut. Sind die Heiden nicht recht töricht?

Da tönt eine kräftige und schöne Baritonstimme zu uns herüber. Was ist das? Das ist der Gebetsrufer, der über dem Tore der nahen Moschee steht, denn Minarets haben unsere Moscheen nicht, und einige Koranverse abjingt.

Viel schöner als das herrliche Geläut aus dem Kalitempel und herrlicher als der Bariton des Moslems indessen klingt in unseren Ohren der Ton der Gong, der kleinen Messingscheibe, welche unter dem großen Baume zwischen Wohnhaus und Kirche soeben ein Schulknabe anschlägt. Es ist die erste Kirchenglocke, welche den Christen zurufen soll, daß sie sich für den Gottesdienst fertig machen mögen.

Wir wollen, ehe der Gottesdienst beginnt, noch einen kurzen Gang über die Missionsstation unternehmen. Gehen wir die breite steinerne Treppe hinunter, welche von der hohen Veranda herabführt und wenden uns nach links, so bemerken wir neben dem Wohnhause ein großes Gebäude, welches die Stallungen enthält. Es beherbergt allerdings nur unser kleines braunes Nepal-Pferdchen und den dazu gehörigen zweirädrigen Wagen. Ein weiteres langes Gebäude schließt rechts vom Wege beginnend und im rechten Winkel zum Missionshause

stehend, den Stationsplatz ab. Dies Haus enthält auf der Hinterseite mehrere Wohnungen für Christen. Dort wohnen auch die Diener. Auf der anderen Seite ist das Knabenhaus, vor dem sich ein Hof befindet, der von einer Mauer umschlossen wird. Hier wohnen die Waisenknaaben, welche von der Mission erzogen werden, sowie einige christliche Pensionäre.

Wir gehen quer durch den Garten über einen zementierten Platz, der ehemals als Tennisplatz gedient haben mag, und durch eine Allee, deren beide Seiten mit Rosenbüschen bepflanzt sind, und kommen an den Gemüsegarten, der mehrere Fuß tiefer liegt als der Blumengarten. Dort werden verschiedene europäische Gemüse, wie Kohl, Rüben, Bohnen, Salat und dergleichen gepflanzt, neben den zum Teil auch recht wohlschmeckenden einheimischen Gemüsen. Nun können wir auch an den Rand des Flusses treten, wenigstens an den Rand seines Bettes. Da fließt tief unter uns das Wasser langsam dahin. Wir bemerken, wie das hohe Ufer überall zerklüftet ist und bewundern die herrliche Vegetation. Eingeborene, Männer, Frauen, Kinder, baden und waschen sich im Flusse. Die Stelle der Seife vertritt oft genug die fette Lehmerde, welche man am Wasser findet. Manche Frau hat ein Messinggefäß mitgebracht, und wenn das Bad vollendet ist, füllt sie den Krug und nimmt ihn mit für den Hausgebrauch. In der Regenzeit kommt das Wasser bis an den Rand des hohen Ufers. Mit großer Gewalt braust es dahin und überschwenmt oft das jenseitige Ufer. Dann beginnt auch die Schifffahrt wieder. Große Flußkähne sieht man täglich an der Station vorbeipassieren.

Wir bewundern auch den Brunnen, der jetzt schon fest im Wasser steht, denn der Fluß reißt von Jahr zu Jahr mehr Land von unserem Grundstück ab. Der Brunnen ist aus merkwürdig kleinen Ziegelsteinen erbaut, aber eben deshalb so sehr fest. Sein Wasser wird sehr geschätzt, und manchmal gelangen Bitten an uns, diesen oder jenen von ihm schöpfen zu lassen.

Das kleine Missionshaus, dem wir uns jetzt nähern, indem wir die Anhöhe wieder hinaufklettern, ist ein eigentümlicher Bau. Eine hohe Treppe führt zu der Vorderveranda hinauf, die zu beiden Seiten der Treppe je einen Ausbau hat. Von hier hat man eine schöne Aussicht auf die Stadt, während man von der kleinen Hinterveranda aus das Leben auf dem Flusse besonders gut beobachten kann.

Doch jetzt läutet die Gong zum andern Male. Es ist Zeit, daß wir uns in die Kirche begeben. Da kommt schon ein Wagen angefahren und gleich dahinter ein zweiter. Dem ersten Wagen entsteigen zwei englische Damen, dem anderen vier eingeborene, denen man es

ansieht, daß sie zu der besseren Klasse gehören. Es sind die englischen Zenanalehrerinnen mit ihren eingeborenen Helferinnen, die uns in der Arbeit an den Heiden treu zur Seite stehen, denn wir können den Frauen der vornehmen Hindus und Muhammedaner, die nicht auf die Straße kommen dürfen, Gottes Wort nicht verkündigen, da wir nicht in die Häuser hinein kommen. Da die Leute aber im allgemeinen nichts dagegen haben, daß europäische Frauen ihre Frauen besuchen, so ist leicht zu verstehen, eine wie große Hilfe uns die Zenanalehrerinnen sein können.

Ein weiterer Wagen bringt eine reiche Christenfamilie zur Kirche. Der Mann ist Ingenieur beim Könige von Darbhanga und hat ein gutes Einkommen. Einige andere Christen kommen zu Fuß. Jetzt nahen sich auch die Bewohner der Station: die Knaben und die Mädchen, sowie Lehrer und andere Angestellte.

Auch wir treten der Kirche jetzt näher. Mit ihrem kleinen viereckigen Turm und den beiden säulengestützten Veranden zu beiden Seiten macht sie einen freundlichen Eindruck. Die deutsche Fahne, welche auf dem Turm weht, zeigt Christen und Heiden an, daß wir einen Sonntag feierlich begehen. Das Innere der Kirche ist sehr einfach. Doch fällt uns beim Eintreten gleich das bunte Glasfenster auf, welches sich über dem Altare befindet. Wir haben es da freilich nicht mit schöner Glasmalerei zu tun, sondern das Fenster ist aus kleinen bunten Scheiben zusammengesetzt. Es sieht aber wunderhübsch aus, wenn das rote, blaue und grüne Licht auf den Altar fällt. Wir haben auch eine hübsche Altar- und Kanzelbekleidung, denn eine hübsche, kleine Kanzel ist auch in der Kirche, sowie ein Taufstein. Die Bänke sind ganz gut besetzt. Wenn man bedenkt, daß die ganze Gemeinde, welche sich in Darbhanga zu unserer Kirche hält, nur 70 bis 80 Seelen beträgt, so kann man von einem sehr guten Kirchenbesuch reden. Der Gottesdienst verläuft ungefähr ebenso wie in der Heimat. Da wir weder Orgel noch Harmonium in der Kirche haben, wird kräftig gesungen.

Der Gottesdienst, der in der Hindustanisprache gehalten wurde, und von dem unsere lieben Gäste wohl nichts verstanden haben, ist beendet. Da wird noch manches Wörtlein mit diesem oder jenem Christen geredet, der zu uns kommt, um uns die Hand zu drücken. Dann verleben wir weiter den Sonntag ruhig und still und gedenken unserer Lieben daheim, denn am Sonntag Nachmittage kommt die deutsche Post.

(Schluß folgt)

Inhalt dieser Nummer: Aller Knecht. — Wie ein indisches Heiligtum entsteht. — Eine Erkundungsreise der Brüder John II und Karsten zu den Korwas. — Ein Besuch in Darbhanga (Fortsetzung). **Hierzu eine Beilage.**

Verantwortlicher Redakteur: Missionsdirektor Kauff, Friedenau, Sandjersstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zilleßen), Berlin C. 19, Wallstraße 17/18. Verlag der Buchhandlung der Gossner'schen Mission, Friedenau-Berlin. — Der Jahrgang kostet 1,25 Mk.



DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

MONATSBLATT DER GOSSNER'SCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 3

Friedenau, März 1910

77. Jahrgang

Der ewige und der lebendige Erlöser.

Und er legte seine rechte Hand auf mich und sprach zu mir: „Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot, und siehe ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes.“

Offenbarung 1, 17—18.

Als Johannes der Seher den Herrn in seiner Herrlichkeit schaute, war er von dem Anblick so überwältigt, daß seine schwache irdisch-menschliche Natur die himmlische Erscheinung nicht ertragen konnte. Er, der einst an der Brust des erniedrigten Jesus wie ein vertrauter Freund gelegen hatte, fällt jetzt zu seinen Füßen nieder als ein Toter. Nur die Allmachtshand des Erhöhten und sein aufrichtender Zuspruch bringt den Jünger wieder zum Leben. Ähnlich rief Jesajas angesichts des Dreimalheiligen aus: „Wehe mir, ich vergehe!“ Ähnlich fiel Saul von Tarsus auf den Erdboden, als ihn bei Damaskus ein großes Licht vom Himmel umfing, von dem ausstrahlend, den er verfolgt hatte.

Christus Jesus mußte wieder zurückkehren in den Stand, den er verlassen hatte. Als Erster und Letzter erhoben über die Zeit, mußte er wieder in das Ewigkeits-Dasein übergehen, das er nur für ein Kleines aufgegeben hatte, um uns zeitlich beschränkten Wesen auch den Eingang in ein ewiges Sein zu ermöglichen. Als Lebendiger von Ewigkeit zu Ewigkeit konnte er vom Tode sozusagen nur einen Augenblick gehalten werden, so lange nämlich nur, bis er sein Gehorsams- und Opferwerk, tätig und leidend, für die ungehorsame Menschheit vollbracht hatte. Hölle und Tod, die Verderbensgewalten, sind Ihm übergeben, der den Himmel einnehmen muß, bis herwieder gebracht werde alles, das Gott geredet hat durch den

Mund aller seiner heiligen Propheten von der Welt an (Apostelgesch. 3, 21).

Einen solchen Erlöser sollten und mußten wir haben. Einen anderen können wir angesichts unserer Sünden- und Todesnöte auch garnicht gebrauchen. Nun aber hat alle Fehde und alle Furcht ein Ende! Wohl uns des feinen Herren!

Das ist unser Osterjubiläum. An die Tatsache halten wir uns im Glauben: „Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig.“ Mit seinem „siehe“ konnte der Herr damals auf seine Gottesglorie seinen Apostel hinweisen, vor dem er in verkörperter Leiblichkeit stand. So sehen wir ihn nicht. Aber wir weisen hin auf die Lebenswerke Jesu, wie vor allem auf das Missionswerk seiner Gemeinde und rufen aus: „Siehe, wie lebendig Er ist!“ Doch die Hauptsache, und gerade für Missionsarbeiter, bleibt freilich, daß wir im Geiste uns immer wieder an der Herrlichkeit des ewigen und lebendigen Erlösers selbst trösten und stärken. Wer kann die Mission recht würdigen und erfassen und schließlich sich auch ihr widmen, der sie nicht als einen Ausfluß der persönlichen Geistesmacht des einst gestorbenen, aber jetzt in Kraft lebenden Jesus betrachtet?

Von viel Fürchterlichem und Furchtbarem ist die Mission umdräht! Furchtbar der Christen Gleichgiltigkeit daheim und ihr böser Wandel unter den Heiden dort drüben. Furchtbar des Teufels List und Tücke. Furchtbar das Heidentum in seinen Tiefen und Untiefen. Furchtbar allenthalben der Zweifel und Unglaube, oft auch unser eigener. Furchtbar die weltlichen Massen gegenüber der kleinen Herde Christi. Furchtbare Feinde also ringsum. Wen packte nicht manchmal Grauen und Entsetzen, wenn er sich all das Furchtbare vergegenwärtigt, in das er hineingestellt ist? Ja, hat nicht selbst Gott, selbst der erhöhte Herr, hat nicht der Gedanke an ein ewiges Gericht oder

ein ewiges Leben etwas Furchtbares für uns Arme und Verlorene?

Aber derselbe Herr, vor dem die Berge zerschmelzen wie Wachs, derselbe Herr, vor dem man niederfallen muß wie ein Toter, er ist doch zugleich unser Heiland, der dem furchtsamen, gequälten Herzen die Gnadenhand auflegt und spricht: „Fürchte dich nicht! Ich habe dich erlöst. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein.“

Einweihung eines Denksteins für Nathanael Tuyu.

Von Missionar Präses D. Dr. A. Rottrott.

Pastor Dharmdas Tuyu hatte mich dringend eingeladen, der Errichtung des Gedenksteines auf dem Grabe seines Vaters, unseres lieben ersten Munda-Pastors Nathanael Tuyu*) beizuwohnen, und ich mochte das trotz der beschwerlichen Reise nicht abschlagen, da es mir noch heute wehe tut, der Bitte des damals auf seinem letzten Lager liegenden guten Nathanael nicht nachgekommen zu sein. Was mich damals abhielt, weiß ich nicht mehr; aber jedenfalls waren es triftige Hinderungsgründe. Hätte ich aber gewußt, wie sehr er in seinen letzten Stunden nach mir gejammert hat, ich hätte es doch wohl möglich gemacht, und daß ich es nicht getan habe, kann ich auch heute noch nicht verwinden.

Nun wollte ich wenigstens an seinem Ehren- und Gedenktage nicht fehlen.

Zunächst fuhr ich bis Tokad-Saidburu in meinem Wagen und reiste von dort in einem Tragstuhle durch das weglose Gebirge. Pastor Santokh Mundu von Tokad begleitete mich.

Wie oft habe ich den Weg gemacht, von Chaibasa und später von Burju aus; aber wie hat sich die Gegend in den 42 Jahren verändert! Damals alles noch dichter Wald, jetzt viele kahle Höhen, ja Berge — nur die Pfade womöglich noch schlechter als früher, da sie durch neu angelegte Wasserläufe und Dämme durchkreuzt sind!

Als ich vor 2 Jahren in der heißen Zeit nach Tujur gehen mußte, um Gemeindestreitigkeiten zu schlichten, mußte ich der Hitze wegen in der Nacht gehen; jetzt am Tage konnte ich erst erkennen, wie sich Dörfer und Gegend verändert hatten. Wo früher nur grasgedeckte Hütten standen, leuchteten rote Ziegeldächer, und fast bei jedem Dorfe sah ich schöne, durch aufgeworfene Dämme unter Wasser gesetzte Reisfelder und die Leute fleißig bei der Arbeit, dieselben noch auszudehnen.

Früher war niemand dazu zu bringen. „Wenn wir uns damit abgeplagt haben,“ hieß es, „wird uns das Land doch wieder weggenommen!“ Jetzt, nach geschעהner Vermessung kehrt das Vertrauen zurück, und die äußere Lage der Munda wird sich zusehends bessern, zumal

*) Vgl. die Schrift „Ein Träger des Lichtes“ von Missionar Dr. Rottrott, bei uns erschienen.

Streitigkeiten wegen des Landbesitzes fast ganz ausgeschlossen sind.

In Tujur traf ich Br. Duschek schon an, den ich eigentlich schon in Tokad zu sehen erwartete; er war schon das zweite Mal hier.

Am Sonntag versammelte sich eine ziemlich große Gemeinde in der Kirche. Dieselbe hat innen leider ein sehr verwahrlostes Aussehen, da der frühere Pastor Soël nichts daran getan hat. Wäre sie vom alten Nathanael nicht so fest gebaut worden, läge sie wohl schon in Trümmern.

Im Gottesdienste hielt Pastor Santokh von Tokad die Liturgie, dann predigte der Pastor loci, und ich hielt Beichte und Abendmahl, was sich gleich anschloß — alles natürlich in Mundari.

Am Montag früh besuchte ich mit Br. Duschek das eine Stunde entfernte Piring, wo die erste kleine Kapelle im Lande Porahat stand.

Im vorigen Monat waren 42 Jahre verflossen, seit ich zum ersten Male von Chaibasa aus den Ort besuchte — überhaupt als der erste Europäer in jenem Teile Porahats.

Ich konnte kaum etwas Hindi radbrechen, des Mundari noch garnicht zu gedenken, und mußte mich durch den mich begleitenden Katechisten, nachmals Pastor, Andrias Tuyu, einen Better Nathanaels, verständlich machen. Aber dennoch nahm ich eine lange Liste Taufbewerber mit nach Chaibasa, denn das Feuer war von Chota-Nagpur über die Grenze gelaufen, und in Haufen drängte man sich zum Christentum. Und hinter meinem Palki war ein ganzer Schwanz von Jungen, welche in Chaibasa lernen wollten. Die ließ ich an meinem Geiste wieder vorüber gehen und trauerte über so manchen, der die in ihn gesetzten Hoffnungen getäuscht hatte. Schon auf dem Hinwege suchte ich Christanand in Takub auf, der wieder Heide geworden, nachdem er einige Jahre als Dorflehrer gearbeitet hatte. Ich sagte ihm, daß ich ihn noch einmal ermahnen müsse — es sei, menschlich geredet, das letzte Mal. Ob er in sich gehen wird? Dann waren unter der damaligen Schar zwei liebe Jungen, Gideon und Markas, die beide den Verführungen der Sardare (sozialistische Wähler) unterlagen und mit ihnen zu agitieren begannen, ja sie beide gerade werden als Anstifter des Birsa-Aufstandes genannt, obgleich sie sich schlauerweise im Hintergrunde hielten. Gideon starb im Gefängnisse an der Cholera, Markas lebt noch in Piring. Leider traf ich ihn nicht zu Hause und konnte nur seiner Frau ins Gewissen reden, ebenso wie Gideons Witwe.

Von all den Jungen, die an Begabung hervorragten, sind nur der Pastor emeritus Soël und der Katechist Shantimay übrig geblieben, letzterer jetzt in Piring stationiert. Seine erste Frau lief bald nach der Hochzeit nach Assam und war nicht mehr aufzufinden. Da hat Shantimay die gesetzlichen sieben Jahre ehelos gelebt und unbescholten, bis er sich wieder verheiraten konnte; in meiner Praxis wenigstens der einzige Munda, der das getan hat. Jetzt hat er nun schon Enkelkinder. Zu

meiner Freude ist der durch Pastor Joel gestörte Friede wieder hergestellt, und das zeigte sich auch durch die große Beteiligung am Nachmittage, als der Denkstein gesetzt wurde.

Um 3 Uhr zogen wir hin zum Grabe, das in dem am Waldesrande liegenden Begräbnisplatze vom Dorfe Tujur liegt. Dort wollte Nathanael begraben sein, denn er hatte sich mit dem Munda des Dorfes, Daud, der den Platz zur Pfarrländerei geschenkt hatte, verabredet, daß sie beieinander ruhen wollten. Die Pfarrei liegt 20 Minuten davon entfernt.

Der Denkstein, eine 11 Fuß hohe, 4 Fuß breite und $\frac{1}{2}$ Fuß dicke Steinplatte, wie sie im Gebirge häufig zu finden sind, war von 120 Menschen an das Grab gebracht worden, wo sie etwas geglättet und mit einer langen eingemeißelten Inschrift versehen worden war, welche in kurzen Worten einen Lebensabriß des Verstorbenen enthält. Dieselbe lautet:

„Padri Juni (heidnischer Name) Nathanael Tuhu, geboren etwa 1837, wurde im Jahre 1862 getauft, lernte später (1872) in Ranchi und wurde 1873 ordiniert. Er war der erste eingeborene Munda-Pastor. Er war es, welcher die ersten Mundari-Bhajans (geistliche Volkslieder) dichtete, welche im „durang-puthi“ (Viederbuch) gedruckt und handschriftlich vorhanden sind, und erfand die Melodien, die er auf seiner banam ektara, basuti und tapla (Instrumente der Kols) spielte. — 21 Jahre hat er die Piring-Gemeinde in Treue geleitet, bis er im Jahre des Heils 1894 an der Wassersucht starb, am 20. April. — Vor seinem Tode betete er: „O Herr, laß deinen Diener in Frieden fahren — o Herr, wie lange! — Was habe ich hier noch zu tun!“ — Nachher sang er noch: „Laß mich gehen,“ und sein letztes Wort war: „Herr, nun laß mich gehen.“ — Offenbarung 14, 13; 21, 4.“

Am Grabe wurde zuerst ein Bhajan gesungen, dann redete ich, darauf Br. Duschek in Hindi mit Zugrundelegung von Offenbarung 14, 13 und zuletzt Pastor Santokh, der noch Einzelzüge aus dem Leben und den letzten Stunden des Heimgegangenen hervorhob. Dann wurde der Stein gehoben und eingesetzt, während dessen die Katechisten und Lehrer ein vom Sohne und Nachfolger zu diesem Tage neu gedichtetes geistliches Volkslied vortrugen. Ich schloß dann mit Vaterunser und Segen. In meiner Ansprache erwähnte ich auch, daß der letzte Wanderstab des Heimgegangenen von mir in das Museum des Missionshauses eingeliefert worden sei. Es ist das eine Lanze, auf die er sich beim Gehen stützte, als er schon anfangend gebrechlich zu werden, die er zugleich als Verteidigungswaffe gegen Bären und Tiger benutzen wollte, hatte er doch in seinem Leben viele Begegnungen mit dergleichen Raubtieren gehabt, und er erzählte so gern, wie und wie oft ihm der Herr da beigeftanden habe.

Die Witwe lebt noch, lag aber am Rheumatismus schwer danieder, sodaß ich es garnicht für möglich hielt, daß sie bei der Feier zugegen sein könne. Dennoch hatte sie sich, geführt von der Schwiegertochter und Tochter,

hingeschleppt. Nachher ließ ich sie in meinem Tragstuhle nach Hause bringen, denn mit ihrer Kraft war es zu Ende.

Nach Mundaßitte mußte am Abend die ganze große Versammlung beköstigt werden, und wenn auch viele vom Kirchhofe aus nach Hause gegangen waren, so waren es doch noch etwa 400, welchen Essen gereicht wurde.

P. Nathanael verzichtete auf jeglichen Gehalt und lebte nur vom Pfarracker und den Feldstücken, welche er sich mit meiner Bewilligung, im Hinblick auf seine etwaige Witwe, hergerichtet hatte, wozu ihm sein Freund Daud Munda den Platz gab. Seine Nachfolger beanspruchten aber Gehalt nach der geltenden Skala, und auch sein Sohn Dharmdas bekommt von der Mission noch Rs. 3/12/0 monatlich.

Die Feld Einrichtung in Tujur hat sich bewährt, und wenn der jetzige Pastor das durch die vorhergehenden Wechsel etwas vernachlässigte Land wieder in Ordnung gebracht haben wird, kann er, wie sein Vater, auch auf jeglichen Zuschuß verzichten.

Am Dienstag kehrte ich nach Totad-Saidburu zurück, und nach eintägigem Aufenthalte dort — an dem ich den allein aus meiner Zeit noch übriggebliebenen Ältesten Paulus in Rudodih besuchte — ging ich nach Ranchi zurück.

Ein Besuch in Darbhanga.

Von Missionar Theodor Motte.

(Schluß.)

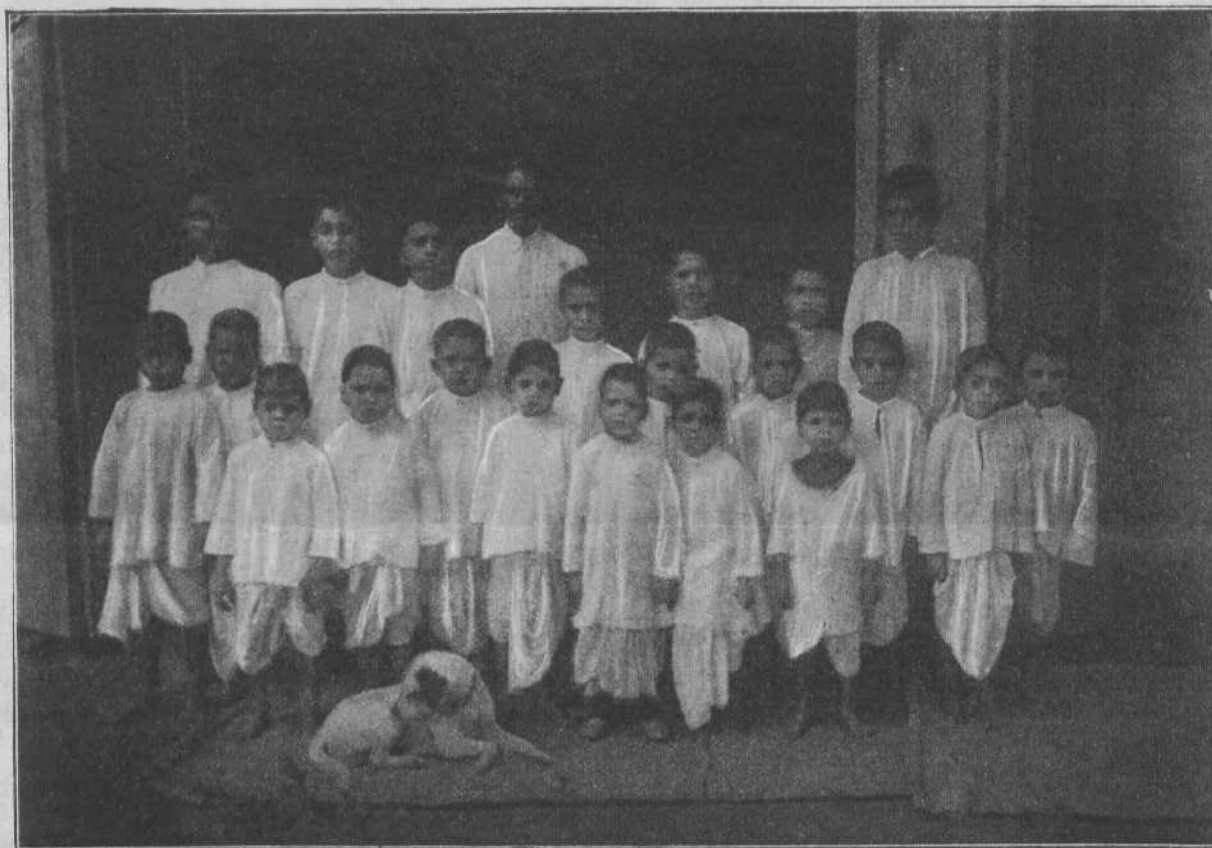
III. Eine Fahrt in den Schloßgarten.

Die größte Sehenswürdigkeit Darbhangas ist ohne Zweifel das Schloß und der Park des Rajas. Dahin wollen wir nun fahren. Wir fahren zu dem Zwecke den Weg noch einmal hinauf, den wir kamen, biegen an der Polizeistation nach Norden um und haben nun eine lange, gerade, sehr breite Straße vor uns, die nicht sehr belebt ist, obgleich sie die schönste Straße Darbhangas ist, welche das Schloß mit dem Gerichtsgebäude und den Wohnungen der englischen Beamten, die sich ganz im Süden der langgestreckten Stadt befinden, verbindet. Es stehen freilich nur unbedeutende kleine Häuser an diesem Wege. Doch wir sollen Glück haben. Da braust ein Gefährt heran. Vorauf zwei mohammedanische Reiter mit gezogenem Degen. Sie sind in Khafi-Uniform gekleidet, wie das englische Militär, tragen einen Turban auf dem Kopfe und reiten ganz vorzügliche große Pferde. Nun folgt die Equipage. Die beiden Kutscher auf dem Bocke, sowie die beiden Lakaien, welche hinten stehen, sind in rote, goldgestickte Röcke gekleidet. Zwei Reiter beschließen den Zug. Im Wagen aber sitzt ein kleiner, untersehter Mann mit ziemlich langen Haaren und Schmurrbart. Er trägt ein Gewand aus violetter Sammet und ein ebensolches, mit einer kleinen weißen Feder geschmücktes Barett. Sein Gesicht macht keinen vertrauenerweckenden Eindruck. Es ist der Raja selbst, dem wir begegneten, der auch gerade eine Spazierfahrt unternimmt.

Ein großes rotes Gebäude zur Rechten zeigt uns,

daß wir das Ziel unserer Fahrt fast erreicht haben. Es ist ein vom Raja erbautes Haus, in welchem die Musiker seiner Kapelle wohnen. Es sind etwa zwanzig Familien. Die Kapelle, die zum Teil aus alten Militärmusikern besteht, konzertiert an jedem Tage mit Ausnahme des Donnerstags und des Sonntags im Garten des Rajas. Jetzt hören wir aus diesem Musikerhause allerlei Uebungen auf Horn, Flöte und Klarinette. Wir dürfen hier auch drei unserer Christen begrüßen, welche der Kapelle angehören. Einer bläst das Bariton, der andere die Zugsposaune, und der dritte bearbeitet die große Trommel. Sie haben als einzige Christen oft einen schweren Stand unter ihren sonst durchweg mohammedanischen Kollegen.

welches vom Raja unterhalten wird, und in dem täglich Hunderte von Patienten unentgeltlich ärztlichen Rat und Medizin erhalten. Auch können Schwerfranke daselbst unentgeltlich verpflegt werden. Das erste Hospital ist für Männer und wird von mehreren eingeborenen Ärzten bedient. Das hintere Hospital ist das Frauenkrankenhaus, dem eine englische Ärztin vorsteht. Der englische Regierungsarzt besucht jeden Morgen diese Anstalten, leitet etwaige Operationen und ist dann auch für Kranke zu sprechen, welche seinen Rat wünschen. Ich glaube, meine lieben Leser werden sich wundern und von Herzen freuen über diese humane Einrichtung, noch mehr aber, wenn sie erfahren, daß im Süden der Stadt noch ein



Missionswaisenschule mit ihrem Lehrer in Darbhanga.

Aber der englische Kapellmeister, ein alter Herr, dessen Familie gut mit uns befreundet ist, nimmt sich ihrer getreulich an.

Nun blicken wir in eine Straße hinein, die ganz und gar aus ähnlichen langgestreckten roten Häusern besteht, wie das Musikerhaus eins ist. Unsere Vermutung, daß auch diese Häuser dem Raja gehören, ist richtig. Es wohnen Angestellte darin, auch sind eine Reihe von Läden an Kaufleute vermietet. Ehe wir indessen in diese Straße, sie heißt „Der neue Bazar“, hineinfahren, müssen wir uns nach links wenden. Da liegen auf einem mit schönen Anlagen versehenen Grundstücke zwei große Gebäude, eins dicht an der Straße, das andere weiter zurück hinter einem großen Teiche, in dessen Wasser sich seine kühnen Bogen, sowie die hohen Palmengruppen, welche sich davor befinden, spiegeln. Es ist das Hospital,

drittes, städtisches Hospital ist, und daß der Raja überall im Distrikte kleinere Hospitäler errichtet hat, in denen auch unentgeltlich Rat und Hilfe gespendet wird. Auch uns und den uns anvertrauten Waisenkindern haben diese Anstalten schon manchen Dienst erwiesen.

Doch nun geht es in den Park hinein. Am Anfang desselben liegt ein Haus, welches die überaus reiche Bibliothek des Rajas enthält, denn er ist ein gebildeter Mann, der in England studiert und auch eine Zeit lang im Regierungsdienste gestanden hat, ehe er das Reich von seinem Bruder erbt. Auch die heilige Schrift und englische Ausleger derselben sollen sich unter den Büchern befinden. Ich selbst habe leider keine Erlaubnis bekommen können, die Bibliothek benutzen zu dürfen.

Das Schloß ist ein großer zweistöckiger Bau mit herrlichen Veranden und einem großen Balkon über der

Einfahrt. Auf dem Turme flattert die Fahne mit dem Wappen des Rajas im Winde. Sie zeigt auf rotem Grunde einen weißen Fisch. Eine weiße Wellenlinie unter demselben soll offenbar Wasser bedeuten. Das Ganze soll wohl auf die Fischinkarnation Wischnus hindeuten und zeigt uns, daß der Raja ein arger Heide ist, der trotz der Bibel in seiner Bibliothek nichts vom Christentume wissen will.

Auf der Veranda stehen in Käfigen allerlei Papageien und Affen. Wir dürfen das Schloß besichtigen. Ich mache auf den großen getäfelten Saal im Obergeschoße aufmerksam, auch auf das Zimmer, dessen Möbel aus Elfenbein gearbeitet sind. „Wie kommt es denn,“ so fragt einer der Teilnehmer der Fahrt, „daß wir das Schloß besichtigen können in einer Zeit, in welcher der Raja in Darbhanga weilt?“ Nun, das Schloß steht leer. Der Raja wohnt in einem kleineren mit Schling-

Unser Weg führt uns nun an einem Kanale entlang über eine Brücke und durch eine Allee von hohen Bäumen. Da lugen aus dem Grün verschiedene kleine Paläste heraus. Hier ist die Wohnung der Frauen des Rajas, deren er zwei hat. Groß war die Freude, als ihm vor kurzer Zeit nach langem Warten ein Söhnchen geboren wurde, noch dazu ein Glückskind nach heidnischen Begriffen, denn es hat sechs Finger an jeder Hand.

Wir wollen aber auch nicht unterlassen, uns die großen Stallungen anzusehen, die wir hinter dem Schlosse finden. In denselben stehen hundert Pferde, viele Wagen der verschiedensten Art, Ochsen, Kühe und Büffel. An einer anderen Stelle befindet sich das Elefantenhaus, in welchem von den fünfzig Elefanten freilich immer nur sehr wenige zu sehen sind, da diese Tiere auf die einzelnen Landgüter verteilt sind, woselbst sie allerlei Arbeiten verrichten müssen. Wir entdecken noch ein Gehege, in dem



Wührender Fakir in Puri, dem berühmten Ort der Dschaggernath-Gößenseite.
Der Mann hat sein Gesicht mit Erde bedeckt, sodaß man nicht begreift, wie er atmen kann.

pflanzen dicht herankten Hause am Rande des Parkes. Es ist nämlich im großen Schlosse sein Bruder gestorben, und er ist abergläubisch, wie alle Heiden.

Wir fahren nun an einem rechteckigen Teiche vorbei. Das Schloß im Hintergrunde gewährt einen malerischen Anblick. Zu beiden Seiten des Weges sehen wir hohe Bäume, Palmen und Blumenbeete auf dem mit der Maschine kurzgehaltenen Rasen. An diesem Teiche werden zu ihrer Blütezeit die prächtigen Chrysanthemums aufgestellt, welche der Obergärtner zieht.

Wir passieren einen zweiten Teich, zu dessen Wasser eine von einem Glashause überdeckte Treppe hinabführt. Das ist die Badestube des Rajas. Weiterhin neben den Gewächshäusern, die unter anderem herrliche Orchideen bergen, erhebt sich ein großer Tempel, in welchem der Raja, der der Brahmanenkaste angehört, selbst opfert. Der Kapellmeister erzählte mir einst, daß er auch vor seinen Geldsäcken opfert, wenn seine Einkünfte von den Außenstationen kommen. Das wäre dann der richtige Mammonsdiener.

sich Hirsche aufhalten, und begeben uns dann zum Tigerhause. Fünf große bengalische Tiger werden hier gehalten, als Zeichen der Macht und des Reichtums des Rajas von Darbhanga. Und doch ist er ein armer Mann, denn er kennt den nicht, durch den wir erst wahrhaft reich gemacht werden, unseren Herrn und Heiland Jesus Christus.

IV. Eine Straßenpredigt.

Hörten wir, daß der Raja ein großer Heide ist, so ist es mit den Bewohnern der Stadt nicht anders. „Wie der König, so der Untertan,“ sagt auch ein indisches Sprichwort. Wenn wir uns die Stadt weiter ansehen, so müssen uns die vielen Tempel und Moscheen auffallen, die überall erbaut sind. Sie sind freilich meistens klein, oft nur errichtet, um einem Fakir Wohnung und Beschäftigung zu geben. Wir wollen aber auch des großen Tempels des Radha-Krishna gedenken, der sich jenseits des Bagmatti in der Nähe des Parkes befindet. Von diesem Krishna wird erzählt, daß er 16100 Gemahlinnen

hatte. Die Nymphe Radha wird mit ihm zusammen verehrt.

Den Heiden Gottes Wort zu verkünden — das ist die Aufgabe, die uns gestellt ist. Das kann nun auf mannigfache Weise geschehen. Unter den Hindus ergibt sich die Straßenpredigt als der beste Weg, denn wie ich schon sagte, in die Häuser dürfen wir nicht hinein. Besuche ich aber jemanden und sitze im Gespräche mit ihm auf seiner Veranda, so sammelt sich das Volk alsbald um uns, und es wird doch wieder eine Straßenpredigt.

Um eine solche Straßenpredigt anzuhören bzw. zu halten, begeben wir uns in den belebtesten Teil der Stadt. Das ist der „Große Basar“, eine außerordentlich enge Straße, so eng, daß stellenweise zwei Wagen nicht aneinander vorbei können. Da diese Straße aber die Haupt-Geschäftsstraße in Darbhanga ist, so findet man immer zahlreiche Fuhrwerke darin, Ochsenwagen, Ekkas und Droschken.

Ein Laden reiht sich hier an den anderen. Dabei muß man nicht an europäische Läden oder Warenhäuser denken. Vielmehr handelt es sich meistens um schmale, zweistöckige Gebäude. Unten ist der nach der Straße zu ganz offene Laden, in dem Verkäufer und Käufer auf der Erde hocken, sofern letztere es nicht vorziehen, ihre Einkäufe von der Straße aus zu machen, denn die Läden sind alle ziemlich hoch erbaut. Im Obergeschosse wohnt die Familie des Kaufmanns. Große Lagerräume braucht er meistens nicht, da sein Warenbestand nicht sehr groß ist. Hier kann man nun alles kaufen, was der Eingeborene braucht: Zeug, Ton- und Messinggefäße, Reis, Hülsenfrüchte, Korn, Mehl, Zucker, Papier, Stricke, Obst, Gemüse, Fische, Tabak und Pan.

An einer Stelle, an der eine Nebenstraße in den „Großen Basar“ einmündet, erweitert sich dieser ein wenig. Da sich an dieser Ecke auch ein erhöhter Brunnen befindet, so haben wir diesen Platz unter anderen zum Predigtplatze auswählt. Der Brunnen dient uns zur Kanzel, auf die wir beide, mein eingeborener Katechist und ich, klettern. Ruhig ist es freilich in dieser Kirche nicht, denn der Lärm des Geschäftes tönt um uns herum, selbst in unserer unmittelbaren Nähe, wo Obst- und Gemüsehändlerinnen ihre Verkaufsstände aufgeschlagen haben. Da feilschen die Leute, schreien, schelten. Da kommen auch die Wagen vorbei. Aber das alles darf uns nicht anfechten.

Es haben sich gleich einige Hörer eingefunden, deren Zahl sich vermehrt, sobald wir beginnen, einen Abschnitt aus Gottes Wort zu verlesen oder einen hindustonischen Bhajan zu singen. Etwa hundert Leute stehen nun um uns herum. Da sehen wir den Brahmanen, den Mann aus der Priestertaste. Sein Oberkörper ist entblößt, damit man die dünne weiße Schnur auch erkennt, die um Schulter und Brust geschlungen ist, das Zeichen seiner Würde. Neben ihm stehen einige reiche Hindu-Jünglinge. Sie tragen bunte Jacken und goldgestickte runde Mützen auf dem Kopfe. Da sie das Gymnasium besuchen und schon ein wenig englisch reden können, halten sie sich für

sehr gelehrt und hören uns mitunter mit einem spöttischen Lächeln zu. Wir bemerken auch ehrfame Mohammedaner unter unseren Hörern, kenntlich an den langen Bärten. Einige tragen die rote Türkenmütze, andere Turbane oder kleine weiße Mützen. Ihre gutmütigen Gesichter drücken lebhaftes Befriedigung aus. Neben ihnen stehen einige Gruppen von Landleuten. Die kamen, um ihre Einkäufe in der Stadt zu machen. Ihre Kleidung ist sehr einfach. Mehr oder weniger reine weiße Tücher umgeben ihren Körper und sind gegen die Sonnenstrahlen um den Kopf gedreht. In der Hand tragen sie einen derben Bambusstock. Ein wenig seitwärts haben sich mehrere Frauen eingefunden. Sie haben sich geschmückt, denn es ist für sie eine ebenso große Freude, in die Stadt gehen zu dürfen, wie für die Landleute in Europa. Die Hindu-Frau versteht es, ihr 6—7 Meter langes buntes Tuch zierlich und geschmackvoll um den Körper und über den Kopf zu schlagen. Das Letztere dient allerdings oft nur dazu, einen Defekt der Haarfrisur zu verbergen. Selbst die Frauen der Landleute tragen reichen Schmuck. Da gibt es Ohrringe, Nasenringe, Halsketten, Armbänder, Finger-, Fuß- und Zehenringe aus Messing, Glas, Lack oder gar Silber gemacht. Nicht wenige Kinder drängen sich auch nach vorne, um zu hören, oder oft auch nur, um zu sehen.

Wir dürfen nun nicht erwarten, daß alle diese Leute während der ganzen Predigt stehen bleiben sollen. Das tun nur sehr wenige. Im übrigen geht es ab und zu.

Ich beginne, rede von der Sünde und der Notwendigkeit, von ihr erlöst zu werden, und von der Unmöglichkeit, solches in den heidnischen Religionen zu erlangen. Ich zeige ihnen Jesus, den Sünderheiland. Nach mir tritt mein Katechist auf. Rufus ist sein Name, und der Herr hat ihm eine außerordentliche Begabung für die Heidenpredigt verliehen, wenn seine Bildung auch sonst große Lücken aufweist. Dieser liebe Mann legt es den Hörern noch einmal recht dringend ans Herz, daß sie sich doch bekehren möchten, damit sie nicht dermaleinst verloren gehen möchten.

Ehe wir mit dem Verkaufe von Traktaten, wie sie die Traktatgesellschaft in Allahabad in Hindi, Urdu und Englisch herausgibt, und mit der Verteilung von ganz kleinen Schriften schließen, drängen sich einige Hindus und ein Mohammedaner heran, um noch etwas zu fragen. Es ist freilich bald zu erkennen, daß jener Brahmane nur Streit sucht, und daß die Jünglinge nur ihre eigene Weisheit leuchten lassen wollen. Der alte Mohammedaner aber spricht: „Ja, Herr, was Sie da sagten, war sehr schön, und wir Mohammedaner können das alles unterschreiben. Nur eins hätten Sie nicht sagen sollen, nämlich dies, daß Jesus Gottes Sohn sei.“

Nun, das ist der springende Punkt in der ganzen Heidenpredigt und Heidenarbeit: Jesus, Gottes Sohn, unser Erlöser. Dabei soll es bleiben. Möge der Herr geben, daß dieser Name auch in Darbhanga unentwegt weiter gepredigt werde.

Unser Gedankenflug führt uns zurück in die Heimat.

Ich darf wohl erwarten, daß die lieben Leser sich auch weiterhin für die Stadt Darbhanga interessieren werden, in die sie einen Blick tun durften, und daß sie uns und unsere Arbeit daselbst auf betendem Herzen tragen werden. Das walle Gott.

Am Kampf mit der Infernis.

Von Missionar A. Jeschke in Rhutitoli.

In den letzten beiden Monaten des Jahres 1909 habe ich mit Gottes Hilfe meine ganze Viru-Gemeinde mit Ausnahme von 8 Katechistenschaften bereisen können. Der Gesamteindruck ist zufriedenstellend, obwohl ich an manchen Orten mehr Eifer der Christen gewünscht hätte. Auf meinen Reisen habe ich versucht, die Leute anzuspornen, Gott ihr dankbares Herz auch durch die Tat zu beweisen. Schulen, die hier und da eingegangen waren, habe ich wieder zu beleben und neuen Eifer zur Einrichtung von Schulen anzufachen versucht. Christen und Taufbewerber, die das Trinken aufgegeben haben, sind in jeder Weise vorwärts gekommen, dagegen sind die Trinker und Säufer noch mehr rückwärts gegangen. In ihnen scheint das Wort Gottes keine bleibende Stätte zu finden. Manche von ihnen mögen auch im Geheimen geopfert haben. Aus Furcht, daß der Katechist oder Lehrer diese Tat merken könnte, gehen sie zuweilen in das nächstliegende heidnische Dorf und bringen den Teufeln dort ein Opfer. Andere mögen in Krankheitszeiten den bösen Christen Gelübde getan haben, also ein Opfer zu geben versprochen haben, welches sie noch nicht erfüllt haben. Wenn ich merke, daß Taufbewerber keine Freudigkeit zum Lernen und zum Kirchgehen haben oder einer Begegnung mit mir aus dem Wege gehen, dann kann ich mit Bestimmtheit annehmen, daß sie solch ein Brandmal im Gewissen haben. Man kann auf solche Leute erst einen Druck ausüben, daß sie lernen und zur Kirche gehen; aber freudige Christen werden sie nie werden, da sie ihre Sünde nicht bekennen und auch von solchem Brandmal im Gewissen frei zu werden keine Anstrengung machen.

Von gänzlichem Abfall scheint sie nur die Furcht zu bewahren, daß die Katechisten oder der Missionar ihnen in leiblichen Nöten ihre Hilfe versagen könnten. Solche Leute habe ich eine Anzahl unter meinen sogen. Taufbewerbern. Möge der Herr sich nach seiner Gnade ihrer erbarmen.

Trotz vieler Mühe haben wir nicht verhindern können, daß von solchen Leuten, wie ich sie oben geschildert habe, eine Anzahl Familien römisch geworden sind. Nur zwei Familien aus ihnen haben sich von ihrem Irrtum überzeugen lassen und sind wieder zu uns zurückgekehrt. Ob zum Segen der Gemeinde? Da es Trinker sind, scheint es nicht so. Dadurch, daß solche faulen Taufbewerber und Säufer römisch werden, kommt es mit ihnen und unseren Christen gewöhnlich zu einem Bruch, der vielfach für die betreffende Katechistenschaft ein Segen ist. In

Zeobahar haben unsere Christen eine geräumige Kapelle gebaut, welche ich am 2. Advent-Sonntage einweihen konnte. Auch Erntefest und Abendmahl wurde am Einweihungstage in der Kapelle gefeiert. In Siringbera, einer neuen Katechistenschaft, gab ein Taufbewerber ein Stück Land zum Bau einer Kapelle.

In Birnibera macht mir ein Jüngling aus einer Hindu-kaste viel Freude. Er ist schon seit Jahren ein eifriger Taufbewerber, fürchtet sich aber noch, die Taufe anzunehmen, da er in diesem Falle von seinen Eltern und Verwandten verstoßen werden würde. Ihm geht es so, wie manchem Hindu, der im Herzen ein überzeugter Christ ist, aber den letzten Schritt, nämlich die Taufe anzunehmen, nicht wagt. Ich hoffe aber, daß er auch noch seine Eltern von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugen und sich taufen lassen wird. Seit einiger Zeit ist in das Haus seiner Eltern viel Leid eingekehrt. Die Mutter ist von einem bösen Geist besessen und wird von ihm sehr geplagt. In ganz letzter Zeit ist auch sein Vater und seine Schwester zeitweilig von bösen Geistern besessen gewesen. Nur ihm, dem Taufbewerber, hat der böse Feind nichts anhaben können. Der böse Geist spricht durch die Frau. Sie selbst scheint stumm zu sein zu Zeiten der Besessenheit. Es ist eine wunderbare Sache. Fast nicht zu glauben. Ich selbst habe mit dem bösen Geiste an dem Tage gesprochen. Auf Fragen antwortete er sofort. Er erkannte mich sofort, vermied aber, mich Missionar zu nennen, sondern bezeichnete mich stets als den Besitzer von Rhutitoli. Er kennt auch Jesum und spricht es offen aus, daß Jesus größer ist als er. Auf das Gebet der Christen hin verläßt er die Frau auf kurze Zeit. Auch auf mein Gebet und Befehl im Namen Jesu verließ er die Frau. Dabei schrie die Frau laut auf. Auf Befragen antwortete die Frau: „Nun ist er fort, er hat mich aber bei seinem Weggange mit den Füßen in beide Seiten gestoßen.“ Ihr Sohn, der Taufbewerber, kann auch durch sein Gebet den bösen Geist auf kurze Zeit bannen. Ich bin sicher, wenn die Leute mit ganzem Ernste Christen würden und nicht zweifeln würden, würde auf das Gebet der Christen hin der böse Geist für immer gebannt werden können.

Eine große Freude bereitete mir eine zweitägige Gemeindeversammlung in der Katechistenschaft Rhondi, welche von ca. 300 Christen und Taufbewerbern aus meiner ganzen Gemeinde besucht war. Es wurde dort über die Liebe und Gnade unseres Gottes gesprochen, wie sie besonders in Viru offenbar geworden ist und zwar:

- 1) Wie sehr Gott die ganze Welt geliebt und begnadigt hat.
- 2) Der Zustand der Bewohner von Viru, bevor sie die Liebe und Gnade Gottes erkannt und angenommen hatten.
- 3) In welcher Weise ihre Lage eine andere und bessere geworden ist, nachdem sie die Liebe Gottes erkannt und angenommen.
- 4) Warum waren die Bewohner von Viru nicht wert von Gott so sehr geliebt und begnadigt zu werden?

5) Auf welche Weise können wir Gott für seine große Liebe und Gnade ein dankbares Herz erzeugen?

Den reichen Segen, den uns der Herr an jenen Tagen gab, haben die Teilnehmer in ihre Dörfer mitgenommen. Möge nun dieser Segen Gottes von ihnen auch auf die andern übergehen. Dies ist unser Wunsch und Gebet.

In diesen Monaten haben die Leute ihre Ernte, die reichlich ausgefallen ist, eingebracht. Auch wir haben unsere Vorratskammer von eigenem, auf unserem Missionsgrundstück geerntetem Reis füllen können. Am letzten Trinitatis-Sonntage feierten wir hier ein fröhliches Erntefest.

Der Herr sei gelobt für allen leiblichen und geistlichen Segen!

Frau Auguste Köhler

konnte am 1. März d. J. die fünfzigste Wiederkehr des Tages begehen, da sie in den Dienst des Plathschen Hauses und somit in Verbindung mit der Mission, besonders aber später der Goknerschen, eintrat.

Nach der Morgenandacht, bei der der 103. Psalm verlesen wurde, hielt Direktor Kauch an die Jubilarin eine Ansprache, in der er des vierzigjährigen Dienstjubiläums vor zehn Jahren gedachte, und gratulierte im Namen des Missionshauses, wobei er hervorhob, daß Frau Köhler nicht nur treu dem Hause und der Mission gedient, sondern sich auch Liebe und Vertrauen vieler Freunde erworben habe. Dann überreichte er ein Geschenk Ihrer Majestät der Kaiserin, nämlich ein schön gebundenes Exemplar von Thomas a Kempis' „Nachfolge Christi“ mit der eigenhändigen Unterschrift Ihrer Majestät unter eine Widmung für diesen Tag. Es folgten die Segenswünsche der Hausgenossen und persönliche Gaben der der Jubilarin besonders Nahestehenden. Auch die nächsten Stunden brachten liebe Besuche mit mancherlei Ausdrücken der freudigen Teilnahme an diesem Ehrentage in Wort und Tat.

Am Nachmittag erschien in Frau Köhlers Wohnung Herr General-Superintendent D. Braun, vom Missions-Direktor Kauch begleitet, und richtete an die Jubilarin folgende Worte:

Liebe Frau Köhler! Heute heißt es bei Ihnen: „Helft mir, helft mir, Gottes Güte preisen,“ darum sind wir beide gekommen, um Ihnen auch ein wenig zu helfen.

Zunächst möchte ich mir erlauben, Ihnen meinen persönlichen Glückwunsch auszusprechen zu dem Ehren- und Danktage, den Sie heute feiern. Ich schließe mich von ganzem Herzen an alle die Segenswünsche an, welche Ihnen heute schon ausgesprochen sind oder noch ausgesprochen werden. Ich danke mit Ihnen Gott dem Herrn, daß er Ihnen Kraft und Gnade und Willigkeit und Ausdauer gegeben hat, um Ihre Fähigkeiten und Kräfte in den Dienst eines gottbegnadeten Hauses zu stellen, und in diesem Dienste unverrückt auszuharren fünfzig Jahre lang bis zu diesem heutigen Tage.

Das ist etwas so Seltenes in unserer Zeit, in welcher so viel Unruhe, Veränderungssucht, Unzufriedenheit und Oberflächlichkeit unter den Menschen herrscht, daß ich mich freue, diesen heutigen Tag mit Ihnen erleben zu können. Ich möchte Ihnen ein bleibendes Andenken an denselben verehren und habe dazu gewählt, „Taten Jesu in unseren Tagen“ und zwar den Band „Wie uns der Meister in den Weinberg rief“.

Nun möchte ich noch ein Wort im Namen des Kuratoriums sprechen. Christen wissen, welchen Adel und Wert das Dienen vor den Augen Gottes hat. Als vor einiger Zeit der gesegnete Missionar Vater Hudson Taylor im „Christlichen Verein junger Männer“ wohnte, fragte er mittags bei Tisch seinen Nachbar: „Wie heißt auf Deutsch: Jesus spricht: „Ich bin unter euch wie ein Diener?““ Es wurde ihm gesagt, und er prägte sich die deutschen Worte ein, indem er sie für sich wiederholte. Als dann das Aufwartepersonal erschien, die zu Tische dienen wollten, erhob er sich und sagte: „Ich grüße euch, liebe Freunde, Jesus spricht: „Ich aber bin unter euch als ein Diener.““ Er wollte ihnen dadurch den Eindruck machen, daß unser Herr einen Strahl seiner Herrlichkeit auf den Beruf des Dienens fallen ließ, indem er sich selbst als den vornehmsten Diener vorstellte. Ja, er sagt geradezu, dazu sei er gekommen, um zu dienen, und das Leben seiner Gläubigen hat nur dann einen Wert für ihn, wenn es ein dienendes Leben ist.

Ihnen, Frau Köhler, hat Gott den Vorzug gegeben, nicht nur in einem Privathause Ihren treuen Dienst zu tun, sondern die heilige Reichsache des Herrn, unsere Missionsarbeit, ebenfalls nach Ihrer Kraft durch Ihren treuen Dienst zu fördern und zu unterstützen.

Das ist es, weshalb das Kuratorium Ihnen Dank schuldig ist. Ich spreche Ihnen denselben aus mit den herzlichsten Segenswünschen. Am nächsten Donnerstag wird das Kuratorium in der Sitzung zu erwägen haben, ob und wie es eine Anerkennung in besonderer Weise zum Ausdruck bringen will. Die Hauptsache ist, daß Sie selbst den Segen des Herrn in Ihrer Arbeitszeit reichlich empfangen haben. Er hat Sie durch Freud und Leid getragen, Sie haben in der Mission Ihren Gatten gefunden und verloren, Sie haben Ihre Kinder aufwachsen sehen und zum Teil in den direkten Dienst der Mission gegeben. Sie haben aus seiner Fülle Gnade um Gnade genommen, und ich denke mir, Sie werden diesen Tag nicht beschließen, ohne sich noch einmal dem Herrn, unserm Heilande, zum unbedingten Eigentum übergeben zu haben. Er ist es, der zu uns spricht: „Wenn Ihr getan habt alles, was Ihr schuldig seid, so sprecht, wir sind unnütze Knechte, wir haben nur getan, was wir zu tun schuldig waren.“ Er ist es aber auch, der uns mit seinem Blut gewaschen hat und alle unsere Sünden vergibt, wenn wir ihn darum anflehen und bitten.

Ihm befehle ich Ihre fernere Lebenszeit, daß er Sie darin wie bisher segnen möge und nach Verlauf derselben in Gnaden in die ewige Heimat führe.

Im weiteren Verlaufe des Tages kamen noch manche Gratulanten mit allerlei Gaben der Liebe, und zahlreiche Telegramme und Briefe gingen ein. Als es hieß „Zur Ruhe gehen!“ standen wir alle unter dem Eindruck: Das war ein Tag, den der Herr gemacht hatte!

Eine Trauerkunde.

Am 10. März Nachmittags lief im Missionshause die erschütternde kurze telegraphische Nachricht ein, daß unser Missionar Wilhelm Stauber gestorben sei. Alle näheren Umstände sind uns noch unbekannt. Am 29. Oktober vorigen Jahres erst reiste der liebe Bruder mit seiner Familie wieder auf sein Arbeitsfeld hinaus. Besonders sollte er sich der neuen Bewegung in Zaspur widmen. Nun hat ihn der Herr so bald eingesenkt als ein Samen Korn auf den Tag der großen Ernte. Wir bitten für die Hinterbliebenen und unser Werk um innige Fürbitte.

Inhalt dieser Nummer: Der ewige und der lebendige Erlöser. — Einweihung eines Denksteins für Nathanael Tumu. — Ein Besuch in Darbhanga. (Schluß.) — Im Kampf mit der Finsternis. — Frau Auguste Köhler. — Eine Trauerkunde.

Verantwortlicher Redakteur: Missionsdirektor Kauch, Friedenau, Sandjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zilleßen), Berlin C. 19, Wallstraße 17/18. Verlag der Buchhandlung der Goknerschen Mission, Friedenau-Berlin. — Der Jahrgang kostet 1,25 Mk.



DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

MONATSBLATT DER GOSSNER'SCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 4

Friedenau, April 1910

77. Jahrgang

Das Weiden der Schafe.

„Weide meine Schafe!“
Joh. 21,16.

Wie das geistliche Amt, so hat auch die Mission eine doppelte Aufgabe. Es gilt, das Verlorene zu suchen und das Gefundene zu weiden. Der gute Arzt kuriert nicht bloß die Kranken, sondern er nimmt auch Bedacht darauf, die Gesundheit der Gesunden zu erhalten und schädigenden Einflüssen entgegenzuarbeiten. Arme sollen nicht bloß für den Augenblick unterstützt werden, um nicht gerade Hungers zu sterben, sondern man soll ihnen die Möglichkeit gewähren, sich dauernd in ehrlicher, bescheidener Weise ihren Lebensunterhalt zu beschaffen.

Seiden zum Uebertritt in die christliche Lebensgemeinschaft zu bewegen, ist gewiß nicht leicht. Viel schwerer aber noch ist es, die Befehrten auf dem Wege der Heiligung zu bewahren und zu fördern. Missions-Schwärmer lassen sich gern daran genügen, als fliegende Evangelisten von Ort zu Ort zu reisen und den Samen des Wortes auszustreuen — manchmal taten sie es sogar ohne Kenntnis der Landessprache! — aber dem schwierigsten Teil der Arbeit, dem Weiden der Schafe, entzogen sie sich. Häufig denken sich Missionsfreunde die Mission viel zu einfach. Sie verstehen nicht, warum die Heidenbefehrung nicht schon längst „fertig“ sei, warum es überhaupt „so lange“ dauere mit dem Gange der Kirche durch die Länder und Zeiten. Sie denken, zum Missionar gehöre doch eigentlich auch „nicht so viel“. Man meint, ein „frommer Züngling“ eigne sich ohne weiteres zum Missionar. Man hält sich darüber auf, daß die Mission „so viel Geld koste“, die Predigt des Evangeliums müsse sich doch schließlich „auf ganz billige Weise“ einrichten lassen.

Aber, lieber Freund, siehst du nicht alle die Bedürfnisse

der Kirche und der Schule in deiner Heimat? Nun, so wisse, daß auch draußen auf die grundlegende Mission die Missions-Kirchenbildung folgt! So lerne, was es zu bedeuten hat, wenn der auferstandene Heiland gebietet: „Weide meine Schafe!“ Das ist doch in der Sache nichts anderes als jene Anweisung im Missionsbefehl: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“ Dazu aber gehört Zeit, Muße, Treue, Geduld, Ausdauer, Kraft, Unermüdlichkeit, eindringender Unterricht im Worte Gottes, und als Vorbedingung dazu allein das einfache Lesen- und Schreibenlernen, was für rohe unkultivierte Heidenleute schon an und für sich eine gar große Sache ist, und vor allem eine väterlich-mütterliche Seelsorgerliebe, wie sie in dem einen Wort „Hirt“ vom Herrn so tief und schön ausgedrückt ist.

Oft hat man gefragt, ob sich die Missionsgesellschaften nicht jetzt, d. h. nachdem sie auf ihren alten Feldern schon 60, 70, 80 und mehr Jahre gearbeitet hätten, von dort zurückziehen könnten, um neue, noch ganz unbebaute Gebiete in Angriff zu nehmen. Aber man übersieht, daß es sich noch immer um das Weiden der Schafe handelt, ganz abgesehen davon, daß es innerhalb der alten großen Missionsgebiete noch große Strecken gibt, da noch nicht einmal die irrenden Schafe aufgesucht sind, geschweige denn bekehrt zu dem Hirten und Bischof ihrer Seelen. Daß der Herr seinem Petrus am See Genesareth dreimal das Weiden der Schafe einschärft, hat ja freilich auch noch besondere Gründe. Jedenfalls aber ist mit dieser wiederholten Ermahnung auch die unerläßliche Notwendigkeit des Weidens auf stärkste betont.

Wer etwas genauer mit der Mission Bescheid weiß, der sieht es denn auch sehr bald ein, warum zum Weiden der Schafe viel mehr geistliche und materielle Kräfte gehören als zu ihrer ersten Gewinnung, warum also bis auf weiteres die alte Parole wiederholt werden muß:

Mehr Missionare! Mehr Mittel! Und wenn es auch schon viele eingeborene Hirten und Lehrer gibt, sie sind doch noch keineswegs imstande, die europäische Aufsicht und Oberleitung zu entbehren. Und wenn die heidenchristlichen Gemeinden auch schon manches zu ihrer Selbsterhaltung tun, bei ihrer notorischen großen Armut sind sie nicht fähig, alle Lasten, wohl gar auch die des Unterhaltes ihrer Missionare und deren Familien auf sich zu nehmen. Darum ergeht auch an die alte Christenheit in Europa der Ruf des verkündeten Herrn: „Weide meine Schafe aus der Heidenwelt!“

Die Erfüllung unserer Hirtenpflichten wird uns aber äußerst erschwert durch die Tatsache, daß in unserer Zeit die Notwendigkeit und der Segen des Seelsorgeramtes immer weniger erkannt, ja immer heftiger bestritten wird. Gewiß, Bäcker und Schlächter, Schuster und Schneider, Postbeamte und Bahnbeamte, Lehrer und Techniker — sie alle, und noch viele andere Berufsvertreter dazu, müssen sein. Aber wozu denn eigentlich die Pastoren? Sind sie nicht völlig veraltet? — Freilich, wenn es keine Seele gibt, dann sind auch die Seelsorger ein Nichtiges! Andere allerdings haben noch so viel menschliche Selbstachtung, sich das Dasein einer Seele — und damit einer Persönlichkeit! — zuzuerkennen. Aber: „Jeder sein eigener Seelsorger!“ Das ist ihre Forderung. Wie merkwürdig! Aber dieselben Herrschaften werden nicht die Lösung ausgeben: „Jeder sein eigener Kohlenträger, Straßengehender, Tischler, Diensthofe u. s. w.“ Da lassen sie sich fremde, sachverständige Arbeit wohl gefallen. Und auch in anderen Beziehungen ziehen sie die „Spezialisten“, das soll doch heißen: die in ihrem Fache Tätigsten, den eigenen Stümpereien entschieden vor. Und Pastoren will man nicht? Zwar es ist etwas sehr Wahres an der Lösung: „Jeder sein eigener Seelsorger!“ Wollte Gott, daß es jeder wäre im Sinne jenes Pauluswortes: „Schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern!“ Allein, wie überall, so muß es auch in der Region des Geistlichen Männer geben, denen das Studium und die Pflege der Seelen Lebenszweck ist, wie es z. B. Personen gibt, die das Studium und die Pflege des menschlichen Leibes zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben. Der, der das menschliche Leben kannte wie kein anderer, Er, der wußte, was im Menschen war, hat das geistliche Hirtenamt als eine Notwendigkeit erkannt und demgemäß für seine Gemeinde feierlich begründet, damit aber auch das missionarische Hirtenamt, und damit wiederum auch die missionarische Hirtenpflicht der alten Christenheit gegenüber der noch so schwachen und pflegebedürftigen jungen Heidenchristenheit.

Begleitwort zur Jahresrechnung.

Die Einnahmen des Jahres 1908 betrugen 434266,99 Mark, die des Jahres 1909 452333,47 Mark. Es sind also mehr eingegangen 18066,48 Mark. Die Ausgaben aber freilich sind auch, und zwar nicht unbedeutend, gewachsen. 1908 beliefen sie sich auf 436016,17 Mark,

1909 dagegen auf 464402,38 Mark, also mehr 28386,21 Mark. Anteil an der Steigerung der Ausgaben haben die Posten „Gehälter, Bartegelder“, hervorgerufen durch notwendige Erhöhungen, und die Posten für die Kols- und Ganges-Mission, sowie die für die Erziehung der Missionarskinder und den Unterhalt der jetzt vermehrten Zahl der Zöglinge. Die Steigerung aller Lebensmittelpreise macht sich auch der Missionskasse fühlbar. Das Resultat der Jahresrechnung für 1909 ist, daß wir eine Mehrausgabe von 12068,91 Mark zu verzeichnen haben, wodurch das Gesamtdefizit der letzten Jahre sich um die obengenannte Summe gehoben hat und nunmehr 144280,84 Mark beträgt.

Es ist außerordentlich drückend und lähmt uns auf Schritt und Tritt, daß wir über keinen Betriebsfonds mehr verfügen, an den wir bei dringenden Bedürfnissen irgend welche größeren Ansprüche stellen könnten. Wieder sind im ersten Viertel des laufenden Jahres (1910) die Einnahmen, schon seit Februar, so schwach gewesen, daß uns ein Zurückgreifen auf den letzten Rest des zusammengeschmolzenen Betriebsfonds droht, wenn nicht der Missionseifer wieder einen Aufschwung nimmt. Möge es doch durch Gottes Geist geschehen!

Andererseits wäre es schändlich und dank gegen den himmlischen Herrn und seine Diener und Dienerinnen auf Erden, wollten wir nicht anerkennen, wie viele Liebe uns zu Teil geworden ist. Auch über den Tod hinaus haben etliche ihre Fürsorge für Christi Missionsarbeit betätigen wollen, denn nicht weniger als 47 Legate weist unsere Einnahme-Aufstellung nach, eine Zahl, wie wir sie bei diesem Posten noch nie in einer Jahresrechnung gehabt haben. Es sind allerdings meist kleinere Summen, die aufs neue zeigen, daß die Mission doch wesentlich von den „geringen Leuten“ getragen wird. Möchten sich doch noch mehr Begüterte finden, die es lernten, sich selbst „Schätze zu sammeln als einen guten Grund aufs Zukünftige“ (1. Timoth. 6,19).

Immer brennender wird die Frage, wie bei den Missionsgesellschaften die Einnahmen daheim und die Ausgaben draußen in das rechte Verhältnis zu bringen seien. Man empfiehlt die Sparsamkeit. Und gewiß, wir wollen uns dahingehenden Mahnungen ja nicht verschließen. Aber tatsächlich wird doch schon an allen Ecken und Enden gespart! Und wenn das „Sparen“ dahin führt, daß das Werk an seinem lebenskräftigen Wachstum schwer geschädigt wird, was dann? — Oder man sagt: „Ihr müßt die eingeborenen Christen noch mehr zu finanziellen Leistungen und Opfern heranziehen“. Diese Erinnerung erscheint uns fast noch berechtigter, als die erste. In der Tat, auch wir lassen nicht ab, unsere Missionare und die Gemeinden des Missionsfeldes aufs ernstlichste in dieser Richtung hin zu beeinflussen. Wie aber, wenn unsere ohnehin schon meist armen Christen durch chronische Nöte, besonders Hungers- und Teuerungszeiten, noch besonders geschwächt sind? Und für die wachsende Zahl der Missionare und ihrer Familien und deren ganze europäische Lebenshaltung können und dürfen wir die

Heidenschristen nicht sorgen lassen. Das müssen wir, die sendende Christenheit, schon selber tun. — Oder man schlägt vor, es sollten sich verschiedene Gesellschaften vereinigen. Aber zwei Arme machen noch keinen Reichen. — Dagegen sehen wir doch hin auf unsere nach vielen Millionen zählenden Christen in Deutschland, wie sie wachsen an Zahl und an Vermögen, wie sie sich nichts entgehen lassen an allerlei Genüssen und Freuden! Aber sie sind fruchtlos für die Kirche ihres Herrn. Was könnte nicht noch, und zwar ohne wirkliche Entbehrungen, aufgebracht werden von der alten Christenheit für die Heidenwelt!

Allein die Missionsgaben setzen den Missionszinn voraus. Der Missionszinn aber kann nur aus einem zum Herrn bekehrten Herzen kommen. Geistliche Erweckungen und Erneuerungen wollen wir daher uns und unserem Volke wünschen, und die Klagen über die leidigen Defizite würden nach und nach verstummen.

Der 23. Jahresrechnungsbericht der Wohnerischen Missionsgesellschaft für 1909.

Einnahme.	M
Von Vereinen und Gemeinschaften	68154,28
Einzelgaben	132943,79
Sammelgelder	174673,23
Gaben mit besonderer Bestimmung	12911,98
Legate:	M
August Reeh, Nanzbach, von seinem verstorbenen Vater	200,00
Th. Nanz, Gfilingen, von Ungenannt	100,00
Baron v. Ungern-Sternberg, Berlin	45,00
Hrl. A. Rainboth, Kadeiwell	1000,00
Hrl. Marie Blankenfeld, Stettin	2100,00
Konrad Müller, Laichingen	500,00
Von einer Lehrervitwe	100,00
Frau Rektor B. Groche, Saarau	500,00
Frdr. Abelspies	40,00
Hrl. Menzel, Niedersiedersdorf	49,60
Hrl. Emma Pommerenick, Berlin	3000,00
Frau Witwe Bredemeier, Herford	100,00
Kentier Kiepert, Schwiebus	100,00
Gustfischer Nachlaß, Schmolsin	45,09
Pet. Senftensche Eheleute, Hillsboro	1842,50
Frau Blank, St. Petersburg	2160,00
Frau Leszinski, aus dem Nachlaß ihres Mannes	150,00
Frau Torge, Lübeck, aus dem Nach- laß von Hrl. Clausnitzer	59,00
Frau Pastor Gerlach geb. v. Varby in Loburg	1000,00
Frau Witwe Busboom, Filsun	5000,00
Karl Schaid und Luise geb. Losch	200,00
Uebertrag	18291,19 388683,28

Uebertrag	18291,19	388683,28
Frau Pastor Schmidt, Cottbus	900,00	
Michael Engel, Alt-Sacz	50,00	
Hrl. Luise Strack, Allendorf	150,00	
Hrl. Marie Adam, Breslau	269,50	
Emma Engelmann, Görlitz	105,00	
Pastor Klein, Rastätten	50,00	
Hrl. Clausnitzer, Grunewald	900,00	
Hrl. Pastenheimer, Konstanz	50,00	
Von einer Witwe in Scheuditz	50,00	
Hrl. Anna Wissemann, Marburg	200,00	
Hrl. J. Horch, Memel	100,00	
Von einer Missionsfreundin in Kaiserswerth	30,00	
Hrl. Marie Adam, Breslau	30,00	
Johann Schmidt, Stribben	300,00	
Hrl. Agnes Sybel, Schweidnitz	300,00	
Leibzücht. Bekemeier, Schwelentrup	1500,00	
Philipp Bald, Buschhütten	600,00	
Hrl. Clara Waagen, Berlin	500,00	
Kantor D. Böfel, Rummelsburg i. P.	400,00	
Schwester Erdmuth Grigoleit, Königsberg i. Pr.	400,00	
Hrl. Luise von Cleve, Berlin	1000,00	
Frau Wilh. Szameit, Griesgiren	515,00	
Schwester Catharina Glitsch, Zeist in Holland	168,20	
Aus dem Thieleichen Vermächtnis	10,00	
Frdr. Abelspies, Duisburg	10,00	
Frau Bertuleit, Langkitten (Ostpr.)	57,53	26936,42
Zinsen		7062,89
Buchhandlung, soweit die Einnahmen im Hauptkassenbuch gebucht		29650,88
Summa	452333,47	
Ausgaben.	M	
Kolmissionsmission	263092,59	
Gangesmission	23638,58	
Pensionen	3725,00	
Erziehung	18236,50	
Renten und Zinsen	2726,80	
Ausrüstung der Missionare	1685,30	
Witwenkasse	4699,85	
Gehälter, Wartegelder	58638,61	
Reisen, einschließlich der Indien-Reisen	27730,67	
Porto, Fracht, indische Kisten	5055,28	
Unterhaltung der Zöglinge u. des Hauspersonals	11630,95	
Hausbedürfnisse (Reparaturen, Steuern)	3498,86	
Drucksachen	11934,75	
Allgemeine Ausgaben	1333,85	
Buchhandlung	26775,29	
Summa:	464402,38	
Einnahme:	452333,47	
Mehrausgabe:	12068,91	
Mehrausgaben der letzten 17 Jahre	132211,93	
Hierzu das Minus pro 1909 mit	12068,91	
In Summa Mehrausgaben:	144280,84	

Der Heimgang des Missionars Wilhelm Stauber.

Von dem schweren Verlust, den unsere Mission betroffen, haben wir bereits am Ende der vorigen Nummer den Lesern kurze Mitteilung gemacht. Erst im Herbst vorigen Jahres mit unseren jüngsten Missionaren wieder nach Indien, zum zweiten Male, ausgesandt, sollte Br. Stauber besonders die neue Bewegung in Jaspur leiten und fördern. Mit heiligem Eifer ergriff er nach seiner Ankunft auf der Station Kinkel diese Aufgabe. Verschiedene Zeugen stimmen darin überein, daß er seine ganze Seele in diese Arbeit hineingelegt habe. Mehrere Reisen nach Jaspur hatte er schon hinter sich und neue plante er. Gleich nach der Generalkonferenz in Ranchi gedachte er wieder zu reisen. Noch auf seinem Sterbelager sprach er davon, als seine Frau einen Erholungsurlaub vorschlug, im Falle er wieder genesen würde. Von einer Erholung wollte er nichts wissen. „Rein, dann gehe ich nach Jaspur!“ sagte er. Der Herr hatte es anders beschlossen. Wir trauern tief mit seiner Witwe und seinen sechs Waislein, mit seiner Mutter und Schwiegermutter. Viel Liebe hat er sich während seines Erdenwallens erworben, im alten Vaterlande auf zahlreichen Missionsfesten, besonders aber auch in Mieste (Bezirk Magdeburg), wo er etliche Wochen des letzten Sommers zubachte, und nicht zuletzt bei unseren Missionsgeschwistern und bei seinen Heiden und Heidenchristen draußen im fernen Indien. Unser Dank für das, was er uns gewesen ist, folgt ihm in der Ewigkeit nach. Der Herr sei allen seinen Hinterbliebenen Trost und Teil!

Die Kunde von seinem Tode brachte über die in Ranchi zur Generalversammlung versammelten Brüder die Weihe tiefen Ernstes.

Ueber Br. Staubers letzte Krankheit und sein Ab-

scheiden liegen bis jetzt zwei briefliche Nachrichten vor, die wir hier zum Abdruck bringen.

Mitten aus der vom 3. März d. J. an in Ranchi tagenden Generalkonferenz der Kolonialmissionare heraus schrieb Missionar D. Dr. Rottrott in einem Briefe vom 7. März 1910:

„Auf der Konferenz fehlten diesmal Stauber, Lofies und Gemsky. Ersterer schwer erkrankt am Magen, deshalb mußte auch Kerschies bei ihm bleiben. Der kam aber Sonnabend noch per Rad mit der Nachricht, es sei besser geworden.

Gestern nachmittag aber ein Brief von Frau Stauber, daß ein Rückfall eingetreten sei und große Gefahr vorhanden wäre. Sie bat um schleunige Hilfe. Frau Dämlow ist nämlich auch nicht da, sondern in Purulia. Die arme Frau ganz allein! Da haben wir (der Vorstand), Br. Graetsch, schleunigst hinzureisen, als den, welcher praktisch, tatkräftig und arzeneifundig ist. Br. Dämlow wollte aber auch gesandt werden, da er doch dort stationiert sei.

So sind sie denn beide gestern Abend um 9 Uhr abgefahren, sind heute Abend in Raj-Gangpur, wo ich telegraphisch Kulis für die Tragstühle bestellt habe, so daß Graetsch wenigstens gleich die Nacht hindurch nach Rhutitoli und übermorgen früh zu Pferde nach Kinkel aufbrechen kann. Das war gestern Abend noch ein Trubel! Erst ging ich zum Doktor, der nicht zu Hause war; dann ins Hospital, um alle möglichen Arzneien

einpacken zu lassen; dann wieder zum Doktor, den ich nach $\frac{3}{4}$ stündigem Warten endlich traf. Dann das Rezept zum Apotheker in die Stadt, da wir eine Arznei dazu nicht hatten.

Um 9 Uhr fuhr ich Graetsch zur Bahn. Dämlow kam, hatte aber die Arznei nicht mit, denn die war noch nicht fertig. Ich jagte zum Hospital zurück, und da kam gerade der Bote aus der Stadt mit derselben an. Nun ging's im schärfsten Trabe zur Bahnstation zurück, die ich auch noch glücklich vor Abgang des Zuges erreichte. So ist für den kranken Bruder alles geschehen, was getan werden konnte. Kommt bis Mittwoch Nachricht, füge ich die noch bei.



Schüler unserer Hochschule in Ranchi
vor dem Denkstein, der aus Anlaß des 50-jährigen Jubiläums der Kolonialmission
1895 eingeweiht wurde.

Ranchi, den 8. März 1910.

Von Kinkel nichts wieder gehört — also Hoffnung. Bruder Lokies kam gestern Abend noch an."

Aber schon die nächste Post brachte folgende Zeilen des Missionars Grätsch aus Kinkel vom 10. März 1910:

"Es ist dieses Mal eine sehr traurige Botschaft, die ich Ihnen mitzuteilen habe. Bruder Stauber, der mit soviel Freudigkeit in Jaspur arbeitete, ist vom Herrn abgerufen worden. Ueber ihn wölbt sich schon der frische Grabhügel auf dem Friedhofe in Kinkel. Es kam alles so plötzlich und unerwartet, daß ich es kaum begreifen kann. Kurz vor der Abreise nach Ranchi zur Generalkonferenz wurde Bruder Stauber krank. Er litt an heftigen Unterleibschmerzen und hat auch einige Male Blut erbrochen. Bruder Kerschies blieb zu seiner Pflege bei ihm. Nach einigen Tagen wurde er etwas besser. Am Dienstag, den 1. März, fühlte er sich schon so gut, daß er Bruder Kerschies den Rat gab, doch zur Konferenz zu reisen. Zwei Tage nach seiner Abreise fingen die Schmerzen von neuem an.

Am Sonntag Abend, dem 6. März, erhielt Bruder Rottrott in Ranchi Nachricht von Frau Stauber, die nun ganz allein auf der Station war, daß es sehr schlimm stehe, und bat wenn möglich um Hilfe. Br. Rottrott bat mich, doch hinzugehen. In aller Eile wurde noch der Arzt um Rat gefragt und die nötigen Medikamente besorgt, und um 9 Uhr am Sonntag abend reiste ich ab. Am Montag, 11½ Uhr nachts, kam ich in Kurnarkela an. Frühmorgens ging es gleich per Tragstuhl weiter nach Khutitoli, wo ich nachts um 10 Uhr ankam. Nach einigen Stunden Schlaf ließ ich gleich das Pferd satteln, um nach Kinkel zu reiten. Unterwegs traf ich den Boten der Kinkel-Post. Dieser erzählte mir schon die traurige Nachricht. Trotz aller Eile doch zu spät gekommen! —

Am Mittwoch, mittags, kam ich an, und am Dienstag Abend war er schon gestorben. Also am 8. März gegen Abend. Sehr viel hat er vorher noch leiden müssen. Die Schmerzen im Magen und Unterleib waren oft unerträglich. Dazu kam noch einige Male Schüttelfrost, und die ganze Zeit über unerträglicher Durst, der ihn sehr quälte. Einige Male hat er auch Bluterbrechen gehabt. Seine Kräfte nahmen schnell ab. Er fühlte auch schon, daß er sterben werde, und sprach dies zu seiner Frau auch aus. Am Dienstag, als er schon sehr schwach war, betete er noch lange mit halblauter Stimme, daß der Herr ihm doch ein gnädiger Richter sein möge.

Voller Ergebung erwartete er sein Ende. Immer wieder tröstete er seine weinende Frau damit, daß der Herr ihr Beschützer und Versorger sein werde. In ruhrender Weise hat er noch vieles mit ihr besprochen, und für die nächste Zukunft Verhaltensmaßregeln gegeben. Wie ein guter Haushalter ordnete er noch vorher alles und bestellte sein Haus. Seine Kräfte schwanden immer mehr, bis gegen Abend der Herr ihn von seinem Leiden erlöste. Am Mittwoch Abend bestatteten wir ihn zur ewigen Ruhe. Der mit Blumen geschmückte Sarg wurde in der Kirche aufgebahrt. Die Glocken riefen die in der Nähe wohnenden Christen zusammen. Im Gotteshause hatten wir eine kurze Andacht. Unter Glockengeläute trugen wir die Leiche zum nahen Friedhof. Die Sonne verschwand gerade hinter den Bergen Jaspurs, als wir den Sarg in die kühle Erde herabsenkten. Eine große Schar Christen gaben ihrem Sahib das letzte Geleit.

Wie unerforschlich sind doch die Wege Gottes! Ein Herz voll von Liebe hatte Bruder Stauber für die Arbeit in Jaspur. Mit neuen Kräften war er eben aus Deutschland gekommen und wollte nun viel für den Herrn arbeiten. Und so schnell hat der Herr nun seiner Arbeit und seinen Wünschen ein Ziel gesetzt!

Schwere Tage hatte auch Frau Stauber durchgemacht, als sie allein mit ihrem Mann war, als sie seine Leiden und Schmerzen sah, und doch nicht helfen konnte. Ärztliche Hilfe war nicht zu haben. Frau Dämlow war auch in der Zeit nicht auf der Station. Was Frau Stauber zu ertragen gehabt hat, was sie für Kämpfe hat innerlich durchkämpfen müssen, kann nur der verstehen, der Ähnliches durchgemacht hat. Nun haben die 4 kleinen Kinder hier, und die 2 in der Heimat keinen Vater mehr! Gott wolle

ihren Trost und ihre Kraft sein. Möge auch für die Arbeit in Jaspur, wie für unser ganzes Werk, aus dieser Tränenfaat eine reiche Ernte ersprießen." —

Im Anschluß hieran geben wir eine kurze Uebersicht über Br. Staubers Lebensgang.

Geboren zu Gardelegen am 24. Februar 1871, erlernte er nach der Konfirmation das Schuhmacherhandwerk. Innerer Trieb zog ihn zum Dienst des Herrn. Er meldete sich bei der Basler Anstalt Crischna. Aber es fügte sich so, daß er nach mancherlei Verhandlungen im Jahre 1892 im Missionshause der Gohnerschen Mission Aufnahme fand. 1896 wurde er durch Professor Plath abgeordnet. 1899 verheiratete er sich mit Elisabeth



Ein eingeborener indischer Fürst (der Maharaja von Kapurthala).

Köhler, einer Tochter unseres Missionsboten. Vom Herbst 1904 bis ins Frühjahr 1905 brachte ihn in Indien eine schwere, vier Monate lang dauernde Krankheit an den Rand des Grabes. Menschlich geredet, verdankte er seine Rettung der heldenhaften aufopfernden Fürbitte und Pflege seiner Gattin, mit der er in glücklichster Ehe lebte. Er wirkte draußen auf den Stationen Ranchi am Knabenhaus, in Burju, abermals in Ranchi und dann in Lohardaga, von wo er im Frühjahr 1908 zu einem 1½-jährigen Urlaub nach Deutschland zurückkehrte. Nach Ablauf seiner Urlaubszeit wurde er nach Kinkel (Gerhardpur) versetzt, wo er nun, erst 38 Jahre alt, gestorben ist. Die Stätte seiner letzten Ruhe liegt nicht weit von der Station. Vom Friedhof hat man einen schönen weiten Rundblick auf die blauen Bergketten — von Jaspur.

Reisezeit.

Von Missionar Paul Vartsch in Purnulia.

Reisezeit! Wer freute sich nicht darauf? Mag es durch noch so viel Unruhe gehen, mögen die Eisenbahnzüge noch so überfüllt, die Wohnungsverhältnisse allerorts noch so unbequeme sein — der Zug hinaus aus der Enge in die Weite, ins offene Land, ist zu mächtig, als daß viele ihm widerstehen könnten.

Ähnlich sind auch die Gefühle des Missionars beim Eintritt der Reisezeit, hier der kalten Zeit. Wenn ihn übermäßige Hitze oder unaufhörliche Regengüsse nicht länger an die Station fesseln, treibt es ihn hinaus in den Distrikt, freilich nicht so sehr, um dort in beschaulicher Ruhe Ferientage zu genießen, als vielmehr zur Reisearbeit, für die nunmehr die Zeit gekommen ist.

Mitte Oktober 1909 machte ich mich zu einer größeren Reise auf, die mich in die am weitesten (48 bis 54 Kilometer) von der Station entfernten Dörfer führen sollte. Bemerkenswert war schon der unfreiwillige Aufenthalt, den ich in Chandil, der letzten Bahnstation, nehmen mußte. Von da sollte die Reise nach dem Innern gehen. Der bestellte Ochsenwagen, der das Zelt und die übrigen Gepäckstücke nach dem nächsten Katechistendorf bringen sollte, war noch nicht zur Stelle. So blieb nichts übrig, als in dem Rasthause die Ankunft des Wagens abzuwarten. Chandil ist ein ziemlich belebter Ort mit einer breiten Geschäftsstraße und vielen Kaufleuten. Auch eine Polizeistation ist am Orte. Wie ich hörte, hatte schon Bruder Uffmann diesen Platz mit einem Katechisten besetzen wollen. Obwohl es Christen dort nicht gibt, besitzt dieser Platz nach missionarischen Gesichtspunkten keine geringe Wichtigkeit; ist doch Chandil auch die Bahnstation für alle unsere in Patkom gelegenen Christendörfer.

Um die Wartezeit nicht untätig verbringen zu müssen, ging ich mehrere Male aus, irgendwie Anknüpfung zu suchen. Bei einem Ausgang gelang es mir, mit einem Ladeninhaber ins Gespräch zu kommen, der mich alsbald einlud, in der Veranda seines Hauses neben ihm Platz zu nehmen. Erst wußte ich nicht, was hier verkauft würde;

es standen nur zwei Kasten da, mit einer Waage darauf. Doch blieb ich nicht lange im Unklaren. Es kamen eine Anzahl Burschen und kauften Hanf und Opium, die bei dem Volke so beliebten und doch so verderblichen Betäubungsmittel. Ich war also mit einem Opiumhändler zusammengeführt worden. Natürlicherweise war der Gegenstand meiner Unterhaltung mit dem Manne die verderblichen Wirkungen dieser Handelsartikel. Ich fand, daß der Mann sein Gewissen wohl zu beruhigen wußte. Er sagte, daß es besser sei, die Leute rauchten Hanf und Opium, als daß sie Branntwein tranken, und er konstatierte mit großer Befriedigung, daß in heutiger Zeit viele das Branntweintrinken aufgeben und mit Hanf und Opium zufrieden sind. Ich sah ein, daß bei ihm Vernunftgründe wenig Eindruck machen würden, und pries ihm dann den Heiland an, durch den allein wir die Wahrheit erkennen können, und mit dem verbunden wir allein wissen können, daß wir gerettet und sicher sind für alle Ewigkeit.

Viel Freude machte mir eine Schar Schulknaben, die sich um mich versammelte. Ich erkundigte mich nach ihrer Schule, ihrem Lehrer und allem, was sie gelernt hätten, und sagte ihnen dann, daß ihnen gewiß noch niemand gesagt habe, wie man ein guter Mensch werden und in den Himmel kommen könne. Sie gaben zu, das noch nicht zu wissen. Ich erzählte ihnen, daß ich allenthalben Bücher mitgebracht hätte, aus denen sie das lernen könnten, und mit großer Begeisterung verlangten sie danach. Als ich ihnen sagte, daß das Buch Stück 1 Paisa kosten würde, sagten einige: „Wir geben auch 2 Paisa!“ Leider konnte ich am selben Abend ihrem Wunsche nicht nachkommen, da es bereits dunkel war und der Weg zu meinem Rasthaus zu weit, als daß ich die Kinder noch hätte dahin führen können. Unvorsichtigerweise hatte ich auf jenem Wege keine Bücher und Traktate mitgenommen.

Am nächsten Tage bemerkte ich eine heidnische Prozession, die sich nach dem Flusse hin bewegte. Ich folgte und sah, wie mehrere Jünglinge auf einer Art Bahre etwas wie einen großen Blumenstrauß trugen. Am Flusse angelangt, stiegen alle ins Wasser und einer der Brahmanen nahm den Strauß, während er mit der anderen Hand ein Gefäß mit Wasser ergriff, aus welchem er von Zeit zu Zeit Wasser auf die Blumen goß. Ein zweiter Brahmane stand dabei und rief unablässig eine lange Reihe von Gottheiten an, deren Namen er aus einem Buche vorlas. Am Schlusse der Handlung bot sich Gelegenheit, mit dem einen zu reden. Derselbe machte den Eindruck eines ganz durchtriebenen Kerls, der seine Leute zu nehmen weiß. Er gab zu, daß die Leute, welche der Handlung beigewohnt hatten, von alledem nichts verstanden. Auf die Frage, ob dieser ganze Zauber wohl dem lieben Gott gefalle, meinte er: „Natürlich! Wenn man von dem König oder von dem Regierungspräsidenten hier überall Bilder aufstellen würde, und alle Leute dieselben anbeten würden, dann würden doch der König oder der Beamte sich darüber freuen!“

So legen diese Klugen den menschlichen Maßstab auch an Gott, und meinen, daß er sei wie sie und sich betrügen und durch Schmeicheleien beeinflussen lasse.

Am anderen Tage verließen wir Chandil und kamen nach einer mehrstündigen und ziemlich mühsamen Reise in Kuidih an, wo das Zelt aufgestellt wurde. Hier hatte ich zunächst unter unseren Christen zu arbeiten. Sie wohnen oft ziemlich weit von dem Katechistendorf entfernt. Sie alle wurden in ihren Häusern besucht. Ich hielt mit ihnen entweder nur kurze Andachten oder auch längere Bibelstunden. Oft bot sich auch Gelegenheit, zu Heiden zu reden, die sich dabei einzustellen pflegten. Viele Christen haben einen sehr weiten (2–3 Stunden) Weg des Sonntags zur Kirche. Ich hatte den Eindruck, daß, wenn es der Katechist nicht vermag, den Leuten die Stunden im Gotteshause lieb und wert zu machen und ihnen das Gotteswort so nahe zu bringen, daß es für sie selbst eine Anziehungskraft wird, daß dann der regelmäßige Besuch einer Predigt durch diese Leute viel zu wünschen übrig lassen werde. Ich bat den Katechisten, sich dieser entfernt wohnenden Christen besonders anzunehmen. Unter diesen finden sich auch manche Häuser, wo keiner lesen und schreiben kann, die also keine Möglichkeit haben, sich selbst durch Lesen des göttlichen Wortes zu erbauen. An einigen Stellen bat man auch um einen Lehrer, da sie die Kinder nicht so weit zur Schule schicken könnten. In ein Dorf, wo nur 2 Christenhäuser sind, kann man natürlich keinen Lehrer schicken; so habe ich den Leuten immer dringend empfohlen, wenigstens ein oder zwei Kinder nach Purulia in die Boarding-Schule zu geben.

In Burda, der zweiten Katechistenschaft, die ich besuchte, liegen die dazu gehörigen Christendörfer in nächster Nähe, und ist Kirche und Schule leicht zu erreichen. Die Burda-Dorfschule ist mit die beste Schule in der Purulia-Diözese, gegenwärtig von 63 Kindern besucht, von denen mehr als $\frac{2}{3}$ Heidenkinder sind. Die Schule hat also einen beständigen Einfluß auf eine gute Anzahl heidnischer Familien des Dorfes.

Hier gibt auch das kirchliche Leben zu mancherlei Hoffnungen Anlaß. Dabei denke ich besonders an die Jünglings- und Männer-Abteilung, die sich sonntäglich zum Bibelstudium versammelt, wobei eines der Mitglieder abwechselnd eine Ansprache über das Pensum der vorhergegangenen Stunde hält. Darauf wird unter Leitung des Lehrers oder Katechisten der neue Abschnitt durchgenommen.

Einen erfreulichen Anblick gewährt auch die Sonntagschule; es wird in Gruppen unterrichtet, und die Gruppenleiter sind nicht nur Missionsangestellte, sondern auch Laien aus der Gemeinde.

Zu der in diesem Jahre notwendig werdenden Reparatur der Kirche bekam ich von den wohlhabenden Gemeindegliedern Versprechungen von Beiträgen. Inzwischen ist das Erntefest gefeiert worden und die Erntedankfestkollekte eingesammelt und, wie es Regel ist, an die Gemeindefasse der Muttergemeinde, Purulia, abgeführt

worden. Leider glauben dadurch die Christen, wie ich eben höre, ihrer Verpflichtungen ledig zu sein und wollen keine Extrabeiträge mehr geben. Da könnte man die Frage aufwerfen: Sollte nicht einmal der Versuch gemacht werden, daß den Gemeinden die Gemeindebeiträge zur Selbstverfügung überlassen und nur die Rechnungslegung eingefordert würde? Gewiß hat die Hauptkasse ein Recht auf die Aufbringungen der Gemeinde; denn die Mission bezahlt den Katechisten und Lehrer. (Anm. d. Herausg. Es ist bei uns die Regel, daß die Mission diese Gehälter nur zur Hälfte bezahlt.) Vielleicht würde aber durch das Recht der Selbstverfügung über die Gelder der Eifer, mit beizutragen, vermehrt. Die Gemeinde bekäme auch einen Ueberblick über ihre Leistungen, und unzweifelhaft wäre es ein Schritt zur Verselbständigung unserer Gemeinden, was ja das Ziel unserer Missionsarbeit ist. Dadurch, daß die Gemeinden alle Sammlungen an die Hauptkasse abführen müssen, verlieren sie anscheinend das Interesse an ihren Kirchen und Schulhäusern und glauben, es sei nun Pflicht der Mission, für deren Instandhaltung zu sorgen.

Neben der Arbeit unter den Christen, die in Gottesdiensten, Schulvisitationen, Haus- und Krankenbesuchen bestand, wurde auch den umwohnenden Heiden ein gut Teil Zeit zugewandt. An Markttagen wurden die betreffenden Dörfer besucht und oft vielen Leuten das Wort verkündet. Auch während der Reisen von einem Ort zum anderen, auf der Landstraße usw., bot sich Gelegenheit, zu Heiden zu reden. Besonders war es auch mein Fahrrad, das das Interesse der Leute erregte. Oft stand ein ganzer Kreis von Leuten herum und bewunderte es. Traktate und Bücher erwiesen sich im Innern des Landes als nicht so brauchbar, da die meisten Leute nicht lesen können.

Die Dorfjugend versammelte ich an den Sonntag-Nachmittagen zu allerhand Spielen und verteilte kleine Büchlein und etwas Süßigkeiten als Preise. Da fanden sich auch viele Heidenkinder ein, und ohne Ansehen der Kaste spielten sie alle fröhlich mit einander. Es war mir eine besondere Freude, daß auch Kinder aus einer so verachteten Kaste, wie die der Ghasis, die erst aus Scheu sich gar nicht heranwagten, allmählich aufstauten und unbefangen mitspielten, auch einige Preise gewinnen konnten.

Die Arbeit an den gebildeten Heiden stellt besondere Anforderungen an den Missionar, denen ich, noch immer ein Anfänger, oft nicht gewachsen war. Es kam manchmal zu unerfreulichen Disputationen, die schließlich ein Gefühl des Unbefriedigtseins zurücklassen. Es gilt auch hier vor allem erst zu lernen, die Einwände der Gegner und auch die rechte Antwort. Es gilt herauszustellen, worauf man bei Heidenpredigten den Nachdruck legen, was man herausgreifen, und wie man es ihnen darbieten soll, um ihr Herz zu treffen und ihnen das Evangelium so annehmbar als möglich zu machen. Einige Katechisten zeigten sich besonders geeignet zu solcher Arbeit. Besonders war es der alte Harun, der die Heiden immer

zum Schweigen zu bringen mußte und so eine ruhigere Wortverkündigung möglich machte. In der Zusammenarbeit mit ihm habe ich viel gelernt. Hoffe auch in der kommenden heißen und Regenzeit, die uns wieder zum großen Teil an die Station binden wird, noch weiter mich für meine Arbeit durch geeignete Lektüre vorbereiten zu können.

Aus dem Distrikt zurückgekehrt, galt es auf der Station die Schulprüfungen zu halten oder zu überwachen und hernach die Arbeiten durchzusehen. Das Resultat war, daß alle Knaben der Oberstufe bestanden (7) und von den 14 Kindern der Unterstufe nur zwei nicht bestanden. Ein Schulmädchen, welches sich um ein Stipendium bewarb, bestand die Prüfung vor der Schulbehörde gut, und es wurde ihr auch ein Stipendium von 2 Rupies monatlich zugesprochen.

Wichtige Mitteilung

betreffend

die indischen Kisten für unsere Missionsgeschwister.

Sendungen für die indischen Kisten an unsere Missionsfamilien bitten wir bis **spätestens Mitte Juli** bei unserem Missionshause einzuliefern. Alle Sendungen, die nach dieser Zeit eingehen, müssen für nächstes Jahr zurückbleiben. In den Kisten oder Paketen muß ein genau ausgefülltes Inhaltsverzeichnis liegen. Außerdem ist in besonderem Briefe dem Missionshause zu jeder Sendung ein gleiches Inhaltsverzeichnis einzusenden.

Einsendungen, zu denen diese Angaben fehlen, oder deren Angaben unvollständig sind, können, wie bei den Auslands-Sendungen durch die Post, nicht befördert werden, weil diese Angaben der Verzollung wegen durchaus nötig sind. Andernfalls würden die Kisten oder Pakete geöffnet werden müssen.

Von der Beförderung sind ausgeschlossen: Tabak, Zigarren, Wein, Getränke, Fruchtsäfte, Essigessenzen, Waffen, Munition, Zucker, und zwar darum, weil die Verzollung große Schwierigkeiten macht und weil dergleichen Sachen billiger in Calcutta zu kaufen sind.

Wir müssen also nochmals aufs dringendste um diese Angaben bitten, und zwar, wie gesagt, auch abgeordnet von der Kiste oder dem Pakete

im besonderen Brief, um den Absendern, den Empfängern und uns selbst viele Unannehmlichkeiten zu ersparen.

Ferner sei noch erwähnt, daß etwaige Kisten nur aus gutem Holz angefertigt, nicht über 100 bis 120 cm lang, 50 bis 70 cm breit und 50 bis 70 cm tief, verwendet werden dürfen. Die Kisten müssen mit Bandeisen umnagelt sein.

Formulare zu Inhaltsverzeichnissen können jederzeit von uns bezogen werden.

Die Sendungen sind zu richten:

An das Gossner'sche Missionshaus

für Missionar N. N.

Friedenau bei Berlin

Handjerystr. 19/20.

Nachrichten.

1. Unser **neues Jahrbuch**, „Stand und Arbeit der Gossner'schen Missionsgesellschaft im Jahre 1908/1909“ ist soeben fertig geworden. Wer das Jahrbuch schon bisher erhalten hatte, bekommt auch das neue ohne weiteres umsonst zugesandt. Weitere Bestellungen wolle man an unsere Buchhandlung gelangen lassen. Auf Wunsch erhält jeder unserer Freunde das inhaltreiche Büchlein kostenlos übersandt.
2. Die diesjährige **Generalkonferenz** der Kolonialmissionare hat nach allgemeinem Urteil der Beteiligten einen besonders befriedigenden und geeigneten Verlauf genommen. Die Hauptverhandlungsgegenstände waren folgende: „Können wir etwas von der Arbeit der Gegenmissionen lernen?“ (Vom Kuratorium gestelltes Thema.) — „Können wir in Bahar-Barwe und Palamo einsetzen?“ (Dgl.) — „Was kann geschehen, unter unseren Eingeborenen die Liebe zum Kirchen- und Schuldienste zu mehren?“ (Dgl. für die Spezialkonferenz mit den geförderten Eingeborenen.) — „Wie können wir das Bibelleben in der Gemeinde pflegen und fördern?“ (Für die Separatkonferenz der Pastoren und Kandidaten.)
3. Unsere **Einnahmen** in den letzten Wochen waren leider äußerst unzulängliche. Wir bitten dringend um kräftige Unterstützung durch Fürbitte und Liebesgaben.

Inhalt dieser Nummer: Das Weiden der Schafe. — Begleitwort zur Jahresrechnung. — Der 73. Jahresrechnungsbericht der Gossner'schen Missionsgesellschaft für 1909. — Der Heimgang des Missionars Wilhelm Stauber. — Schüler unserer Hochschule in Ranchi. (Bild.) — Ein eingeborener indischer Fürst. (Bild.) — Reisezeit. — Wichtige Mitteilung. — Nachrichten.

Hierzu eine Beilage.

Verantwortlicher Redakteur: Missionsdirektor Kausch, Friedenau, Handjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Billeßen) Berlin C. 19, Wallstraße 17/18. Verlag der Buchhandlung der Gossner'schen Mission, Friedenau-Berlin. — Der Jahrgang kostet 1,25 Mf.



DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

MONATSBLATT DER GOSSNER'SCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 5

Friedenau, Mai 1910

77. Jahrgang

Der Führer zur Wahrheit.

Wenn aber Jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Joh 16, 13.

Sehr verschieden ist die Stellung der Menschen zur Wahrheit. Manche verzweifeln daran, daß es für uns Sterbliche überhaupt eine Wahrheit gebe. „Ich sehe ein, daß wir nichts wissen können. Das will mir schier das Herz verbrennen.“ So denken sie. — Anderen ist die Wahrheit etwas völlig Gleichgültiges. „Ich habe kein Bedürfnis nach Wahrheit!“ „Was ist Wahrheit?“ Noch andere hassen die Wahrheit, wo sie ihnen entgegentritt. Sie lieben und tun die Lügen. Wie dem Augenkranken das Licht, so ist ihnen die Wahrheit etwas Unerträgliches. Ihr Lebensgebiet, wenn man es so nennen darf, ist das Sündendunkel, die gottwidrige Todesfinsternis.

Aber es gibt auch wahrheitsdurstige Seelen, von denen der, welcher sich selbst die Wahrheit genannt hat, erklärt, sie seien „aus der Wahrheit“, und als solche hörten sie Seine Stimme. Wer als ein Jünger Jesu seine Lehren im Glauben empfing, in dessen Herzen wurden keine ewiger Wahrheit eingefest.

Allein das vorpfingstliche Zeugnis des Herrn gab zwar Wahrheit, aber noch nicht die ganze Wahrheit. Es ist zum mindesten sehr einseitig, wenn man sich nur an die eigene Unterweisung des Heilandes halten will, aber das volle Wahrheitszeugnis des heiligen Geistes nach Pfingsten verschmäht, des Geistes, auf welchen, als auf seinen Vollender, Jesus selbst die Apostel verwiesen hatte. Wie beschränkt sind vollends die, die das ganze Evangelium etwa auf den Lehrgehalt einer einzigen Rede des Herrn reduzieren wollen, und sei es auch die Bergpredigt!

Gottes Offenbarung hat etwas Fortschreitendes, Wachstümliches. Wie überall sonst ist auch in der Jünger-

schule Jesu Stillstand in der Wahrheitserkenntnis verderblich. Viele Christen begnügen sich zeitlebens mit einem sehr dürftigen Durchschnittsmaß ihres Glaubens. Ob auch konfirmiert, bleiben sie sozusagen in der Konfirmandenstube sitzen, von denen ganz zu geschweigen, die selbst das vergessen und verlieren, was ihnen an Heilsbesitz einst Kinder-, Schul- und Konfirmandenstube anvertraut hatte. Viele wollen auch im Christentum auf der Oberfläche bleiben, sie wollen nicht hinein in die Tiefe und den Reichtum „aller Wahrheit“. Darum machen sie als Christen, ob auch als Menschen alt und grau geworden, den Eindruck zurückgebliebener Kinder, ewiger Säuglinge, die keine feste Speise vertragen können. Wann, wo und wie aber hat sich die Verheißung des Herrn, daß der Geist der Wahrheit sie in alle Wahrheit leiten werde, denn erfüllt? Oder wo haben wir den Niederschlag dieser Tätigkeit des Heiligen Geistes?

Das ist gewiß: seit Pfingsten waren die Apostel Geistesmenschen. Sie besaßen den Geist, und Geist und Leben ging von ihnen aus, und durch ihre Mission wurden ungezählte Andere auch zu Geistesmenschen. Es trat ein, was Johannes (1. Joh. 2, 27) schreibt: „Die Salbung, die ihr von Ihm empfangen habt, bleibt bei euch, und dürft nicht, daß euch jemand lehre, sondern wie euch die Salbung Alles lehret, so ist es wahr und ist keine Lüge.“ So waren die Apostel und Paulus die erwählten Organe des Geistes Gottes. Von ihm wurden sie in alle Wahrheit geführt, und waren durch ihn befähigt, anderen den gleichen Dienst zu leisten. Wir aber, die Nachgeborenen, haben in ihren Schriften, und in ihnen allein, also kurz gesagt, im ganzen Neuen Testament, vor allem aber eben in der nachpfingstlichen Offenbarungsstufe, also in den Episteln und in der Offenbarung, „alle Wahrheit“, die ganze Wahrheit, die zu haben uns Gott zugedacht hat, die ganze Wahrheit, die wir brauchen

fürs Leben und fürs Sterben, für diese Welt und für jene Welt, für uns selbst und für unsere Mitmenschen, die ganze Wahrheit auch hinsichtlich unserer und der ganzen Christenheit Aufgaben hienieden.

Daß jetzt der Tag des Heils da ist für alle Menschen, daß nun das Evangelium gepredigt werden muß aller Kreatur, daß den Völkern des Heidentums die Wahrheit Gottes entgegengesetzt werden muß, — das anzuerkennen, und danach zu handeln, dahin führt der Geist der Wahrheit in unserer Gegenwart mit besonderer Deutlichkeit alle, die sich von ihm leiten lassen wollen. „Euch“, sagt der Herr, „wird der Geist der Wahrheit in alle Wahrheit leiten.“ Wer darf sich mit zu diesen Erwählten rechnen?

Der Ausbau der Station Krisiapur.

Von Missionar B. Langemiss in Tharsuguda.

Endlich bin ich nun in der Lage gewesen, auch einmal für länger als nur für 2—3 Tage in den Distrikt zu gehen. Habe ich doch bisher fast bis zum Ueberdruß die ganzen Tage auf dem Bauplatz herumstehen müssen, um die Arbeiten endlich zum Abschluß zu bringen. Daß die Bauerei solange gedauert hat, lag ja nicht nur daran, daß ich auf mein langes Dachholz über ein Jahr lang habe warten müssen, vielmehr bedingte das langsame und mäßige Einkommen der Gaben auch ein langames Fortschreiten der Bauarbeiten. Darin liegt ja auch die besondere Schwierigkeit, solch einen großen Bau mit Sammlungen zu errichten. Nun ist aber die Not so gut wie überstanden, alle sechs Zimmer sind ganz fertig, abgeputzt und mit Decken und Fußböden versehen, sodaß nur noch Fenster und Türen fehlen. An den Eckkammern und Veranden wird noch gearbeitet, und bis die Fußböden ganz trocken sind und das Haus bezogen werden kann, werden auch jene Arbeiten vollendet sein. Dann werde ich der Mission ein recht solides und komfortables Wohnhaus übergeben können, in welchem sich auch alle nach uns recht behaglich fühlen werden. Die Fundamentierung des Hauses ist eine so feste, daß die 20 Fuß hohen Wände auch die starken Regengüsse während der ersten Regenmonate des vorigen Jahres sehr gut überstanden haben, sodaß in ihnen nicht ein Riß entstanden ist, obgleich sie nur mit Lehmörtel gemauert sind und ohne jeden Schutz waren. Die Zimmer sind hoch und geräumig und oben unter den Decken mit insgesamt 10 Luftfenstern versehen, sodaß jene während der heißen Zeit immer schön ausgelüftet und während der Nacht ausgekühlt werden können. Nur ausgesuchtes und gesägtes Kernholz wurde zum Dache verwendet, und die besten Dachsteine, die in Indien überhaupt zu haben sind, habe ich aus Allahabad kommen lassen, sogenannte Schlüsselsteine, von denen immer ein oberer Stein zwei untere zusammenschließt und zusammenhält, sodaß sie ein absolut regensicheres Dach liefern. Das Küchenhaus, das schon zu

Anfang der letzten Regenzeit fertig wurde und mit solchen Steinen zweiter Klasse gedeckt ist, ist die ganze Regenzeit hindurch trocken geblieben. Eine Dachreparatur wird es da in vielen Jahren nicht geben, überhaupt wird sich die solide Ausführung des Ganzen in den Minderforderungen für Reparaturen auf Jahrzehnte hinaus angenehm bemerkbar machen. Zu den Fußböden habe ich viel Zement verwendet, sodaß anzunehmen ist, daß wir von den leidigen Ameisen, die uns im alten Hause schon ungeheuren Schaden zugefügt haben, kaum zu leiden haben werden. Und schon jetzt zeigt es sich, wie gut es war, daß ich das Haus so groß und nicht kleiner gebaut habe, wie mir geraten wurde, denn mit dem 1. Februar dieses Jahres hält der von Bombay kommende Schnellzug nicht mehr in Rajgangpur, und alle Missionsgeschwister von dort kommend, welche auf dieser Seite von Chakradharpur ihre Reise von der Bahn landeinwärts zu machen haben, werden von jetzt ab in Tharsuguda den Schnellzug verlassen und bei uns auf den Personenzug eine Nacht und einen halben Tag warten müssen. So wird sich unser neues Wohnhaus sowohl für die Missionarsfamilien als auch für die Missionsarbeit als ein großer Segen erweisen.

Jetzt auf Reisen finde ich leider auch erst Muße, nach langer Zeit wieder einmal einen Bericht abzufassen. Auf der Station habe ich mir während der letzten Monate Mühe geben müssen, in den Abendstunden auch nur das Notwendigste an schriftlichen Arbeiten erledigen zu können, und der Korrespondenz zu den Sammlungen habe ich noch manche Nachtstunde opfern müssen.

Was mir im Sambalpur-Distrikt, von dem ich jetzt ein Stück bereise, von Anfang an viel Sorgen bereitet hat, ist der Umstand, daß viele der hiesigen Christen gar keine feste Scholle haben, sondern ich möchte fast sagen, ein Nomadenleben führen. Weil nur wenige von ihnen Land in Erbpacht haben, viele nur in Zeitpacht, die ihnen in jedem Jahre gekündigt werden kann, eine Anzahl gar nicht Landwirtschaft treibt, sondern sich durch Arbeiten auf Taglohn oder Akford ernährt, so ist hier die Freizügigkeit groß. Wenn sie an einer Stelle ihr Feld aufgeben müssen oder keine lohnende Arbeit mehr finden, ziehen sie weiter. So ist hier schon manche Ansiedlung von Christen während der letzten vier Jahre sehr zusammengeschmolzen. Manche sind mit Weib und Kind der Arbeit immer weiter nachgegangen und nicht wieder gekommen. So hat nach dem Zensus Tharsuguda-Krisiapur eine verhältnismäßig große Zahl von Auswanderern aufzuweisen. Viele Männer pflegten gleich nach der Ernte weit in die Wälder zum Holzjagen wegzuziehen und erst zu Beginn der Regenzeit für die Feldbestellung wiederzukehren. Auch jetzt fand ich in einem Dorfe nur so wenig christliche Männer und Jünglinge vor, daß ich aus Mangel an Trägern mein Zelt nicht mitnehmen konnte, und Heiden sind nur schwer dazu zu bekommen. Natürlich ist dort in den Wäldern vielen von ihnen das Leben unter Heiden, ohne Zusammenhang mit ihrer Familie, ihrem Glauben und ihrer inneren Ent-

wicklung sehr schädlich gewesen. Gar mancher von ihnen hat draußen wieder die Welt und das alte heidnische Wesen lieb gewonnen und ist gegen Gottes Wort und Sakrament gleichgültig geworden. Dieser Zustand der Dinge bringt dann natürlich auch dem inneren und äußeren Wachstum der Gesamtgemeinde großen Schaden. Soll es besser werden, so müssen die Leute vor allen Dingen seßhafter werden, denn sonst ist an einen geordneten Unterricht unter ihnen nicht zu denken. Den dem Kol schon angeborenen Wunsch nach einer eigenen Scholle habe ich von Anfang an zu mehren und, so viel ich konnte, den Leuten auch zu erfüllen gesucht. Weit bin ich freilich damit bisher noch nicht gekommen. Vor nun fast zwei Jahren habe ich 12 christlichen Familienvätern einer Ansiedlung zum Landterwerb aus der Prabhupritkasse eine Anleihe gewähren können. Die Leute, denen die Zeitpacht gekündigt worden war, haben sich nun ein großes Stück Waldland in Erbpacht geben lassen, haben es dann unter sich verteilt und machen es jetzt urbar. So bleiben sie nun auch weiter beisammen und werden sich durch Wegzug nicht so verkrümmeln, wie es viele andere getan haben. Auch auf die Anlage von Frucht- und Gemüsegärten weise ich bei meinen Reisen immer wieder hin und verspreche ihnen für den Anfang auch Pflanzen zu schenken. In einer der ältesten Christenansiedelungen hier selbst habe ich nun auch schon die Freude, einige solche Gärten im Entstehen begriffen zu sehen, aus denen bereits indisches Gemüse, roter Pfeffer, Tabak und Pananen verkauft werden. Auch andere finden Gefallen an solcher Arbeit zu Hause, graben Brunnen und legen sich einen Garten an. So beginnt denn das Herumziehen auch ein wenig abzunehmen.

Zum großen Teile ist es auch dem Uebel des unsteten Herumziehens zuzuschreiben, daß im Sambalpur-Distrikt in Jahren so verschwindend Wenige zur Taufe und zum Abendmahl vorbereitet wurden. Wie bereits erwähnt, ent schlüpfen dort die Leute ihren Katechisten für längere Zeit, während der sie das Gelernte wieder vergessen; eine lange Zeit muß dann wieder der Wiederholung gewidmet werden, und der jährlich gemachte Fortschritt ist kaum nennenswert. Da die Katechisten für ihre Schüler Präsenzlisten führen, die sie mir bei jeder Monatsversammlung vorzuzeigen haben, so kann ich die Arbeit ihres Unterrichtens leicht kontrollieren, wenn ich von den Katechisten nicht geradezu belogen werde, was wieder an Ort und Stelle leicht zu ermitteln wäre; aber da muß ich zugleich sagen, daß sehr viele, wenn nicht gerade mit Widerwillen, so doch mit großer Unlust lernen und deshalb ihr Pensum nie bewältigen. Und wenn solche wirklich dies Ziel erreichen und die Taufe erlangen, so ist diese ihnen weder ein Segen, noch mehren sie nach Empfang derselben den Ruhm ihres Herrn. Beim Besuche in einem Dorfe, wo ich 11 solcher Christenfamilien habe, fand ich nur kleine Kinder vor und zwei Frauen, keinen einzigen Mann, obgleich sie gut wußten, daß ich kommen würde; um meinen Ermahnungen aus dem Wege zu gehen, waren sie alle auf Arbeit gegangen. Den Gottesdienst

besuchen aus dem Dorfe nur ein paar junge Leute und ein altes Mütterchen. Schon längst würden sich jene wieder in die Gemeinschaft ihrer heidnischen Stammesgenossen haben aufnehmen lassen, wenn sie dabei nur nicht die hohen Ausgaben scheuten. So haben sie sich auch in bezug auf die Verheiratung ihrer Kinder gleichsam zwischen zwei Stühle gesetzt: die Heiden wollen mit ihnen keine Ehegemeinschaft haben, weil sie nicht in alter Form wieder zum Heidentum zurückgetreten sind, und die ernsteren unter den Christen wollen auch nichts von ihnen wissen. Die jungen Mädchen, welche aus jenem Dorfe noch zum Gottesdienst kommen, tun es nur, damit ich ihnen einen Mann besorge. So berichtete mir der Katechist jenes Umkreises über das betreffende Dorf, und richtig hat er dort auch schon mehrere Ehen zusammengebracht, und ich habe die Paare getraut, und es hat jetzt den Anschein, daß durch den Zuzug besserer Elemente und durch unser unablässiges Werben unter dem jungen Volk eine Wandlung zum Besseren sich anzubahnen beginnt. Was ich mir im Blick auf diese armen Menschen wünsche, und wovon ich mir noch etwas verspreche, ist dieses, daß doch bald ein zweiter Missionar hierher käme und mir die Stationsarbeiten abnähme, sodaß ich längere Zeit unter ihnen verweilen und intensiver an ihnen arbeiten könnte.

Wie wir den guten Samen austreuen.

Von Missionar Paul Wüste II in Gobindpur.

Die Glocken läuteten das neue Jahr ein, worauf der Posannenchor die Motette: „Der Herr ist mein Hirte“ und das Lied: „Jesu geh voran“ spielte. Wie erhebend war es, mitten in der Nacht die Trauer- und Freudenklänge zu vernehmen. Ja, Trauer und Wehmut ergriff einen, wenn man daran dachte, daß die Glocken einem Jahre zu Grabe läuteten, und daß man selbst ein Stück näher dem Grabe gekommen ist. Jauchzen aber und jubeln hätte man mögen, wenn man an die Gnade unseres Gottes dachte, der uns nun wieder ein neues Jahr schenkte. O möchte er uns auch in diesem Jahre Kraft geben für die Arbeit, an der wir stehen. Als ich noch in Gedanken über Vergangenheit und Zukunft war, da ertönte die Motette: „Der Herr ist mein Hirte“. Wie freudig bewegt wurde ich dabei. Ist mir doch das Wort des Psalmisten schon öfter zugerufen worden, und des öftern durfte ich es erfahren, daß er mich führet und leitet. So ertönte mir zur Konfirmation der Ruf: „Der Herr ist mein Hirte“, ebenso vor kurzem am Traualtar, und jetzt wieder am Anfange eines neuen Jahres. Ja, er ist es, der uns leiten und führen wird im neuen Jahre, uns stärken in der Arbeit, uns beistehen in Not und Trübsal, ja, er ist es, der uns einst führen wird ins Vaterhaus da oben.

Darum getroßt das neue Jahr angefangen, fort mit allem Jagen, er hilft alles tragen!

Das Erste, was ich im neuen Jahre tat, war, daß ich mit meiner Frau zusammen in den Distrikt ging und die beiden Katechistenchaften Uhur und Kasmar besuchte. Hier sah ich 10 größere und kleinere Dörfer, und ich glaube, daß wohl keine Familie sein wird, die ich nicht besucht hätte; denn ist man in einem Orte, so gäbe es großen Anstoß, umginge man die eine oder andere Familie. Mit Freunden macht man die Besuche. Nur eins ist dabei etwas unangenehm: kommt man nämlich in ein Haus, so kommt die Frau oder Tochter desselben und wäscht einem die Hände, d. h. sie gießt einem nun mehrmals Wasser über sie. Ja, so kann es vorkommen, daß einem in einem Hause 5—6 mal die Hände gewaschen werden. Da kommt die Frau und die erwachsene Tochter, die Frauen der Söhne, ja auch die Großmutter sind zur Stelle, und lassen sich dieses Recht nicht nehmen. Von dem vielen Waschen nun aber werden die Hände recht empfindlich und bekommen schließlich das Aussehen wie die einer Waschfrau. Doch auch dieses wird gern hingenommen, da man weiß, daß man einer höheren Sache dient.

Daß dieses Waschen oft auch den Eingeborenen zuviel wird, konnte ich ein paarmal beobachten. Die Natives nämlich waschen sich untereinander nicht die Hände, sondern die Füße. So wurden dem mich begleitenden Katechisten Jacob diese öfters gewaschen, oft aber dankte er oder tauchte nur die Beine ein wenig ein.

In jedem Hause ließ ich mich mit den Leuten in ein längeres oder kürzeres Gespräch ein. Es ist dieses nicht so leicht; denn der Gedankenkreis der Leute ist nicht groß. Ihre Kinder, ihr Haus und Feld, ihre Ochsen und Kühe, Schafe und Ziegen, ihre Landerträge, das ist wohl so ziemlich alles, woran man anknüpfen kann. Sie sprechen gern darüber und freuen sich, wenn man ihre kleine Habe bewundert, gern tut man auch dieses. Was ich aber beabsichtigte, war doch, sie auf den Geber aller Gaben, ja, auf die köstlichste Gabe, unsern Herrn und Heiland, hinzuweisen. Dazu bieten auch recht oft ihre Namen Gelegenheit, so z. B. der Ishwarajah = Gott ist Hilfe. Premudah = Aufgang der Liebe, Anandmassih = Freude des Herrn, Prabhudahal = Barmherzigkeit des Herrn u. a. m.

So kam ich in Kaitoli zu einem Aussätzigen. Lange Jahre war er Christ und kennt seine Bibel gut. Er

wurde aussäßig, opferte viel und oft und glaubte, dadurch die bösen Geister zu versöhnen, doch vergeblich. Ich traf ihn auf einer Matte liegend, denn er kann kaum noch gehen. Als ich nach seinem Namen fragte, sagte er, daß er Anandmassih hieße. Daran anknüpfend sprach ich etwa ½ Stunde mit ihm über: Das „Eine“ was not tut. Ich sagte: „Freude des Herrn heißt du, machst du denn aber dem Herrn Freude?“ Er schwieg. Ich sagte ihm nun, daß der Herr nicht Freude an ihm, sondern großes Leid über ihn habe. Daß er ihn aber trotzdem vom Ausatz seiner Sünde reinigen wolle, er strecke seine Hände den ganzen Tag nach dem verirrten Schafe aus, er möchte nur zu ihm kommen. — Zu einer entscheidenden

Antwort war er nicht zu bringen, ich wollte auch dieses nicht; denn er soll sich erst vor das Angesicht seines Gottes stellen. Wir versprachen, für ihn zu beten, was wir denn auch bei der Abendandacht in besonderer Weise taten. Der Katechist will ihn nun öfter besuchen. O möchte er doch bußfertig in des Heilandes Arme zurückkehren!

In Putkatoli war ein Blinder Prabhujahay, d. h. der Herr ist Hilfe. Ich wies ihn zu jenem Helfer, der, wenn er bis ans Ende beharret, ihn das ewige Licht wird schauen lassen.

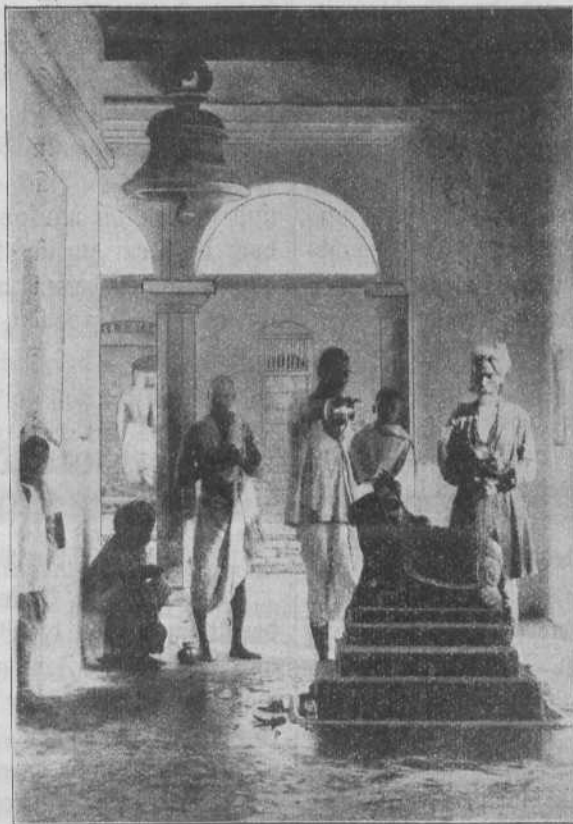
Am Sonntage hielt ich Gottesdienst in Uhur. Ich freute mich sehr über den Kirchenbesuch, war doch die große Kapelle fast bis auf den letzten Platz gefüllt.

Zugleich inspizierte ich auch die beiden Dorfschulen von Uhur und Kasmar. Die Uhur-schule ist sehr gut. Besucht

ist sie von 23 Kindern, davon sind sechs Heiden, die aber alle den Katechismus und die biblischen Geschichten gut wußten. Von diesen Heidenkindern kamen sogar etliche zum Gottesdienste; was mich aber am meisten wunderte, war, sie mit im Kirchenchor, den der dortige Lehrer leitete, zu sehen. Gebe der Herr, daß der Name seines Wortes auf fruchtbaren Boden falle.

Die Kasmar-Schule besteht erst zehn Monate, doch für diese kurze Zeit war ich auch mit ihren Leistungen zufrieden. Die Schülerzahl betrug 23, davon waren 12 Heiden. Hier fand ich, daß die Heidenkinder nicht am Religionsunterricht teilnahmen. Der Lehrer wurde darauf hingewiesen, und er versprach, sein möglichstes zu tun, daß dieses geschehen solle.

Mit Dank gegen Gott, kehrten wir nach einer Woche



Götzen-Anbetung in Indien.

Stier aus weißem Marmor auf der Veranda eines Tempels in Benares.

wieder nach Govindpur zurück, da ich zur monatlichen Konferenz der Katechisten und Lehrer zugegen sein mußte. Bald nach dieser besuchte ich noch zwei andere Schulen die in Kotbo und die in Kurid. Die Kotbo-Schule zählt 17 Schüler und Schülerinnen, sie ist, aber in allen Fächern ziemlich schwach. Meines Erachtens liegt dieses mehr am Lehrer als an den Schülern. Die Kurid-Schule wurde vorläufig geschlossen, bis sich ein geeigneter Lehrer gefunden haben wird.

Ende Januar kam der Inspector of Schools, Mr. Cunningham, hierher. Besonderes Interesse zeigte er für unsere Middle English School. In das Visitors-Book schrieb er, daß die Mission für diese Klasse einen Lehrer mit höheren Kenntnissen und mit mehr Gehalt als 20 Rs. pr. Monat anstellen müsse. — Ferner wünschte er, daß die Kinder nicht auf Matten sondern auf Bänken sitzen möchten. Ueber die hohe Zahl der Boarders war er sehr erfreut, sie beläuft sich mit Knaben und Mädchen zusammen auf 140. Da er über 2 Stunden eine englische Probelektion gegeben hatte, so fand er bei anbrechender Dunkelheit die anderen Klassen und Fächer zu prüfen keine Zeit.

Vom 30. Januar an war mein Bruder im Distrikt. Während dieser Zeit blieb ich auf der Station. Vom 6. bis 8. Februar war in dem 20 Minuten von hier entfernten Variagarh eine Mela, das ist eine Art Jahrmart. Von fern und nah strömten die Menschen herzu. Am ersten Tage, der ein Sonntag war, kamen nach dem Gottesdienste Lehrer, Katechisten und Älteste zusammen. Es wurde von ihnen beschlossen, gleich am Montag auch dahin zu gehen, um mit dem Pfunde zu wuchern, das uns der Herr anvertraut hat. Nachdem ich nach dem Gottesdienste für diese Sache besonders gebetet hatte, gingen wir alle von der Station am Montage nach dem 20 Minuten entfernten Variagarh. Wir versammelten uns alle unter einer Baumgruppe am Marktplatz. Rechts die Mädchenschule links die Knabenschule und in der Mitte hatte sich der Bläserchor aufgestellt. Um 1/2 1 Uhr begann dieser mit der Motette: „Preis und Anbetung“. Wenn es zuerst schien, als kümmere man sich nicht viel um uns, so wurde man jetzt eines Besseren belehrt. Beim Schalle der Posaunen kam Jung und Alt, Groß und Klein, Männer und Frauen, Verkäufer und Käufer. Es war eine Lust, das zu sehen. In einem großen Kreise stellten

sie sich um uns herum Kopf an Kopf gedrängt. Ich überzählte die Menge und fand, daß sich zwischen 600 und 700 angesammelt hatten. Den Katechisten Nirband ließ ich die Mela eröffnen. Er sprach im allgemeinen, daß wir gekommen seien, ihnen ein großes Gut nicht zum Kauf, sondern als Geschenk anzubieten. Darauf spielte wieder der Posaunenchor, worauf ich zu den Leuten von den Gütern dieser Welt und von dem höchsten Gute, von der großen Sorge um den Leib und von der geringen Sorge um die Seele redete. Ich ermahnte sie, ihre Seelen zu retten, zum Heiland zu kommen, der auch ihr Erretter ist, und der sie nur allein retten kann.

So wurde dann abwechselnd geblasen, von den Kindern Bhajans gesungen, Bilder gezeigt und Ansprachen gehalten. Es sprachen ferner: der Katechist Jacob über Matthäus 11, 28; der Stationslehrer Varnabas erklärte das Bild vom guten Hirten; der Katechist Abraham

sprach von der Cholera, indem er diese Krankheit den Leuten geistig deutete; der Katechist Christodit erklärte das Bild vom barmherzigen Samariter. Die beiden Kirchenältesten Massidas und Johann sprachen im allgemeinen und ermahnten die Heiden, mit den alten Sitten zu brechen und an den Sohn Gottes zu glauben. Der Stationslehrer Modmassih erklärte



Ein indischer Selbstgerechter.

das Bild vom Säemann. Der Native-Pastor Patras sprach zum Schluß über den breiten und schmalen Weg. Er forderte alle auf, den breiten Weg zu verlassen und den schmalen zu betreten, die große Last, mit der sie beladen seien, von sich zu werfen, und durch die enge Pforte einzugehen. Zum Schluß sprach er das „Vater unser“ und den Segen. Alle Missionsangestellten und die ganze Schule an 140 Kinder stand dabei auf, und jeder sprach das Gebet des Herrn laut und deutlich mit.

Als Lob und Dank für die Segensstunden blies am Schluß noch der Bläserchor: „Lobe den Herren den mächtigen König“. Wir hatten viele Schriften, die Evangelien Lukas und Johannes einzeln, sowie verschiedene Sonntagschulbilder mit der dazu gehörenden Geschichte mitgenommen. Erst hatte ich bestimmt, daß, wenn niemand kaufen wollte, man die Evangelien verschenken sollte, da sie uns ebenfalls von der Bibelgesellschaft geschenkt worden sind. Wie aber erstaunte ich, als ich sah, daß nicht weniger als 62 Bücher verkauft worden waren und nur an 30 verschenkt. Bilder hatten wir

viel verschenkt; denn zu jedem Buche gab es ein solches als Zugabe. Bei dem geringen Prozentsatz derjenigen, die lesen können, ist das eine sehr hohe Zahl.

Die Zahl derer, denen an jenem Tage Gottes Wort verkündigt worden ist, schätze ich auf über tausend. Unter den Zuhörern waren einige vornehme Hindus, die von Anfang bis zu Ende zuhörten, und auch Bücher kauften. Gebe der Herr, daß von dem ausgestreuten Samen nicht nur auf den Fels, an den Weg und unter die Dornen gefallen sein möchte, sondern auch auf gutes Land. Wir aber klammern uns an die Verheißung: „Das Wort, so aus meinem Munde gehet, soll nicht wieder zu mir leer kommen“.

Seelsorgerische Wanderungen in Nam.

Von Missionar B. Nadjid in Tinsukia.

Im Monat Januar dieses Jahres besuchte ich die Plätze Balijan, Chota Tingrai, Kuchujan, Chota Sapjan, Pabojan, Pokrijan, Borahat, Namrup, Gurimari, Tarajan und Nahorkatiya, sowie die Christen und Heiden hier in der Nähe.

Als ich in Balijan nach dem Gottesdienst noch in die Liness, d. h. die Linien der Teegärten-Arbeiterhäuser, ging, den Heiden zu predigen, widersprach meinen Worten an einer Stelle ein Opiumraucher. Wie besessen behauptete er anfangs von sich, er sei der Teufel, und nachher meinte er, er sei Gott. Ein Opiumraucher ist eben in seinem Rausche wie ein Betrunkener. Ein anderer Heide gebrauchte folgendes Beispiel, als ich mit ihm vom Gewinn des Christtwerdens sprach: „Ja, Sahib, Sie haben durch Ihren Glauben sozusagen vier Augen bekommen, aber wir schwarzen Leute behalten unsere beiden.“ Ich sagte ihm, wie es stets unsere Sorge sei, daß die Christen nicht nur dem Namen nach Christen würden, sondern daß sie in ein persönliches Verhältnis zu Jesus kämen.

In Kuchujan traf ich in der einen Line nur Leute aus der Madras-Gegend, aber keinen Christen unter ihnen. Die christliche Religion war ihnen nicht unbekannt, in ihrer Heimat sind von ihren Landsleuten auch einige Christen geworden. Vielleicht folgen einige meiner Einladung zu den Gottesdiensten. — In einer anderen Line fand ich dort den Christen Patras. Er ist als Kind mit seinen Eltern hierher gekommen. Der Vater ist hier gestorben und die Mutter wieder nach Chota-Nagpur zurückgekehrt. Patras ist jetzt mit einer Heidin, die aber nicht Christin werden wollte, hier verheiratet, auch er selbst sagte: „Ich will nicht Christ sein.“ Es fehlt ihm jede Erkenntnis der Heilstatsachen. Hoffentlich besinnt er sich, wenn wir ihn öfter besuchen.

Von den Chota Sapjan-Christen war Isaak mit seiner Frau nicht zum Gottesdienst gekommen. Ich suchte ihn nachher und fand ihn beim Reiskaufen in eines Heiden Haus. Er wurde recht verlegen, als er mich unver-

hofft vor sich stehen sah, und meinte, die Arbeit wäre sehr notwendig gewesen. — Da ich eine Anzahl Heiden dort zusammen fand, benutzte ich die Gelegenheit, ihnen den Weg zum Leben zu zeigen. Einer, Namens Jura, war unter ihnen der Wortführer. „Die anderen werden nicht mehr mit uns zusammen essen, wenn wir Christen werden; das Sterben der Christen und der Heiden ist dasselbe; Christen und Heiden sind Sünder.“ Das waren die drei Punkte seiner Gegenrede. Wir redeten im Zusammenhang von unserem hohen Beruf, vom seligen und unseligen Sterben und von Christus, dem Verfühner für unsere Sünden. Jura hatte endlich nichts mehr zu widerprechen.

Im Pabojan-Garten haben die Christen sich eine neue Kapelle gebaut. Das Material hat der Verwalter meistens gegeben, und sie haben die Arbeit getan, ohne dafür irgendwie entschädigt zu werden. Es war eine große Freude für sie, auch für mich, in dem neuen Hause dem Herrn dienen zu dürfen. Ein neuer Taufbewerber kam auch zum Gottesdienst. Als ich nachher in sein Haus ging, um mit ihm zu beten, fand ich einige Heiden dort versammelt, auch sie wurden zum Kommen eingeladen.

In Borahat hatte ein Taufbewerber den Verlust eines Ochsen zu beklagen. Der Tiger hatte ihn gefressen. Dem Mann war das so zu Herzen gegangen, daß er einige Tage wie ohne Besinnung herumgeirrt hatte. Für Gottes Wort zeigte er sich recht zugänglich. Ich erzählte ihm auch Mansidh's Geschichte in Kolanibasti, dem der Tiger ebenfalls eine Kuh gefressen hatte, wo man aber den Eindruck hat, als ob es die gerechte Strafe Gottes sei. Mansidh hatte die Kuh nicht gekauft, sondern sie hatte sich eines Tags krank bei ihm eingefunden. Er kurierte sie und behielt sie dann. Der Tiger hat sie nun geholt. — Unrecht Gut gedeihet nicht! — Sehr entgegenkommend war der Verwalter des Gartens. Er will die Christen nun auch in einer besonderen Basti wohnen lassen, ließ noch des Abends spät, wie ich mit ihm davon redete, die Christen rufen, weil er am anderen Morgen verreisen und auch gleich in meiner Gegenwart die Angelegenheit ordnen wollte.

Auch in Namrup ist Hoffnung, daß der Pflanze die Christen in einer besonderen Line in diesem Jahre wird wohnen lassen. Bis jetzt war es für den Katechisten dort sehr schwer, die Leute des Abends zum Unterricht zusammen zu bekommen, weil sie eben zu zerstreut wohnen. Eine Taufbewerberin wird dort von ihrem Mann, einem Opiumraucher, gehindert, die Gottesdienste zu besuchen. Er ist natürlich ein Heide. Ich traf ihn nicht zu Hause, um mit ihm reden zu können. Sie sagte, daß er den Vorschlag gemacht habe, mit ihr alles zu teilen und dann wollten sie getrennt leben.

In Gurimari traf ich den Christen Salomon aus der Chaibaja-Gemeinde. Er war dort aus der Gemeinde getan worden, weil er eine heidnische Frau genommen hatte. Das ist damals wohl mit der Grund seines Auswanders hierher gewesen. Er zeigte jetzt Neue, geht mit

dem Gedanken um, hier alles zu verkaufen und dann wieder nach Chota-Nagpur zurückzukehren.

Ganz abgelegen von allem Verkehr liegt der Tarajan-Garten. Durch einen großen Fluß ist er von der übrigen Welt sozusagen getrennt. Von dichtem Jungel (echtem, indischen) ist er umgeben. Die Pflanzler fahren sonst mit einem Boot nach Jappur, was ich aber nicht wußte. Sie hätten es mir gerne gesandt, wenn ich ihnen Nachricht gegeben hätte. Hungrig und durstig kam ich endlich bei ihnen an. Die freundliche Aufnahme der Verwalter ließ aber bald alle Strapazen vergessen. Sie wußten nicht, daß sie einen Christen im Garten hätten. Ich nannte ihnen den Namen Sanichar, und gleich wußten sie Bescheid. Sanichar ist nämlich der im Garten angenommene Name unseres Christen Christkalyan. Beide Pflanzler stellten ihm ein gutes Zeugnis aus. Wenn sie jemand mit einer verantwortlichen Sache zu senden hätten, schickten sie ihn. Sie ließen ihn dann gleich von der Arbeit rufen. Ich fragte Christkalyan in Gegenwart des ersten Verwalters, warum er es denn nicht bekannt habe, daß er ein Christ wäre. Er sagte, daß der vorige Pflanzler ihm keinen Urlaub gegeben hätte zum Besuch der Gottesdienste, so hätte er gedacht, der neue würde es auch nicht tun. Weiter fragte ich ihn über sein Gebetsleben. Er sagte: „So viel es ich weiß, bete ich noch, vieles habe ich schon vergessen.“ Aus allem ging hervor, daß er eine aufrichtige Seele ist. Auf dem Rückwege begleitete er mich eine Strecke durch den dichten Jungel. Vor den Tigern hatte er keine Angst. „Wir sind in Gottes Händen“, sagte er zu mir. Bevor wir uns trennten, hatten wir noch gemeinsam eine Andacht im Walde auf einem freien Platz. Er war wirklich hungrig nach Gottes Wort, bat mich, auch besonders um die Vergebung seiner Sünden zu bitten. Es war ein Freudentag für ihn und nicht minder für mich.

Des Herrn Führung merkte ich recht bei meinen Gängen hier zu den Heiden in der Umgegend. Als ich eines Tags vor dem Hause unseres heidnischen Kochs mich mit den Seinen unterhaltend saß, kam jemand an, der seinen weggelaufenen Ochsen suchte. Es lag nahe, ihm von Sauls Eselsuchen zu erzählen mit der Bemerkung, daß auch er ein Königssohn werden könne. Nachher ging ich noch eine Strecke mit dem Manne, Kurka heißt er, zusammen, und es stellte sich heraus, daß er schon in Chota-Nagpur Taufbewerber gewesen war. Er erzählte auch, daß sein Sohn schon gesagt hätte, sie müßten eigentlich Christen werden und zum Gottesdienst gehen.

Ein andermal war ich vor einem heidnischen Hause. Da kam ein bekannter Heide an und sagte: „Heute ist auch unser „Padri Sahib“ gekommen.“ „Den muß ich sehen“, sagte ich ihm. Wie wir ins Haus kamen, warf sich der Heide vor seinem „Padri Sahib“ auf den Fußboden und tat, als ob er ihn anbete. Die Leute gehören der Panika-Kaste an. Aus dem Gespräch ergab es sich, daß sie keine Teufelsopfer haben, dafür aber ihren Priester als Gott verehren. Von ihm erhoffen sie Vergebung der Sünden. Es war nicht schwer, ihnen zu

zeigen, wie nur Gott Sünden vergeben kann, weiter ihnen Christus zu zeigen, durch den wir Vergebung der Sünden haben, auch als den Retter aus des Teufels Macht; denn sie geben zu, daß sie durch die Sünde in der Hand des Teufels wären.

Ein nachahmenswertes Beispiel.

In Dresden besteht seit einiger Zeit eine Evangelische Missionsvereinigung Junger Männer, deren rege Tätigkeit und tüchtige Leitung ermuntern sollte, auch in anderen Städten mit ähnlichen Gründungen vorzugehen. Die Vereinigung betreibt die Unterstützung der Heidenmission nicht nur so nebenbei, wie ja manche christliche Vereine, sondern sie ist ihr eigentlicher Zweck. Demgemäß sucht man 1. junge Männer für die Mission zu interessieren, 2. junge Männer zur Mitarbeit an der Mission heranzuziehen, und 3. die Vereinigung will ein Herold der Missionsfrage in der Öffentlichkeit sein. Es werden zur Erreichung dieser Ziele Vorträge, meist über aktuelle Missionsfragen, sowie Missionsstunden, oft mit Lichtbildern veranstaltet. Ein Missionslesezirkel geht um. Eine reichhaltige Bibliothek steht zur Verfügung. — Das Wichtigste in all solchen Unternehmungen sind stets die treibenden Persönlichkeiten. Daher haben die Engländer ein Sprichwort: „Menschen, nicht Mittel!“ (Men, not measures). Jedenfalls sind es Menschen, die die Mittel erfinden, sind es Menschen, durch die die vorhandenen Mittel zur rechten Wirkung kommen. Im ganzen heutigen Missionsleben fühlen wir immer wieder, wie not uns missionseifrige Persönlichkeiten tun, oder, biblisch ausgedrückt, Arbeiter für die Heidenernte.

Deutscher Kolonialkongreß 1910.

Die Arbeiten und Ergebnisse der beiden Kolonialkongresse 1902 und 1905 haben vor der öffentlichen Meinung des Mutterlandes wie des Auslandes volle Anerkennung gefunden. Auf Grund des auf dem Kolonialkongresse 1902 gefaßten Beschlusses, den Deutschen Kolonialkongreß zu einer ständigen Einrichtung zu machen, soll in diesem Jahre der dritte Kongreß abgehalten werden. Die Beteiligung an den Kolonialkongressen nimmt immer mehr zu. Während 1902 70 und 1905 87 gemeinnützige Vereine und Institute an der Veranstaltung beteiligt waren, haben sich jetzt 117 Vereine usw. gemeldet.

So ergeht denn an alle Freunde kolonialer und überseeischer Betätigung erneut die Aufforderung, durch einmütige Beteiligung auch an dem dritten Deutschen Kolonialkongreß 1910 aufs neue zu bekunden, daß wir Deutsche zusammenhalten, wo es sich um große nationale Bestrebungen handelt.

Der Deutsche Kolonialkongreß 1910 soll unter dem Präsidium Seiner Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg, Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft, am 6., 7. und 8. Oktober 1910 im Reichstagsgebäude zu Berlin stattfinden.

Mitglied des Kongresses können Herren und Damen gegen Zahlung von 12 Mark werden.

Diesen Betrag wolle man an die Deutsche Kolonialgesellschaft Berlin W 9, Schellingstraße 4, senden, worauf dem Einsender die Mitgliedskarte von dem Bureau des Kongresses zugehen wird.

Missions-Literatur.

D. Dr. Aug. **Kind**: „Der Buddhismus und seine Bedeutung“. 25 Pf.
Lic. Dr. **Rohrbach**: „Der chinesische Fopf“. 20 Pf. Derselbe: „Der chinesische Fuß“. 20 Pf. Evangelischer Verlag, Heidelberg. Flott und interessant geschrieben, wollen diese Schriften dem Allg. Ev. Prot. Missionsverein dienen. Die Ausstattung steht auf der Höhe der Zeit.

Prof. Carl **Meinhof**: „Die Mitarbeit der Laien am Missionswerk“. 25 Pf. Herrhut 1910, Missionsbuchhandlung. Ein ebenso liebevoller wie ernster Beruf an die Nichtgeistlichen, mit ihren Kräften der Gewinnung der Heidenwelt zu dienen. Die gewaltige Ausdehnung der Mission bedarf, bei der heutigen Zeitlage wie nie zuvor, der Mithilfe aller Stände.

S. D. **Gordon**: „Die Welt für Jesus“. 3 M. geb. Verlagsbuchhandlung „Bethel“ Wandsbek. Es sind flammende, Geist und Leben sprühende, oft hochpoetisch gehaltene Missionsansprachen. Man liest sie nicht, man glaubt den schwungvollen, herzandringenden, hinreißenden englischen Evangelisten selber zu hören. Die biblischen Grenzen sind freilich nicht immer innegehalten. Sehr praktisch ist im Anhang das Verzeichnis sämtlicher deutscher evang. Missionsgesellschaften. Damit ist für jeden gleich der Weg zur Missionstat gewiesen, nachdem in ihm durch das Buch die Missionsbegeisterung erweckt worden ist.

Lic. Joh. **Warneck**: „Die Religion der Batak“. 4 M., geb. 5 M. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weiser. Mit Recht bezeichnet der Verfasser die Religion der Batak als ein Beispiel für animistisches Heidentum überhaupt. Seine langjährigen Studien an Ort und Stelle, deren Ertrag wir hier vor uns haben, sind außerordentlich lehrreich für alle Missionen, die unter ähnlichen Verhältnissen arbeiten. Aber auch jeder, der für religiöses Wesen Interesse hat, wird auf Schritt und Tritt in Warnecks Buch neue Stoffe, neue Anregungen, neue Aus- und Einblicke in heidnischen Denken und Fühlen finden. Wir machen z. B. aufmerksam auf die wichtige Partie des Buches vom tondi des Menschen (Seelenstoff).

P. B. **Rögel**: „Die Kulturbedeutung der Mission“. 70 Pf. Gütersloh, Bertelsmann. Eine sehr gute Uebersicht, zur Gewinnung Gebildeter für die Mission trefflich geeignet. Kausch.

Programm des Jahresfestes.

Unser Jahresfest ist diesmal wieder auf den Mittwoch und Donnerstag nach Trinitatis verlegt worden. Am 25. Mai, nachmittags 5 Uhr, ist der Festgottensdienst in der St. Matthäikirche zu Berlin mit Predigt von Direktor Lic. Dunkmann aus Wittenberg und Bericht des Missionars P. Hertzberg. Die Nachfeier mit ver-

schiedenen Ansprachen unter Leitung des Missionsinspektors Dr. Römer findet abends 8 Uhr statt im großen Saale des Hohenzollern-Restaurants in Friedenau. —

Am 26. Mai, nachmittags 5 Uhr, wird im Besaale des Gossnerschen Missionshauses die Generalversammlung des Kuratoriums, der Vertreter und Freunde unserer Gesellschaft gehalten werden. Missionsdirektor Kausch referiert über das Thema: „Die literarische Vertretung der Gossnerschen Mission“.

Alle Freunde unserer Sache sind zu allen diesen Veranstaltungen bestens eingeladen.



Ferdinand Hahn.

Vor Abschluß des Druckes dieser Nummer ereilte uns durch den Draht die Schmerzensbotschaft, daß unser lieber, hochverdienter Missionar Hahn am 3. Mai uns genommen sei. Seit seinem letzten Aufenthalt in Deutschland, wo er sich eine böse, langwierige Erkältung zugezogen hatte, kränkelte er in Indien fast immer. Obwohl es zu Zeiten besser ging, besaß er doch nicht mehr die alte Kraft. Trotzdem waren uns seine Dienste, besonders als Generalsekretär im Vorstande, stets und bis in die allerletzte Zeit hinein noch von größtem Werte. Sein besonnenes, ernstchristliches Urteil, unterstützt durch seine ganze gehaltvolle, liebenswerte Persönlichkeit, wog auch in unserm Kuratorium schwer. Unsere Brüder draußen werden ihn ebenso vermissen, wie wir hier. Nahezu 42 Jahre hat er unserm Werke dienen dürfen. Er hat viele Seelen zum Heiland gezogen. Seine Hauptarbeit gehörte dem Stamme der Krauas, deren Sprache er in grundlegenden Werken erforscht hat. Unvergessen wird seine langjährige Tätigkeit auf der Station Lohardaga sein und die Begründung und Fortsetzung der Ausfäzigen-Mission, in der er eine Autorität war. Gepriesen sei der Herr, der uns diesen treuen Knecht geschenkt und in so reich gesegneter und vielseitiger Tätigkeit so lange erhalten hat! Noch wissen wir nicht, wo die Leibesruhe unsers teuren Bruders und Mitarbeiters ihre letzte Ruhe gefunden hat — Bruder Hahn wollte im April zur Erholung in den Himalaja —; aber das ist gewiß: wieder ist ein edles Samenkorn Christi eingesenkt in den Acker der Heidenwelt auf Hoffnung.

Inhalt dieser Nummer: Der Führer zur Wahrheit. — Der Ausbau der Station Trislapur. — Wie wir den guten Samen ausstreuen. — Gögen-Anbetung in Indien (Bild). — Ein indischer Selbstgerechter (Bild). — Seelsorgerische Wanderungen in Asien. — Ein nachahmenswertes Beispiel. — Deutscher Kolonialkongreß 1910. — Missions-Literatur. — Programm des Jahresfestes. — Ferdinand Hahn †.

Verantwortlicher Redakteur: Missionsdirektor Kausch, Friedenau, Sandjersstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zilleßen), Berlin C. 19, Wallstraße 17/18. Verlag der Buchhandlung der Gossnerschen Mission, Friedenau-Berlin. — Der Jahrgang kostet 1,25 M.



DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

MONATSBLAT DER GOSSNER'SCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 6

Friedenau, Juni 1910

77. Jahrgang

Nicht mehr unter dem Zuchtmeister.

Nun aber der Glaube gekommen ist,
sind wir nicht mehr unter dem Zucht-
meister. Galat. 3, 25.

Durch den Glauben wird eine innere Verbindung hergestellt zwischen dem Herzen Gottes und unserm Herzen. Wie aus dem lebendigen Keim, ohne Anstoß und Zwang von außen, die Pflanze in all ihren Teilen bis zur erfreuenden und ernährenden Frucht hervorgeht, so entspringt frei und lebensvoll aus dem christlichen Glauben die christliche Tat, das gute Werk. Uns regiert das innere göttliche Lebensgesetz, und wir sind nicht mehr unter dem Zuchtmeister, der in jedem einzelnen Falle durch bestimmte Forderung kommandiert: Jetzt tue dies, jetzt lasse jenes! Wie der erwachsene Mensch gelernt haben soll, sein eigener Erzieher zu sein, so soll, und zwar nach göttlicher, nach evangelischer Gnadenordnung, der mündige Christ seinen Pädagogen nicht mehr neben sich oder über sich, sondern in sich haben.

So steht es geschrieben. Das ist das Ideal, das wir verwirklichen sollen — und auch können, wenn wir uns nur dem Zug und Trieb des Glaubens überlassen.

Aber wie sieht die Wirklichkeit aus? Wie viele, auch evangelisch sich nennende Christen sind, wie Heiden und Juden, in sittlicher Unfreiheit befangen. Bei ihnen heißt es anstatt: „Nicht mehr unter dem Zuchtmeister“ vielmehr „Noch immer unter dem Zuchtmeister!“

Ihr verlangt einen Beweis für diese Behauptung? Nichts leichter als das! Kann es bestritten werden, daß gerade für die eigentlich christlichen Lebenserscheinungen bei zahllosen Frommen immer wieder starke äußere Antriebe nötig sind, auf daß nur eben das Notdürftigste geschehe? Die „guten Werke“ der Kirche, die Liebeswerke

aller Art, vor allem aber auch das größte Werk der Kirche, ihre Zeugnispflicht an die Nichtgläubigen, Falschgläubigen und Ungläubigen, die Mission, können sich kaum aufrecht erhalten ohne die kräftigsten äußeren Impulse. Was muß nicht vielfach alles in Bewegung gesetzt werden, um bei manchen Gemeinden auch nur die allerbescheidensten Missionsbeiträge zu erzielen! Wie wenige werden von der Liebe Christi, wie viele aber von sehr andersartigen Motiven „gedrungen“! Kurz: wie viele sind, zumal hinsichtlich der inneren und äußeren Mission, buchstäblich unter den Vormündern und Pflegern und Zuchtmeistern! Und man verbittet sich doch sonst so gern die schulmeisterliche Bevormundung!

Wie anders aber würde es um die Mission stehen, wenn man als wirklicher Missionsfreund dächte und handelte nach der Parole: „Nicht mehr unter dem Zuchtmeister! Ich will nach meiner Freiheit geben, ich will spenden aus dem reichen Leben meines Glaubens!“

Das Kuratorium unserer Gesellschaft hat jüngst folgendes Flugblatt ausgehen lassen:

Die Gossner'sche Mission im Frühjahr 1910.

Dem ganzen Kreise unserer Freunde und unserem Werke selbst sind wir es schuldig, in möglichster Kürze, auf möglichst schnellem Wege und in möglichst weiter Ausdehnung wiederum Bericht zu erstatten, wie es um unsere teure Sache draußen und daheim zurzeit steht.

Unsere Kol-Christengemeinde hatte Ende 1909 einen Stand von 74 626 Getauften und 14 355 Taufbewerbern, Summa 88 981 Seelen, erreicht. Davon entfielen auf

das jüngst unserer Arbeit erschlossene Reich Zaspur, in dem wir aber leider noch immer keine Station gründen dürfen, 2426 Getaufte und 2740 Taufbewerber, Summa 5878 Seelen. Unsere Assam-Mission wies 1957 Getaufte und 329 Taufbewerber, im ganzen 2286 Seelen auf. Auch in unserer Ganges-Mission ist es, gottlob, seit langer schwerer Wartezeit wieder vorwärts gegangen. Die Gemeinde betrug 674 Getaufte und 57 Taufbewerber, Summa 731 Seelen. Schon diese äußeren Angaben müssen jeden Missionsfreund zu tiefem Danke gegen den Herrn bewegen, der solchen reichen Segen beschert hat. Auch an innerem Wachstum hat es nicht gefehlt. Predigt und Unterricht, Seelsorge und Liebestätigkeit in allerlei Gestalt haben vielfach dem Heidentum mächtigen Abbruch getan, und die Wirkungen des Evangeliums gehen weit hinaus über die Zahl derer, die durch die heilige Taufe (getauft allein im Jahre 1909 auf allen drei Gebieten aus den Heiden 4296, Christenfinder 2920, Summa 7216 Seelen!) in die Gemeinde aufgenommen wurden.

Dabei hatten wir fast überall unter äußerst schwierigen Verhältnissen zu kämpfen. Die Hungersnot des Jahres 1908 und die ihr folgenden Seuchen, wie Cholera und Pest, haben auch unter unseren Christen furchtbar gewütet. Die Preise für alle Dinge sind enorm gestiegen und teilweise auf der Höhe geblieben, als die schlimmste Notzeit bereits vorbei war, d. h. als wieder eine bessere Ernte winkte. Mit tiefem Schmerze muß auch festgestellt werden, daß die Mission der Jesuiten mit ihren weit größeren äußeren Mitteln uns in wichtigen Stücken, wie besonders im Schulwesen, weit überflügelt hat.

Wohl das Schwerste für uns aber war und ist noch, daß die uns in der Heimat gewordene Hilfe, obwohl die Gesamteinnahme 1909 wiederum gegen das Vorjahr erfreulich gestiegen ist, doch lange nicht im rechten Verhältnis steht zu unseren Bedürfnissen und unseren dringendsten Aufgaben. Bisher schon in diesem gegenwärtigen Jahre sind unsere Einnahmen um ca. 20000 Mark hinter den Ausgaben zurückgeblieben. An den meisten Tagen erreichten die Eingänge nur einen Bruchteil der nötigen Tageseinnahmen. Da müssen wir alle unsere Freunde von ganzem Herzen bitten, uns doch nicht zu vergessen, sondern uns die Hände zu stärken. Wahrlich, viele haben es unermüdlich bisher getan. Und im Geiste danken wir, wie wir es stets auch schriftlich tun, noch einmal für jede Betätigung der Liebe zu Vater Gossners Mission. Aber — wie könnte es anders sein — wir sind wie alle Missionen auf ständige und immer erneute Teilnahme aller angewiesen, denen die Mission Herzenssache ist. So fördert denn weiter, teure Mitgenossen im Streiten und Siegen, unseres Herrn Jesu Christi Werk und laßt es nicht Mangel leiden. Wir bitten um Eure Fürbitte und um die Gaben Eurer Hände! „Ich lebe und Ihr sollt auch leben“, so ruft uns unser Herr zu. Zeigen wir, daß wir sein Leben in uns tragen.

Gaben der Liebe bitten wir zu senden: An das

Kuratorium der Gossnerschen Missionsgesellschaft in Friedenau bei Berlin.

Friedenau bei Berlin, Mai 1910.

Hambjery-Straße 19/20.

Das Kuratorium der Gossnerschen Missionsgesellschaft.

Zum Gedächtnis an Bruder Wilhelm Stauber.

Von Missionar Paul Wenzlaff in Loharbaga.

Das Telegramm über den Heimgang Bruder Staubers ging allen in Ranchi gerade zur Generalkonferenz versammelten Brüdern sehr nahe. Ich sehe noch unsern lieben Präses D. Rottrott, als er das Telegramm öffnete und unter Tränen der Versammlung mitteilte: „Bruder Stauber ist gestorben! — Gott sei der armen Witwe gnädig! Laßt uns singen: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir.“ Es wurde mehr geweint als gesungen.

In Kinkel fand ich ein rechtes Trauerhaus vor; ja so wie man sich nur denken kann. Frau Stauber war selbst bettlägerig, als ihr Mann totkrank war; sonst kein Europäer auf der Station. Wunderbarer Weise konnte sie sich immer wieder aufraffen und ihrem Manne helfen. Wie es scheint, hat Bruder Stauber schon Todesahnungen gehabt. Er soll in der letzten Zeit zu den Leuten öfters von seinem Tode gesprochen haben. Z. B. an seinem Geburtstage, als die Lehrer und Schüler ihm einige Lieder sangen, ging er zu ihnen hinaus und hielt ihnen eine längere Ansprache. Da sagte er unter anderm: „Wenn ich sterben werde, dann macht nur mein Grab recht tief, damit die wilden Tiere meine Leiche nicht auskragen.“ Ferner erzählte mir der Kandidat, als Br. Stauber zuletzt in Zaspur war, ermahnte er die Christen sehr ernst und eindringlich: „Mein Angesicht werdet ihr nicht wieder sehen, aber befehrt euch zum Herrn Jesu“ usw. Als er die Katechisten zur monatlichen Konferenz in Kinkel versammelt hatte, hat er zwei Stunden zu ihnen gesprochen. Die Lehrer sagten: „Saheb, wir wurden ganz ergriffen von jener Ansprache!“ Auch als seine Frau ihn auf dem Sterbebette fragte: „Wilhelm, hattest du vorher schon Todesahnungen?“ Da antwortete er: „Nicht immer.“ Der Tod überraschte ihn nicht; er war auch für ihn kein König der Schrecken. Wie ein Held, ohne mit einer Wimper zu zucken, schaute er dem Tode ins Angesicht. Diese Ruhe war während der ganzen Krankheit wohlthuend für seine Frau. Deswegen konnte sie mit ihrem Manne noch alles, auch das Kleinste, besprechen. Ueber die Missionskasse wußte sie also auch genau Bescheid. Frau Stauber mußte doch nach dem Tode ihres Mannes ihre Wirtschaft auflösen und zum Teil verkaufen. Da hat er sie noch beraten und den Preis für manche Gegenstände angegeben. Als sie ihn fragte: „Wo soll ich denn nun hingehen,

wenn du nun von uns scheidest?" Da sagte er: „Gehe so schnell als möglich nach Deutschland. Auf mein Kreuz laß schreiben: „Jesus nimmt die Sünder an.“ Grüße alle meine Lieben zu Hause.“ Hierauf sagte meine Schwägerin zu ihm: „Grüße auch Dorchchen, wenn du zum lieben Heiland gehst.“ Er: „Ja, das werde ich tun.“ Wenn meine Schwägerin, Frau Stauber, manchmal vor Schmerz zusammenzubrechen drohte und zu ihrem Manne sagte: „Vater, nun willst du uns verlassen, siehe dann bin ich eine Witwe mit 6 kleinen Kindern,“ da antwortete er: „Ich weiß, der Herr hat schon für dich gesorgt.“ Als sie ihre 4 Kindlein, die sie bei sich hatte, an sein Bett brachte zum Abschiednehmen, da patzte ihm der kleine Theo noch lächelnd ins Gesicht. Es wurde viel gebetet und gerungen in jenen Stunden; auch wenn meine Schwägerin irgend konnte, suchte sie in ihren Doktor-Büchern nach, um ihrem Manne vielleicht Linderung verschaffen zu können. Was es für eine Krankheit war, konnte ja nicht festgestellt werden. Einen Arzt gibts dort in der Wildnis nicht. Nach der Beschreibung ist es jedenfalls eine starke Magenentzündung gewesen. — Dienstag mittag den 8. März stöhnte der Kranke vor Schmerzen recht laut; dann betete er aber gleich: „Nach End, o' Herr, mach Ende.“ Von der Stunde an wurde es meiner Schwägerin ganz klar, daß ihr Mann nicht länger bei ihr bleiben sollte. Er wurde auch immer schwächer und sprach nur leise. Einmal fragte sie ihn: „Wilhelm, siehst du mich noch?“ Da schaute er sie still und ruhig an. Später wurde er noch einmal etwas unruhig, dann brach der Todesschweiß aus, und das treue Herz stand stille.

O, wie wunderbar stärkte der Herr Frau Stauber; sie drückte ihrem Manne selbst die Augen zu und gab alles an, wie man die Leiche behandeln solle, wenn ich nicht irre, legte sie selbst Hand bei allem an. Die letzte Ruhestätte für ihren Mann auf dem Kinkeler Friedhof suchte sie selbst aus. Dort ruht nun sein Leib. Er selbst denkt nicht mehr an all die Kämpfe, Arbeit und Schmerzen, die er auf dieser Erde gehabt hat. Zur Beerdigung war Bruder Grätsch eingetroffen.

Der Herr hat diesen treuen Arbeiter, der so gerne arbeitete, ausgespannt. Er ist noch nicht 40 Jahre alt geworden. Warum er so früh sterben mußte, darnach wollen wir nicht fragen; es werden uns einst viele „Warums“ in der Ewigkeit beantwortet werden.

Als Bruder Stauber im Herbst 1909 aus Deutschland nach Kinkel kam, hatte er große Freude in Jaspur zu arbeiten! Er brannte darauf, in Jaspur eine Station zu bauen! Einmal machten Geschwister Staubers dort in Kinkel mit den Schülern einen Ausflug, da kamen sie, ohne daß Bruder Stauber es wußte, über die Grenze auf Jaspurs Boden; als er erfuhr, daß hier schon Jaspur sei, rief er vor Freude etwa so aus: „Hurra, hier ist schon Jaspurs Boden!“

Unsern Kranken hier in Lohardaga ging Bruder Staubers Tod auch recht nahe, denn während Bruder Beckmanns Urlaub war er ja ihr Seelsorger gewesen.

Die Kranken hätten ihn gerne noch einmal gesehen, ihr Wunsch wäre auch beinahe in Erfüllung gegangen, denn nach der Generalkonferenz wollte Bruder Stauber über Lohardaga nach Kinkel reisen. Einer der Unheilbaren meinte: „Der Stauber Sahib arbeitete so gerne im Weinberge des Herrn; ihn hat er aber schon zu sich gerufen. Ich, der ich andern eine Last bin und Schmerzen habe, muß immer noch hierbleiben.“

Meine Schwägerin, Frau Stauber, verließ ich in Kinkel recht elend. Dazu ist ihr Herz zerrissen und es blutet. Sie liegt wie ein hilfloses Kind zu Jesu Füßen; sie hadert und murt nicht. Gott Lob, sie läßt die köstlichsten Sprüche aus der Bibel und die herrlichsten Liederverse auf sich einwirken. Wir befehlen sie dem Schutze und der Obhut des guten Hirten, der sich ja ganz besonders der Witwen und Waisen annehmen will.

Die letzten Tage Bruder Ferdinand Hahns.

Die Vermutung, daß der teure Mann oben im Himalaja, wo er sich von seinen Beschwerden erholen wollte, verschieden sei, hat sich bestätigt. Von Kegin an der Havel, wo Br. Hahn am 15. Februar 1846 geboren ward, bis nach Mussoree im Himalaja — welcher ein merkwürdiger Lebensgang! Wir behalten uns vor, in einem späteren Artikel auf seine Bedeutung für unsere Mission zurückzukommen. Heute wollen wir im folgenden nur einen Brief der Schwester Marie Wörköper wiedergeben, die mit Hahn ins Gebirge zu ihrer eigenen Kräftigung hinaufgereist war. Er ist zwei Tage nach dem schmerzlichen Ereignis, das wie in Deutschland so auch in Indien in weiten Kreisen innige Teilnahme gefunden hat, geschrieben.

Mussoree, den 5. 5. 10.

Sehr verehrter, lieber Herr Direktor!

Eben hat mich Frau Hahn, Ihnen doch heute noch mit letzter Post dieser Woche einiges über Herrn Hahns letzte Stunden hier zu schreiben und sie zu entschuldigen; sie fühle sich noch garnicht fähig, auch nur an die Nächsten zu schreiben.

Schwere Tage waren es, und sind es auch noch für uns alle hier. Wieviel hatten wir gerade von Mussoree erhofft, wie ebnete der Herr so sichtlich die Wege im Laufe einer Woche, als der Doktor es für ihn so dringend wünschte, hierher zu gehen. Seine Kräfte nahmen in Purulia sichtlich ab, und auf der heißen Fahrt hatte er unsäglich zu leiden an Asthma, so daß wir die ganze Nacht im Zuge um sein Leben sorgten. Der Herr erhörte unser Flehen und ließ es vorüber gehen, und hier oben in herrlicher deutscher Sommerluft erholte er sich erst zusehends. Wir machten Spaziergänge; mit sichtlich Freude zeigte er uns die herrlichen Ausichten, auch den wunderschön gelegenen Friedhof mit dem Bemerkten: „Heute nur bis an das Tor, ein andermal gehen wir hinein.“ Ich fühlte mich noch so elend den ganzen Tag und hatte so schwere Gedanken im Blick auf all die Gräber und sagte: „Ob nicht der Herr etwas Besonderes mit uns vorhat hier in M., ob wir nicht auch vielleicht unser Plätzchen hier finden werden?“

Da sah er mich erstaunt an und meinte: „Das wolle der Herr verhüten, ich hoffe, er wird uns hier stärken, daß wir mit neuer Kraft wieder nach Purulia gehen können.“

Er arbeitete ja so gerne, mit so großer Freude an den Aus-

fähigen. Wie herrlich und erquickend waren die deutschen Bibelfunden und Gebetsabende in seinem Hause! Wie sorgte er für alles, wie konnte man zu ihm kommen mit jedem, sei es Not, sei es Freude, immer hatte er ein hörend Ohr, eine freundliche Antwort, ein Trostwort und half, wo er konnte. Und nun alles mit einem Schlage so anders! Wie so gerne hätte er noch gelebt, um für die beiden Jüngsten zu sorgen, die hier in Mussooree auf der Schule sind. Wie gerne wäre seine liebe Frau noch mit ihm weiter gepilgert! Sie hier, diese Drei, fühlen wohl mehr wie sonst jemand, was sie mit ihm verloren haben. Wie wird es erst die kranke Frau Wagner in Almora empfinden! O, alle, alle in der Mission werden ihn sehr vermissen. Alles trug er auf betendem Herzen, und sein reger Geist arbeitete darin bis zur letzten Stunde. Noch in der 6. Stunde am Morgen fragte er: „Ist denn Paul (Wagner) gekommen? Ich sah ihn an meinem Bette sitzen.“ Ja, wir sehnten uns wohl nach ihm, aber die teure Reise, und auch, daß er doch nicht mehr zur Zeit hier sein konnte, ließen uns von seinem Kommen absehen.

Nachdem wir 8 Tage hier waren, schlug das Wetter um, es wurde so stürmisch und kalt, daß man sich im dicksten Zeuge nicht mehr erwärmen konnte. „Ich wollte gerne einige Briefe erledigen“, klagte er; „aber meine Hände sind mir so kalt und steif, daß ich es lassen mußte.“ Dann bekam er ein Karbunkel im Nacken, das der Doktor schneiden mußte, und das ihn so elend machte, daß er zeitweilig im Bette bleiben mußte. Er wurde wieder sehr hinfällig, so daß er, als wir am Sonntag aus der Kirche kamen, mit dem Prediger, der ihn begrüßte, nicht sprechen konnte.

Dann war ich einige Tage bettlägerig krank, und als ich am Donnerstag wieder zum Vorschein kam und ihn begrüßte, meinte er: „Ich glaube, ich bekomme wieder Fieber, mir ist schon einige Abende so zu Mute.“ Als wir mähren, hatte er am Abend 100° (Fahrenheit, wonach in Indien gewöhnlich gemessen wird) und das stieg nun am anderen Tage höher und höher. Der Doktor meinte, es sei Lungenentzündung, doch er hatte keine Schmerzen, nur ein wenig Husten, den er ja meist hatte. Erst am Sonntag stellten sich Schmerzen in der Herzgegend ein, die dann auch beim Husten ärger wurden. Wir versuchten durch Senfpflaster und heiße Ventel es ihm zu erleichtern, der Doktor gab Medizin; aber das Fieber blieb auf 103,9 und 103,6, und der Puls wurde immer schneller. Am Montag früh war es etwas herunter, auch der Puls auf 106 Schläge, doch die Unruhe blieb, kein Schlaf kam in seine Augen, dazu schwellen die Arme und schmerzten ihn sehr, so daß er sich nicht rühren konnte. Am Abend stieg das Fieber wieder und das Herz war so schwach, 148 Schläge in der Minute. Wir brachten ihn in Schweiß, der auch mit voller Kraft einsetzte bis Mitternacht. Dann zogen wir ihn um, und nun hoffte er auf ruhigen Schlaf, doch statt dessen wurde die Unruhe und die Herzschwäche wieder größer, und bald nachdem der Doktor um 2 Uhr gegangen, merkte ich, daß wir nichts mehr zu hoffen hatten. Frau Hahn sprach mit ihm vom Heimgehen zum Herrn. Wir sagten ihm Bibelworte und Liebesverse, und er nickte oder hauchte: Ja. Doch immer wieder sehnte er sich nach Ruhe und Schlaf. „Nehmt die Lampe fort, nun wollen wir alle schlafen, geht ihr auch, gute Nacht.“ Doch kein ruhiger Augenblick kam mehr, schwer atmend und stöhnend lag er da, bald dies, bald jenes wünschend, weil er auch die Füße nicht einmal mehr vor Schmerz strecken konnte. Immer wieder mußten wir es tun, immer wieder wünschte er die sechste Stunde des Morgens herbei, in welcher er dann nach dem hier weilenden Missionar Stoll aus Rappur verlangte. Der kam auch und sprach und betete mit ihm, auch Missionar Gaf aus Rappur und der Doktor hier, bei dem wir wohnen, der auch zugleich Prediger ist, und mit dem Herr Hahn noch bis zuletzt Englisch sprach. Alle erkannte er, von einem zum andern wanderte sein sterbend Auge, am meisten aber zu dem Spruch an der Wand: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage“, bis um 9 Uhr morgens am 3. Mai sein müder Körper Ruhe bekam und die Seele heimging zum Herrn.

Am Abend schon mußten wir ihn zum einsamen, stillen Friedhof am Vergabhang bringen. Ein schwerer Gang. 4 Missionare ließen seinen Sarg hinab in die Steingruft, in der er nun ruht, bis der

Herr kommt, und wir ihn wiedersehen sollen in himmlischer Herrlichkeit, selig beim Herrn.

Er ist nun nicht mehr da, und doch lebt er unter uns. Wir sehen sein freundliches Gesicht all überall, doch auch seine Seufzer scheint man nie vergessen zu sollen. Ich höre ihn in stillen Stunden schwer atmen und stöhnen, so sehr hat man mit ihm gelitten.

Frau Hahn grüßt Sie und Ihre liebe Frau Gemahlin recht herzlich, verehrter Herr Direktor, und dankt für Ihren letzten Brief, der leider erst einige Stunden nach Herrn Hahns Tode ankam, und auf den er schon die Woche vorher gewartet hatte.

Ich bleibe noch bis Ende der Woche, so daß ich gerade 4 Wochen hier gewesen bin. Bis jetzt sehe ich zwar nicht viel von Erholung, fühle mich noch garnicht kräftig und frisch, im Gegenteil, mein Kranksein und diese Tage des inneren Mitleidens haben das Wenige wieder fortgenommen; aber ich weiß doch nun, warum mich der Herr hierher mitgehen hieß. Er kann nun auch unten in der Hölle neue Kraft geben, denn zum Bleiben hier, auch nur noch 14 Tage länger, fehlen mir die Mittel. Zudem haben alle meine Waisen die Masern, und die kleine Schwester Carolina müht sich redlich und treu mit der Pflege, fragt aber schon an, wann ich wiederkomme. Traurig sieht es um uns aus, und doch wieviel Grund zum Danken für ein so gesegnetes Leben, wie es der Herr dem lieben Herrn Hahn beschieden. Der Herr lasse uns sein Leben und Sterben ein Vorbild sein und es uns zum Segen gereichen, damit auch wir ein Segen werden für Viele.

In treuer Fürbitte Sie und unser Werk dem treuen Heilande befehlend, grüßt Sie und Ihre liebe Frau innig

Ihre

bankbare Schwester M. Vorköper.

Die Gotteskraft des Evangeliums.

Von Missionar Hermann Stauber in Rugar.

Paulus hat sie erfahren, tausendfach bezeugt sie die heilige Geschichte, und auch in unsern Tagen beweist sie sich. Besonders in der Mission erleben wir sie in überwältigender Weise. Auch bei den Hindu? In alter und neuer Zeit hat man dieser Mission, wenn nicht überhaupt, so doch einstweilen die Berechtigung abgesprochen, und zwar nicht nur von jener Seite die das Christentum als absolute Religion nicht gelten lassen will, sondern auch von jenen, bei denen darüber kein Zweifel besteht. Auch unserer Gangesmission hat man öfter seit langer Zeit das Daseinsrecht bestritten. Wir glaubten, darüber wären wir nun hinaus, als wir bei unserm letzten kurzen Aufenthalt in Deutschland erfuhren, daß sie noch immer um ihr Dasein zu kämpfen hat. Mögen die Gründe sein welche sie wollen, wir können sie nicht gelten lassen. Glauben wir an die Gotteskraft des Evangeliums, die gleicherweise die Juden wie die Christen selig macht, dann schulden wir auch den Hindu das Evangelium, und es wird seine Kraft auch an ihnen beweisen. Aber wir haben keine großen zahlenmäßigen Erfolge! Als ob so seine Wirkungen mit groben Zahlen auszudrücken wären! Wir möchten die Freunde daheim dringend bitten, ihre Anteilnahme an unserm Werk nicht durch die Zahl bestimmen zu lassen. Ein Baum wie der Hinduismus, dessen Wurzeln so weit und tief reichen, stürzt nicht sobald; dennoch aber können wir es bezeugen,

wie sich auch hier das Evangelium von Christo als Gotteskraft beweist.

Das erfuhren wir wieder in eindringlicher Weise auf unserer letzten Distriktsreise. Zwar ist der Boden für unsre Verkündigung vielfach sehr ungünstig, der Gotteskraft steht eine andre nicht zu unterschätzende Macht entgegen. Das Evangelium ist für die Sünder; aber der philosophisch verbildete Hindu sagt: „Gott ist der Urheber des Bösen oder dessen, was ihr Sünde nennt; was ist denn gut, was böse? Es gibt weder das eine noch das andere. Was immer ich tue, Gott veranlaßt mich dazu, es ist das alles von Gott getan, also gut.“

Der Hindu glaubt an eine Prädestination, alles was jemand tut, das muß er tun, es ist alles so für ihn bestimmt, er ist also für sein Tun überhaupt nicht verantwortlich. Dieser überaus traurige Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl bei den Hindu wird auch genährt durch die Lehre vom Kalugh, der Ansicht vom Zeitalter der Sünde, in dem wir leben. Zum Unterschiede vom Satugh, dem Zeitalter der Wahrheit, wo Wahrheit und Tugend regierten, leben wir jetzt im Zeitalter der Lüge. Genau wie damals das Gute das Normale und Gottgewollte war, so jetzt die Sünde. Diese unheilvolle Lehre ist ein Ruhefissen für hoch und niedrig und hat es dahin gebracht, jede Sünde als durch die Zeit bedingt zu entschuldigen.

Als eine feindliche Macht stehen dem Evangelium weiter die Brahmanen entgegen. Jeder Hindu (die Tschamars abgerechnet, ist kein Glied der zahlreichen Hindukasten angenommen) hat seinen Brahmanen, seinen Priester. Bei allen Anlässen im menschlichen Leben, von der Geburt bis zum Tode, immer muß er zugezogen werden. Der Vater vererbt sein Priesteramt auf den Sohn, und ein Hindu kann sich nicht einen Priester nach seinem Herzen wählen. Der Brahmane eines gebildeten Eingeborenen war gestorben, und sein Sohn übernahm das Amt seines Vaters nicht zur Zufriedenheit des Babu, der den ganz

ungebildeten Priester, der noch nicht einmal lesen konnte, nicht anerkennen wollte. Er nahm sich also einen andern Pandit. Darob große Aufregung bei den Brahmanen, ein Panchait (Fünfmännergericht) wurde zusammen gerufen, und der Priester sowohl als auch seine Gönner aus der Kaste ausgeschlossen. Schließlich blieb dem Babu nichts andres übrig als den unbeliebten Brahmanen als seinen rechtmäßigen Priester anzuerkennen.

Wie drückend diese Priesterherrschaft ist, erfuhren wir in Sambhar, einem Koiridorse. Dort fanden wir einen Mann in großer Trauer, weil ihm die Frau und ein Bruder kurz hintereinander gestorben waren. Er war gewiß der Teilnahme seiner Mitmenschen und besonders seines Priesters bedürftig, doch war davon keine Rede, dem habgierigen Mann war das Unglück seines Bruders eine willkommene Gelegenheit sich zu bereichern, indem er ihm eine hohe Summe als Sankalp (Gabe für den Priester) auferlegte. Erst nach Bezahlung dieser Summe trinkt der Brahmane dann die Milch, die dem Verstorbenen die Seligkeit und den Hinterbliebenen die Wiederaufnahme in die Kaste sichert. Es mag sich darum jemand noch so sträuben, er muß zuletzt doch bezahlen. Außer dem angestammten Hausbrahmanen begegnen wir hin und her in



Schwester Marie und ihre Pflegekinder vor ihrem Wohnhause.

den Dörfern fahrenden Priestern und Heiligen, die sich als ungebetene Gäste auf allgemeine Unkosten füttern lassen oder gegen gute Bezahlung heilige Schriften vorlesen. So ist der Hindu seinen Brahmanen rettungslos ausgeliefert, gebunden an Händen und Füßen. Ist es so gleich eine gewaltige Macht, die sich uns hier entgegenstellt, sie sind doch nicht so unfrei, als daß das Evangelium vom Sohn sie nicht frei machen und seine Gotteskraft auch an ihnen beweisen könnte.

In Sigati trafen wir einen alten ehrwürdigen Pandit, der von weit hergekommen war und sich nach jemand umsah, der ihn anstellen sollte, die shastras zu lesen. Er klagte uns sein Leid, es sei heutzutage schwierig für sie.

Früher hätten wir uns mit unsrer Arbeit auf die Städte beschränkt, jetzt zögen wir auch heraus auf die Dörfer und machten die Leute von den Brahmanen abwendig, sie gäben nichts mehr. Er wollte sehen, ob sich jemand hier finde, der ihn anstelle, sonst müsse er weiterziehen. In einem andern Koiridorse trafen wir abends einen Sadhu (Heiliger) an, der mit untergeschlagenen Beinen auf einem hohen dem Mahadeo geweihten Altar saß und vorlas. Wir setzten uns in einiger Entfernung davon auf einen Baumstamm, und bald waren wir von einem Kreis von Zuhörern umgeben, der Vorleser sah sich allein gelassen. Er las zunächst ruhig weiter, hielt dann aber inne, da man so wenig Interesse für ihn hatte. Als wir zur Barmherzigkeit den Armen, den Kranken und Krüppeln gegenüber ermahnten, die Brahmanen aber ausließen, die wir doch ganz zuerst hätten nennen müssen, protestierte er plötzlich energisch und fing so laut zu singen an, daß wir Mühe hatten uns verständlich zu machen. Als wir uns aber doch nicht vertreiben ließen und darauf nicht reagierten, auch bis auf einen Mann alle bei uns blieben, schwieg er schließlich wieder still, und wir konnten ungehindert weiter predigen. Die Leute kauften dann noch einige Bücher, und als wir weggingen, bemerkte der Brahmane gemächlich: „So, nun habt ihr dem Padri Sahab solange zugehört, jetzt kommt auch mal hierher und hört mir zu.“ Nicht immer nimmt man unsern nicht wegzuleugnenden wachsenden Einfluß so auf; aber die grimmige Feindschaft, mit der man uns begegnet, ist doch ein deutlicher Beweis von der Gotteskraft des Evangeliums.

In Koran hatten wir unser Zelt aufgeschlagen, hatten am Morgen schon an mehreren Plätzen gepredigt und wollten abends das Dorf selbst besuchen. Schon eine Stunde vor unserm Aufbruch umlagerte eine Gruppe von Männern unser Zelt, und als wir uns eben anschickten, ins Dorf zu gehen, kamen sie und forderten uns auf, doch gleich hier zu sagen, was wir auf dem Herzen hätten. Es war der Pandit des Dorfes, der auf jeden Fall unsern Besuch verhindern wollte. Als wir aber bei unserm Vorhaben verharrten, empfahl er uns zunächst einen Platz am Eingang des Dorfes und dann wieder bei einem Brunnen, aus dem Ochsen Wasser zogen, und wo durch das Quietschen des Brunnenrades und das Schreien der Leute ein entsetzlicher Lärm entstand. Kaum hatten wir nun einen uns günstig dünkenden Platz gefunden und begonnen, da fing der Brahmane zu streiten an, kräftig unterstützt von den andern Dorfbewohnern, alles Brahmanen, er ließ uns überhaupt nicht zu Worte kommen. Wir mußten ihn ernstlich zurechtweisen und beschämen, bis wir schließlich doch noch Zeit für unsre Verkündigung fanden. „Wir haben,“ so sagte er dann noch zuletzt, als wir unsre Bücher anboten, „für Ihre Schriften aber auch nicht das geringste Bedürfnis, und wenn sie sie da alle hinwerfen, keiner wird eins anrühren.“

In Balaon hatten Schulkinder etwa 1 Duzend kleine Schriften gekauft, als ein Brahmane dazu kam, und auf

sein Gebot hin mußten alle ihre Bücher zurückgeben und der Katechist ihnen das Geld wieder auszahlen.

Daß man das Evangelium als eine Gotteskraft würdigt, sahen wir weiter auf der letzten Kitschri-Mela in Barar. Mehrere einflußreiche Pandits hatten sich zusammengetan und unmittelbar neben unserm Predigtplatz eingerichtet. Sie predigten nun ganz in unsrer Weise, einer stand immer auf und sprach, und wenn der fertig war, fing ein anderer an. „Die Padri Sahabs,“ sprach einer, „sagen, ihr sollt nicht im Ganges baden, sonst werdet ihr Krokodile (!? nach der Lehre von der Seelenwanderung); aber wenn ihr euch im Brunnenwasser badet, was dann? Dann werdet ihr Würmer! Ist es da nicht viel besser ein gewaltiges Krokodil als ein ekelhafter Wurm zu werden?“ Und dann ging es weiter über die Sahabs her: Früher war alles Gute, Große und Schöne, Reichtum, Weisheit usw. in Indien zuhause, jetzt ist das alles nicht mehr hier, sondern in Europa zu finden, Grund? Die Sahabs haben das alles, unsre Güter, unsre Weisheit, kurz unsere ganze Superiorität geraubt und nach Europa geschafft. Das alles stammt von uns und gehört eigentlich uns. Nur eins war uns bisher geblieben, unsre Ehre. Unsre Frauen waren in ihren Senanas und gingen züchtig verschleiert einher, aber auch hier hat der böse europäische Einfluß sich geltend gemacht. Früher besuchten beispielsweise unsre Frauen nur in Begleitung ihrer Männer die Mela; jetzt sieht man Scharen von Frauen allein auf der Mela, wo sie allerlei Schlechtigkeiten lernen. Laßt eure Frauen nicht mehr allein auf die Mela gehen! Sie sind schon bald so zu zuchtlos wie die europäischen Frauen, die sich offen jedermann zeigen, reiten, kutschieren und Radfahren und dadurch böse Gelüste wecken.“ Nachdem er geendet, trat ihm unser Katechist, der zugegen war, entgegen. Er bat ihn zunächst bei der Wahrheit zu bleiben und nicht solche Krokodilgeschichten aufzutischen. Bei Menschen mit reinen Herzen ist wohl ein so freier und ungezwungener Verkehr der Geschlechter untereinander möglich wie bei den Europäern. Wenn sie sonst ihre Frauen nicht allein zur Mela schicken wollen der sittlichen Gefahren wegen (kein gutes Zeugnis für die Götzenfeste), so könnten wir da nur zustimmen, denn wenn eine Einrichtung diese mit sich bringt, dann weg damit. „Das gilt aber von so manchem andern. Da sind z. B. eure Tempel. Was seht ihr denn da oben? Lauter Darstellungen aus dem Leben eurer Götter, Bilder voll Schmutz und Gemeinheit. Wenn ihr das Volk vor Unsittelichkeit schützen wollt, weg damit. Und weiter: Wer bevölkert denn diese Tempel? Ihr wißt es, dieselben, deren Gewerbe die Unzucht ist. Sie sind es, von denen der böseste Einfluß ausgeht, und sie findet ihr an euren heiligen Stätten, also fort damit.“ Eine große Menschenmenge hatte sich inzwischen angesammelt, und Hindu und Mohammedaner gaben laut ihren Beifall zu erkennen, die Pandits aber schwiegen, nachdem der Hauptpredner sich schon zeitig zurückgezogen hatte. „Es wäre doch billig gewesen, daß die Leute uns zugestimmt hätten,“ meinte

einer der Redner kleinlaut, „und nun stimmen sie dem zu.“ Das einfache Zeugnis von der Wahrheit hatte auch hier seine Gotteskraft bewiesen.

Überall konnten wir das auf unsrer Reise erfahren, so in Dumraon, wo wir im Basar die herzlichste und völlige Zustimmung fanden, ebenso in Athar und vielen andern Orten, wo man uns nachher Milch oder Gur (frisch aus Zuckerrohr gepreßter Saft) zu trinken gab oder Mitai (Süßigkeiten) brachte oder in Atmi, wo ein allgemeines, beifälliges Murmeln durch die Menge ging, als wir ausführten, daß alle die äußeren Zeremonien als da sind Waschungen, Tagehalten, Fasten u. s. w. vor Gott völlig wertlos sind, wenn die Hauptsache, die Barmherzigkeit fehlt. Hier war es, wo uns ein junger Brahmane einen Paissa gab. Wir fragten, welches Buch er zu haben wünsche. „Keins,“ sagte er, denn er könne nicht lesen, er wolle uns aber das Geld dafür geben. Wir rieten ihm, ein Buch zu nehmen, und, wenn er selbst nicht lesen könne, es jemand zu geben, der diese Kunst verstände, was er dann auch tat.

In Marua trafen wir zuerst, es war um die Mittagszeit, niemand im Dorfe; wir warteten aber, und nach und nach stellte sich eine ganze Anzahl von Zuhörern ein, die prächtig aufmerkten. Auch einige Bücher blieben. Wir waren schon längst den schmalen Feldweg zurück und wollten gerade wieder abfahren, als uns noch ein junger Mann, der gespannt zugehört und kräftig zuredet hatte, die von uns angebotenen Bücher zu nehmen, nachgelaufen kam, er wollte noch ein Buch haben. Er selbst konnte zwar nicht lesen, aber ein Bruder von ihm, der nicht anwesend war, für ihn wollte er das Buch kaufen.

In einem andern Dorfe, in Ahir (Hirtendorfe), hatte man uns ebenfalls mit Andacht angehört. Als wir zurückgingen, begleiteten uns noch mehrere Männer höflich bis zu unserm Wagen. Wir hatten gesprochen über das Wort: „Darum wachet, denn ihr wisset nicht die Stunde, in welcher euer Herr kommen wird.“ Dazu bemerkte nun ein Mohammedaner: „In der Ewigkeit werden sie es einmal erkennen, wie wahr und wichtig das ist, was Sie uns eben gesagt haben.“

In Saraya hatten wir abends im Basar vor einer großen Zahl von Männern gepredigt. Als am darauffolgenden Morgen der Katechist vom Zelte aus zum nahen Teich ging um zu baden, traf er 5 junge Leute, die natürlich gleich das Gespräch auf unsre Predigt vom vergangenen Tage brachten. Sie stellten allerlei Fragen in betreff der christlichen Religion, das Gehörte hatte offenbar Eindruck auf sie gemacht, wie wir gleich erfahren sollten. Am denselben Abend war nach (Tanz schlechter Frauen) im Dorfe gewesen, und wie oft vorher hatten jene Jünglinge die Absicht gehabt, dorthin zu gehen. Als nun jemand kam und sie zum Mitgehen aufforderte, antwortete einer: „Eben haben wir vom Padri Sahib gehört, daß solche Dinge Sünde und Verderben sind, ich gehe nicht mit.“ Die andern Freunde behaupteten, daß

sie genau denselben Gedanken gehabt hätten, so blieben sie der Veranstaltung fern.

Ein andres Zeugnis von der Gotteskraft des Evangeliums. Eine unsrer christlichen Familien war verzogen, der Entfernung wegen kamen sie wenig zur Kirche, sodaß wir sie öfter in ihrem Hause aufsuchten. Bald stellte sich auch ein Bengali Jüngling ein, um zuzuhören, wenn das Evangelium verkündigt wurde. Es machte auf ihn sichtlich Eindruck, er fand sich später auch regelmäßig zu unsern Gottesdiensten in der Kirche ein, sein ganzes Wesen veränderte sich, er schloß sich innig an unsern treuen Helfer an und gestand ihm, daß er seinen Heiland von Herzen lieb habe und Christ werden möchte. Sein alter Vater, den er ernährt, hindere ihn augenblicklich noch daran, aber er lasse seinen neuen Glauben nicht mehr. Jetzt ist er in eine andre Stadt gezogen, beweist aber noch die alte Anhänglichkeit, und wir hoffen, daß er Wort halten wird.

In Dumraon wohnt ein Sonar (Glied der Goldschmiedkaste) der seit vielen Jahren die Bibel liest und im Herzen ein Christ ist, auch allgemein dafür angesprochen wird. Er erzählte unserm Gehilfen bei unserm letzten Besuch in Dumraon: „Ich habe allerlei Bücher, aber, ich weiß selbst nicht warum, ich mag keine andern als christliche Bücher lesen, und vor allem liebe ich das Buch der Bücher.“ Während er nun auch andern gegenüber bezeugt, wie er die Gotteskraft des Evangeliums am eigenen Herzen erfahren hat, so kann er sich doch nicht dazu entschließen sich taufen zu lassen. Immer wieder hat er es aufgeschoben. Anfangs hieß es: Erst muß ich meine Töchter verheiraten; das geschah, sie starben, ohne daß er gekommen wäre. Jetzt ist er selbst krank, aber noch immer sträubt er sich. Auf unsere Ermahnungen erwiderte er uns folgendes: „In der Christenheit gibt es viele verschiedene Sekten und Richtungen, welcher Gemeinschaft soll ich nun beitreten? Sie erlauben das Rauchen, die Methodisten halten es für Sünde und haben neulich hier einen Babu deswegen entlassen. Sehen Sie weiter Ihre Arbeit unter den Tschamars! Kommt da neulich einer zu dem hiesigen eingeborenen Pastor, zankt und sagt, er solle seinen Namen wieder im Register streichen, er wolle nicht Christ bleiben. Was sind denn das für Christen, die sich heute aufnehmen und morgen wieder streichen lassen, die Religion ist doch unser heiligstes, die kann man doch nicht wechseln wie ein Kleid! Ist denn der, dessen Name in Ihrem Taufregister steht, auch bei Gott angeschrieben? Christus sagt, wir sollen niemandem Aergernis geben, was für Leid und Aergernis aber würde ich meinen Angehörigen zufügen, wenn ich mich taufen ließe. So aber habe ich auch sie zu Christus führen können, sie alle kennen keinen andern Heiland als ihn. Weiter heißt es, wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Thür hinter dir zu. Warum soll ich meinen Heiland nicht im Verborgenen anbeten? Haben alle die verschiedenen Richtungen in der christlichen Kirche ihre Berechtigung, warum soll meine Art sie

nicht haben? Ich kenne eine große Zahl von Menschen, die ebenso stehen wie ich, sollte Gott sie alle verwerfen? Meine einzige Hoffnung im Leben und Sterben ist Christus."

Zimmer hat das Evangelium seine erneuernde Gotteskraft besonders an den Armen und Geringen bewiesen, auch Indien ist dafür ein Beweis, und wir haben bei den niederen Kasten die beste Aufnahme. Oft schämen sie sich, wenn wir zu ihnen kommen, besonders, wenn Glieder höherer Kasten zugegen sind; sind sie doch bloß bandar aur janwâr (Affen und Tiere) wie ein Semindar seine Leute in ihrer und unserer Gegenwart nannte, ärgerlich, daß wir uns mit ihnen abgaben. Sie glauben es auch selbst und haben, da sie immer nur Schläge bekommen, für das Entwürdigende solcher Behandlung kaum noch ein Gefühl. Wo sie aber Liebe spüren wie im Evangelium, da können sich ihre Herzen weit aufstun. So bei den Dufats in Dumraon. Sie hörten so willig und anständig zu und versprachen zu beraten, ob sie unsre Lehre nicht annehmen sollten.

Noch Erfreulicherer erfuhren wir in Mahraura nahe bei Dumraon. Im Dorfe herrschte die Pest und die meisten Einwohner waren geflohen, in der abseits stehenden Tschamartoli indessen waren sie geblieben. Wir trafen zunächst nur einen Mann und eine alte Frau, der wir unsre Botschaft ausrichteten, nachher kamen noch mehrere hinzu. Der erste Mann hörte besonders aufmerksam zu und stimmte öfter erfreut bei. Wir beide, der Babu und ich, hatten schon gesprochen und schickten uns eben an weiterzugehen, als eine Anzahl neuer Zuhörer kam. Wir wollten sie nicht so wieder fortgehen lassen, deshalb fingen wir noch einmal zu reden an. Als wir fertig waren, forderten wir die Tschamars wieder auf, Christus anzunehmen. Welche Ueberraschung für uns, als sie sich dazu bereit erklärten und uns baten, doch noch einmal Platz zu nehmen, sie möchten gleich als Taufbewerber aufgenommen werden. Inzwischen haben wir dort noch mehrere Familien dazu bekommen. Da wir eingeborene Gehilfen nicht haben, so mußten wir einen der Bewerber, der schreiben und lesen kann, als Lehrer für die Kinder im Dorfe anstellen. So wächst unser Werk weiter, und diese Leute sind ein neuer Beweis für die Gotteskraft des Evangeliums. Als wir sie ermahnten, nun die andern Götter, ihre Götzen, Zauberei und all das fahren zu lassen und alles Vertrauen auf Christus zu setzen, sagte ein sympathischer alter Mann: „Wie können wir zugleich auf zwei Schiffen reisen?“ Was er tat, das wollte er ganz tun, und da er erkannt hatte, daß er sich auf einem leeren, sinkenden Schiffe be-

fand, so sah er sich beizeiten nach einem festen sicheren Fahrzeug um. Er hat es gefunden in dem Schiff, in dem Christus das Steuer führt, der wird ihn leiten in die ewigen Hütten.

Unser Jahresfest

verließ, wie es das Programm vorgesehen hatte. Die Festpredigt des Direktors Dunkmann behandelte den Text Matth. 24, 14. Der Gedanke, daß die Mission Ewigkeitsarbeit mit Ewigkeitsfrucht sei, wurde in den Mittelpunkt gestellt. Der Bericht des Missionars Pastor Herzberg erwähnte zunächst die beiden schmerzlichen Verluste, die unsere Mission erlitten durch den Tod der Brüder Stauber und Hahn und gab dann eine lebensvolle Schilderung des Tuns und Treibens des heidnischen Volks sowie der tiefgehenden Veränderungen, die durch die Predigt des Evangeliums dort hervorgerufen sind. Auch wurde eine Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Sache an der Hand des neuesten Zensus gegeben. Die Liturgie hielt Direktor Kausch. Die Nachfeier wurde im großen Saale des „Hohenzollern“ in Friedenau gehalten. Es sprachen Pfarrer Görnandt, Missionsinspektor Dr. Römer, Missionar F. Pape und Missionar Mehl. Leider wurde der Besuch der Nachfeier beeinträchtigt durch ein langanhaltendes schweres Gewitter mit strömenden Güssen.

* * *

Auf der

Generalversammlung

am nächsten Tage berichtete Dir. Kausch über „Die literarische Vertretung der Gossner'schen Mission“ zu Gossners, Prochnows, Plaths Zeiten und in der Gegenwart.

Zum Schluß wurden verschiedene Wünsche ausgesprochen hinsichtlich unserer Missionsblätter, unserer Traktatliteratur und der Verbreitung unserer Schriften, vor allem auch der Vertretung in der Tagespresse. Chef-Redakteur Engel führte den Vorsitz.

Zur gefl. Beachtung.

Das neu eingerichtete Postcheckkonto für die Gossner'sche Missionsgesellschaft führt die Bezeichnung Berlin Nr. 7950.

Inhalt dieser Nummer: Nicht mehr unter dem Zuchtmeister. — Die Gossner'sche Mission im Frühjahr 1910. — Zum Gedächtnis an Bruder Wilhelm Stauber. — Die letzten Tage Bruder Ferdinand Hahns. — Die Gotteskraft des Evangeliums. — Unser Jahresfest. — Zur gefl. Beachtung.

Hierzu eine Beilage.

Verantwortlicher Redakteur: Missionsdirektor Kausch, Friedenau, Sandjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zilleßen), Berlin C. 19, Ballstraße 17/18. Verlag der Buchhandlung der Gossner'schen Mission, Friedenau-Berlin. — Der Jahrgang kostet 1,25 Mk.

190

der ganze Bau ineinander gefüget, wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn, auf welchem auch ihr mit erbauet werdet zu einer Behausung Gottes im Geist."

Auch den Missionsbauplan entwirft Gott. Er bestimmt Zeit und Stunde für die Berufung der Völker, für die Oeffnung der Länder. Viele Missionsunternehmungen sind gescheitert, weil Gott nicht, oder noch nicht, die Wege gewiesen hatte. Man arbeitete umsonst, weil der Herr nicht das Haus baute. Man baute „drauß los“, ohne den Bauplan des Bauherrn zu Rute zu ziehen. Dieser Bauplan ist uns in der heiligen Schrift in großen Zügen entworfen. Es gehört viel eindringendes Studium dazu, ihn kennen zu lernen, viel Beobachtung der Zeichen der Zeit, viel Merken auf die Winke von oben.

In eigenartiger Weise reicht der Herr in der Mission die Mittel zur Bauausführung dar. Die Mission verfügt über keine festen Einnahmen, wie etwa der Staat mit seinen Steuern. Die Missionsgaben sind Gaben freiwilliger Liebe. Daher ihr häufiges Schwanken, daher aber auch manchmal ihre heilige Ueberschwenglichkeit. Letztlich werden doch eben die Missionsmittel uns, den Missionsbauleuten, auf Anregung des Geistes Gottes in den Herzen dargereicht. Daher gibt es im Grunde genommen nur ein einziges Mittel, die Missionseinnahmen zu steigern: dies nämlich, auf das innere Leben der Gläubigen durch das Wort Gottes einzuwirken, daß sie sich mehr als bisher dem Geiste Gottes, der da ist ein Missionsgeist, hingeben.

Ganz ähnlich ist es mit der Berufung der Missionsbauarbeiter. Man kann niemanden zwingen, Missionar zu werden oder es lebenslänglich zu bleiben. Missionare können, z. B. auf heimatischen Missionsfesten während ihres Urlaubs, andere anregen, doch auch in diesen köstlichen Beruf einzutreten. Aber wo kein vom Herrn geweckter Wille ist, ist auch kein Weg. Der Missionar oder Apostel hat seinen Namen davon, daß er vom Herrn berufen und gesandt ist. Wir werden auch nur dann mehr Missions-Arbeiter bekommen, wenn des Herrn Stimme mehr gehört werden wird, und zwar mit dem Entschluß unbedingten Gehorsams.

Führt der Herr die Aufsicht beim Bau der Mission? Da es sein Werk ist, sicherlich! Ohne sein Walten oder Zulassen geschieht nichts. Dessen sind wir getrost. Er nimmt an und verwirft. Er setzt ein und setzt ab. Er läßt leben und läßt sterben. Er heißt kommen und heißt gehen. Aber darauf wird es ankommen, daß sich auch jeder Einzelne der Aufsicht seines Herrn persönlich unterstelle in all seinem Handeln, Tun oder Lassen, daß man seine Seele in seinen Händen trage, daß wir allezeit auf den Herrn unsern Gott sehen, bis er uns gnädig werde, so wie die Augen der Knechte auf die Hände ihrer Herren sehen. Fürwahr, gerade weil es sich in der Mission um den Bau des Hauses Gottes handelt, haben wir es mit einem Bauherrn zu tun, der Ordnung, Zucht, Fleiß, Eifer, Treue verlangt. Das Gericht, d. h. Scheidung und Entscheidung, fängt immer an, „am Hause Gottes“.

Der Bauherr, der den Grund gelegt hat, und der die weitere Ausführung seines Bauplans wohl in Acht nimmt, wird endlich auch für die Vollendung seines großen Werkes sorgen. Er wird die Mission nicht stecken lassen als eine bedauernswerte, wenn vielleicht auch schöne Ruine, er wird vielmehr seine Kirche krönen bis zum Schlußstein, bis zur erhabenen Kreuzesblume. Wir wollen es uns immer wieder gesagt sein lassen: wir bauen nicht ins Blaue, nicht ins Angewisse, wir bauen auf Hoffnung. Einst wird herrlich dastehen, im Großen und im Kleinsten tadellos, wozu wir hier unsere Bausteine beigetragen haben. Ein Wunderbau war Salomos Tempel. Aber vom fertigen Tempel des Neuen Bundes wird es dereinst auch heißen: „Hier ist mehr denn Salomo!“

„Herr, tue wohl an Zion nach deiner Gnade, baue die Mauern zu Jerusalem!“ (Psalm 51, 20.)

Die dritte Welt-Missionskonferenz.

Vom 14. bis 23. Juni fand in Edinburg die überaus fleißig und umsichtig vorbereitete Welt-Missionskonferenz statt. Alle nennenswerten protestantischen Kirchengemeinschaften waren vertreten. Die 1100 Delegierten, darunter etwa 100 Deutsche (von unserer Gesellschaft u. a. unser Kuratorial-Mitglied P. Paul Richter-Berleshausen und Missionar P. Herzberg,) kamen aus allen Ländern der evangelischen Mission: wir greifen nur heraus Australien, China, Indien, Kanada, Südafrika. Bei den Begrüßungen fehlte auch nicht eine Botschaft des neuen Königs Georg von England. Der Präsident der Konferenz war Lord Balfour. Bei der ersten Hauptversammlung wurde auch die neueste Missionsstatistik vorgelegt. Danach beträgt die Zahl der ausfösendenden evangelischen Missionsgesellschaften jetzt 338, die der ordinierten Missionare 5522, der Missionarinnen 4988, der Missionsärzte 641, der eingeborenen ordinierten Geistlichen 5045, der getauften Heidenchristen 3006373 und die Summe aller Missionsbeiträge 103452990 Mk.

Die Hauptgegenstände der Verhandlungen der nächsten Tage waren: die Evangelisation der ganzen nichtchristlichen Welt; die Bildung nationaler Kirchen auf dem Missionsfelde; das höhere Missionschulwesen; die Arbeit der kontinentalen Missionen; die christliche Mission und die anderen Weltreligionen; die Beziehungen zwischen den Missionen und Regierungen; die Einmütigkeit des Arbeitens der verschiedenen Missionsgesellschaften auf dem Missionsfelde; die Gewinnung und Ausbildung der Missionare; die Pflege des heimatischen Missionswesens. Man sieht, die wichtigsten Themata aus der gesamten Heidenmission standen zur Beratung. Bei den Diskussionen, für jeden Redner auf nur sieben Minuten berechnet, beteiligten sich außer den allbekannten Missionsfachmännern Englands, Amerikas und Deutschlands erfreulicherweise auch hervorragende Laien und eine bedeutende Zahl von einzelnen Christen der verschiedensten Länder.

Besonders weisevoll war die Schlußversammlung, bei der Sir Andrew Fraser, der frühere Gouverneur von Bengalen, der hochgeschätzte Freund besonders unseres heimgegangenen Missionars Ferdinand Hahn und seiner Aussätzigen-Mission, die Hauptansprache hielt, ein tiefes Zeugnis persönlicher Heilserfahrung. Der Führer der internationalen Studentenbewegung, John Mott, richtete in einem kräftigen Appell zum Schluß an jeden einzelnen Delegierten die Mahnung, alles in Edinburg Empfangene in die Tat umzusetzen durch völlige Hingabe an Gott.

Allen Beteiligten werden die Edinburger Tage unvergeßlich sein.

Die Bedeutung der Konferenz besteht vor allem in der gründlichen Voruntersuchung aller Missionsprobleme, die ihren Niederschlag in einem 9-bändigen Werke, mit einer Fülle statistischer Beigaben, finden wird, sodann in der persönlichen Berührung so vieler bedeutender Träger des Missionsgedankens und in der friedlichen Annäherung der verschiedenen Denominationen, ferner in der gegenseitigen Glaubensstärkung aller Teilnehmer zu kräftigerer Inangriffnahme des weltweiten Werkes und endlich in dem machtvollen Eindruck dieser Versammlung nach außen hin und vornehmlich auf die evangelischen Christen aller Lande.

Die Konferenz hat eine Rundgebung an alle evangelischen Christen beschlossen, die wir im Anschluß an diesen Bericht zum Abdruck bringen. Wir können nicht leugnen, daß wir diesen Aufruf in manchem, zumal auch für unsere deutschen Verhältnisse, nach Form und Inhalt anders gewünscht hätten, auch scheinen uns nicht durchweg die biblischen Richtlinien innegehalten zu sein. Aber möge jeder für sich daraus entnehmen, was ihm zur Förderung seines persönlichen Missionslebens nötig ist. Der Kernpunkt bleibt: es muß mehr für die Heidenmission geschehen, es muß mehr durch dich und mich geschehen!

Rundgebung

der Edinburger Welt-Missionskonferenz an alle evangelischen Christen in der ganzen Welt.

Teure Brüder! Wir Delegierten der Welt-Missionskonferenz in Edinburg wünschen euch eine Botschaft zu senden, die unserm Herzen sehr nahe liegt. Wir haben uns in den vergangenen 10 Tagen eingehend mit dem Studium der Lage des Christentums in den nichtchristlichen Ländern beschäftigt. Wir haben die Missionsfelder und die zur Verfügung stehenden Kräfte überschaut. Zwei Jahre lang haben wir sachkundige Zeugnisse über jeden Zweig der Missionstätigkeit gesammelt, und diese Zeugnisse haben die gesamte Konferenz zu gewissen Schlüssen gedrängt, welche wir euch vorzulegen wünschen.

Unser Ueberblick hat uns einen Eindruck von dem bedeutungsvollen Charakter der gegenwärtigen Stunde gegeben. Aus manchen Gegenden haben wir von dem Erwachen großer Nationen gehört, von der Oeffnung lange verschlossener Türen, von Bewegungen, welche mit einem Schlage eine neue Welt vor die Kirche stellen,

die für Christus gewonnen werden muß. Die nächsten 10 Jahre werden aller Voraussicht nach einen Wendepunkt in der Weltgeschichte bilden, sie werden für die Richtung der geistigen Entwicklung der Menschheit von entscheidenderer Bedeutung sein als Jahrhunderte im gewöhnlichen Verlauf der Dinge. Werden diese Jahre nicht ausgenutzt, so wird ein Schade angerichtet, den Jahrhunderte nicht wieder gut machen können. Werden sie dagegen wohl angewendet, so werden sie zu den ruhmvollsten der christlichen Geschichte gehören.

Wir haben uns darum einer sorgfältigen Prüfung der Mittel und Wege unterzogen, durch welche wir die vorhandenen missionarischen Kräfte am besten ausnützen, indem wir die vorhandenen Unternehmungen zusammenschließen und stärken, ihre Verwaltung und die Ausbildung der Missionare verbessern. Wir haben im Interesse ihrer praktischen Verwendung und Ausbarmachung getan, was in unsern Kräften steht, und in diesem Bestreben haben wir eine größere Einigkeit erreicht, als es je in der christlichen Kirche seit Jahrhunderten der Fall war.

Aber es ist uns je länger je deutlicher geworden, daß wir etwas viel Größeres nötig haben, als durch irgendwelche ökonomischen Mittel oder Neuorganisation vorhandener Kräfte erreicht werden kann. Wir bedürfen vor allem eines tieferen Bewußtseins unserer Verantwortlichkeit vor dem allmächtigen Gott, der uns die große Aufgabe der Evangelisation der Welt anvertraut hat. Diese Aufgabe ist keineswegs in besonderer Weise unsern Missionaren, den Missionsgesellschaften oder uns als Gliedern dieser Konferenz anvertraut. Sie ist jedem einzelnen Gliede der Familie Gottes gestellt und sie liegt jedem Gliede der christlichen Kirche ebenso gut ob, wie die elementaren Tugenden des christlichen Lebens: Glaube, Liebe, Hoffnung. Bist du ein Christ, so hast du auch teil an dieser Aufgabe. Diesen Grundsatz erkennen wir alle an, aber wie müssen dazu erweckt werden, ihn in einem ganz neuen Maße auszuführen. Ebenso wie eine große nationale Gefahr von jedem Bürger ein erhöhtes Maß von Patriotismus und Aufopferung erheischt, so fordert die gegenwärtige Lage der Welt von jedem Christen und von jeder Gemeinde eine Wandlung des bisherigen missionarischen Eifers und Dienstes, unser geistliches Ideal muß sich auf eine höhere Stufe erheben. Das frühere Ideal bemasß sich nach einem Zustande der Welt, der jetzt nicht mehr existiert; es ist der neuen Welt, die sich aus den Trümmern der alten erhebt, nicht mehr angemessen.

Dieser neue Geist wird nicht nur von den einzelnen noch auch von den Gemeinden gefordert. Es ist eine eindringliche Forderung, daß unser nationales Leben als ein Ganzes christianisiert werden muß, damit es in seinem ganzen Umfange, nach der kommerziellen wie nach der politischen Seite in seinen Einwirkungen auf den Osten, auf die schwächeren Rassen die Botschaft des Missionsdienstes nicht abschwäche, sondern bekräftige.

Die göttliche Vorsehung hat uns alle in eine neue Welt der Möglichkeiten, der Gefahr und der Pflicht geführt. Gott fordert von uns allen ein neues Leben mit

mehr Eifer und Selbstverleugnung als bisher. Aber wenn der uns kundgetane Weg, wie wir glauben, der Weg der Pflicht ist, dann ist zweifellos in diesem eindringlichen Rufe zur Pflicht die verborgene Zusicherung eingeschlossen, daß Gott größer, liebevoller, näher, mehr zu unserer Hilfe und unserm Troste bereit ist, als irgendwer träumte. Ganz gewiß, wir sollen neue Erfahrungen machen von der Gnade und Macht Gottes für uns selbst, für die Kirche und für die Welt, und in der Kraft dieses festeren und kühneren Glaubens sollen wir der neuen Zeit und der neuen Aufgabe mit neuer Hingebung entgegensehen.

D. Rottrotts Bibelübersetzung ins Mundari vollendet.

Unter dem 19. Juni schreibt uns D. Rottrott: „Gestern war ein großer Tag für mich: ich tat den letzten Federstrich in meiner Bibel-Übersetzung. Gott sei Dank, daß er mir dazu Leben und Kraft gelassen hat! Was noch übrig ist vom Leben betrachte ich als Appendix.“

Wir ist ganz sonderbar zu Mut! Fünf Jahre habe ich nun mit kaum einer Ausnahme täglich an dem Werke gearbeitet — und nun hört das mit einem Male auf. Fünf Jahre gleichsam auf einem Wege fortgetrottet, nun heißt einen andern Weg einschlagen. Noch habe ich ja mehrere Monate hindurch die Korrekturbogen zu lesen; aber das sind pro Woche vielleicht nur zwei Vormittage, also sogut wie keine Arbeit. Vor mir liegt ja freilich noch die Revision des Neuen Testaments; aber die kann ich so nebenbeimachen.“

Von ganzem Herzen beglückwünschen wir unsern teuren Senior zur Vollendung seines mühsamen, aber hochwichtigen Werkes. Das Neue Testament in Mundari ist ja schon seit Jahren im gesegneten Gebrauche unserer Mundari-Mission und Mundari-Christen. Nun aber hat Br. Rottrott das ganze Wort Gottes dem Volke, unter dem er vorzüglich gearbeitet hat, zugänglich gemacht. Welche Gnade vom Herrn! Möge nun der Druck rüstig vorwärts schreiten. Möchten die Mundas mit Dank gegen den Herrn und seinen treuen Knecht das Wort des Lebens recht fleißig in Kirche, Schule und Haus gebrauchen und anwenden zu ihrer Seelen Seligkeit.

Im Heiligtume der Buddhisten.

Von Missionar Johannes Tennigkeit in Dehri.

Zwischen Weihnachten und Neujahr 1910 hatte ich nach Dehri zu fahren, um meinen neuen Wirkungskreis

zu sehen. Auf der Fahrt war Gaya zu passieren, das Heiligtum der Buddhisten. Sieben engl. Meilen von der Stadt entfernt ist der Platz, an dem der Königssohn Gautam nach vielem Nachdenken über das Dasein des Menschen „Buddha“, d. h. „Erleuchteter“ wurde. Er schaute in jener Nacht Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich. Nach dieser Erleuchtung ging er aus, das Geheimnis des Menschendaseins und die Erlösung davon der Welt zu predigen. Nach seinem Tode haben ihm seine Anhänger an der Stätte, da er erleuchtet wurde, ein Denkmal errichtet. Es wird dem buddhistischen König Asok, der in Magadha von 264 bis 223 vor Christo regierte, zugeschrieben. Danach ist es einigemal umgebaut worden, zuletzt von der britischen Regierung 1877, die bis zum heutigen Tag die Aufsicht darüber hat. Eine Marmortafel vorn am Eingang bezeugt das. — Es traf nun so günstig — oder ungünstig —, daß ich von 10 Uhr vormittags bis 6 Uhr nachmittags in Gaya auf den Zug

nach Dehri warten mußte. Was lag da näher, als die Gelegenheit wahrzunehmen, das hochberühmte Denkmal zu besichtigen. Wer weiß, ob eine solche gute Gelegenheit sich noch einmal bietet!

Dahin zu kommen war aber nicht so einfach. Eine „Elektrische“ gibt es in Gaya noch nicht. Und zu Fuß, in der Mittagsonne 7 Meilen hin und zurück — 14 Meilen in Indien

zu gehen, wird auch dem besten preußischen Musketier zu viel werden. — Ich suchte nach einem Wagen, doch vergeblich. Da war ein Geschäft, in dem fragte ich nach, wo man ein Gefährt finden könne. Trotzdem ich nichts kaufte, stand der Geschäftsinhaber, der gerade sein Mittagsschläfchen hielt, sofort auf, ging eine lange Strecke mit, bis zum Fuhrhalter, und half noch, mit dem über den Fahrpreis zu verhandeln. Der Fuhrmann war nicht so nett, wie der zuvorkommende Kaufmann, er verlangte für die Fahrt 3 Rupies. Schließlich wurden wir einig auf 2 Rupies. Auch noch viel, aber nicht zuviel, wenn man ein über 2000 Jahre altes Denkmal dafür zu sehen bekommt. Die Fahrt dauerte etwa 1½ Stunden und ging entlang am Ufer des Flusses, in dem am indischen Totenfest viele tausend Heiden Totenopfer darbringen. Gaya ist nämlich dafür berühmt. Von weit und breit kommen die Leute dahin. Nirgends ist das Totenopfer so verdienstvoll als in Gaya. Auch jetzt sah man vereinzelt Gruppen sitzen und für ihre Toten opfern. Auch viele buddhistische Pilger, indische und ausländische, trafen wir auf der Fahrt, die im Schatten am Wege lagerten, oder nach dem Denkmal



Hindu-Leiße auf dem Scheiterhaufen.

pilgerten, oder von dort zurückkehrten. Unter ihnen waren viele Frauen, Verehrerinnen von Buddha; denn er erlaubte auch den Frauen in seinen Orden einzutreten.

Schließlich hatten wir Buddhagaya — so wird der Denkmalsplatz genannt — erreicht. Das Denkmal selbst steht tiefer, als der mit Fiersträuchern und Bäumen bepflanzte Platz. Es macht den Eindruck, als wenn es verschüttet gewesen und wieder freigelegt worden ist. Auf dem Denkmalsplatz befinden sich einige Gebäude: ein Museum mit Steinbildern und allerlei Andenken von Buddha, das Wohnhaus des Polizeiwachmeisters, zwei Kastrhäuser für auswärtige Pilger und an der einen Seite schließlich ein großer Häuserkomplex mit Garten und hoher Mauer. Das ist ein buddhistisches Kloster. Dessen Abt ist der religiöse Aufsichtsrat des Denkmals. Er bekommt auch den größten Teil der Opfergaben, die von den Pilgern am Denkmal niedergelegt werden. Die sollen, zusammen mit dem Ertrag des Landes, das zum Kloster gehört, im Jahr 80000 Rupies betragen. —

Das Denkmal hat die Gestalt einer vierseitigen Pyramide. Es ist, wenn ich nicht irre, 280 Fuß hoch und unten verhältnismäßig breit. Erbaut ist es aus großen Quadersteinen. Die Wände sind von außen durch Skulpturarbeiten verziert. Im Denkmal be-

finden sich über einander zwei Räume, die als Tempel dienen. Da sind die Buddhas Steinbilder aufgestellt, ebenso in jeder Nische im und am Denkmal. Im ganzen sitzen wohl einige Hunderte von „Buddhas“ mit untergeschlagenen Beinen auf dem Platze, in allen Schattierungen: aus schwarzem, blauem, grauem und braunem Stein gemacht. In einem der Kastrhäuser wurde eine sehr schöne Statue gezeigt, aus weißem Stein gemeißelt. Eine noch schönere aus Gold gearbeitet, aus Barma hergebracht, soll in einem Raum im Tempel verschlossen sein. Draußen am Tempel sieht man Ruinen aus Stein von zerfallenen Bauten. An diesen sind bewundernswert die feinen

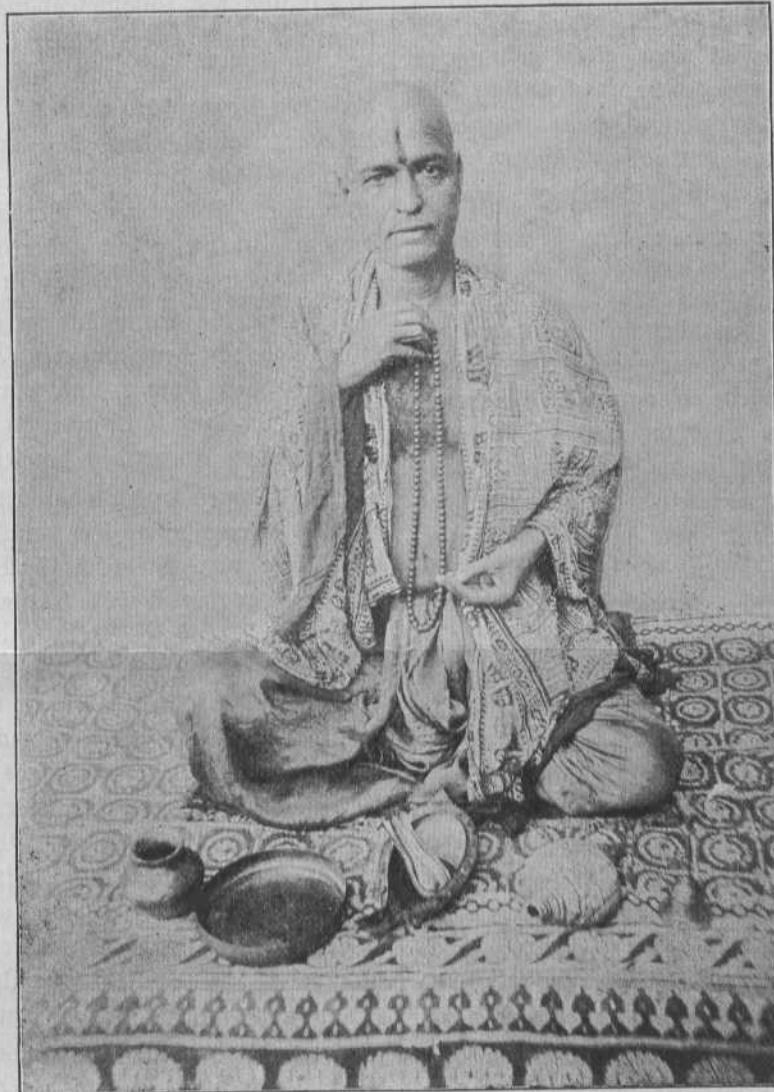
Skulpturarbeiten, die gewiß über 2000 Jahre alt sind. Da lernt man's verstehen, wenn die Inder auf ihre alte Kultur stolz sind. — An der einen Seite ganz nahe am Denkmal steht eine Pappel, die aus der Wurzel des Baumes gewachsen sein soll, unter dem Buddha erleuchtet wurde. —

Sobald ich den Platz am Denkmal betrat, gesellten sich zwei Brahmanen zu mir als Führer, mit der Erwartung auf ein großes Taschengeld. Sie wußten ja nicht, daß sie einen armen Missionar vor sich hatten.

Ein Sahib, dachten sie, wird nicht wenig spendieren. Ich nahm ihre Dienste an, denn wenn ich gedankt hätte, wären sie doch nicht so leicht weggeblieben, oder andere hätten mich von neuem belästigt. In Gedanken sah ich schon ihre Enttäuschung über das kleine Trinkgeld, das ich ihnen geben wollte. Doch das sollten sie ganz zuletzt bekommen. —

Zuerst zeigten sie mir drei Glocken aus Barma, ziemlich groß, aus weißem Metall, vor dem Eingang zum Tempel auf einem niedrigen Gerüst aufgestellt. Innen und außen waren sie mit Barma-Schriftzeichen beschrieben.

Dann traten wir in den Tempel ein. Im Hintergrund war eine große Statue Buddhas, ganz schmutzig von Opferwasser und roter Farbe. Die Pilger, wenn sie eintreten, verneigen sich zuerst vor



Ein betender Hindu.

dem Bild. Dann treten sie näher und opfern mit eigener Hand, oder durch den Brahmanen, der sie führt, irgendetwas, d. h. sie gießen Wasser oder geschmolzene Butter, oder werfen rote Erde oder Getreidekörner auf das Steinbild. Am Fuße des Bildes legen sie ihre Opfergabe in Geld nieder. Der Tempelbrahmane ist schnell bereit, sich danach zu bücken. Sogar aus dem Fußbodenschmutz sie aufzuheben scheut er nicht. Dann folgt wieder eine Verneigung gegen das Bild, und die Zeremonie ist beendet. Am nächsten Steinbild wiederholt sich dasselbe. Und überall ist das Geldopfer die Hauptsache. Sollte es der Pilger vergessen, der Brahmane wird ihn recht-

zeitig erinnern. Es sieht so aus, als wenn die vielen Buddhahabilder nur Sammelkassen für die Brahmanen sind. Gewöhnlich lassen die Hindus Leute, die Schuhe anhaben, nicht in ihre Tempel hinein. Hier forderte mich der Brahmane auf, hineinzugehen. Ich wies auf meine Schuhe und fragte, warum sie hier eine Ausnahme machen. Da war seine Antwort sehr bezeichnend für ihre Habgier. Er sagte: „Lalach ke saheb se aisa karte hain,“ d. h. aus Habgier, um etwas zu bekommen, tun wir das. In einem Tempelraum trat dann auch ein hagerer Brahmane an mich heran und forderte mich auf, eine Opfergabe am Götzenbild hinzulegen. Sein Bemühen war natürlich vergeblich, denn soweit geht meine Verehrung für den „erleuchteten“ Königssohn denn doch nicht, obgleich die Brahmanen ihn „Buddha bhagwan,“ d. h. Gott Buddha nennen. Am allerwenigsten habe ich die Absicht, die trägen und habgierigen Tempelbrahmanen zu unterstützen.

Zum Schluß nun noch die Frage: Wie kommen Brahmanen in den buddhistischen Tempel? Buddha war Atheist, er wollte von Götzanbetung nichts wissen. Eine Zeit lang herrschte der Buddhismus in Indien. Was geschah aber nach der Wiedererlangung der Herrschaft des Hinduismus über den Buddhismus? Die Brahmanen nahmen Buddha selbst in die Zahl ihrer Götter auf. Jetzt heißt es, er war eine Inkarnation des Gottes Vishnu. Darum sieht man neben den kahlgeschorenen buddhistischen Mönchen in gelbbraunen Gewändern auch einfache Hindus in ihrer gewöhnlichen Kleidung sich vor Buddhas Statue neigen und sie anbeten. So sind jetzt die meisten buddhistischen Denkmäler und Klöster in den Händen der Brahmanen. Wenn Indien nicht bald christianisiert wird, dann wird es gar kein Wunder sein, wenn man nach Jahren die Statue Christi in den Tempeln aufgestellt finden wird als Göze zur Anbetung für die Hindus. Was macht das für die Hindus viel aus, ob unter ihren 330 Millionen Göttern einer mehr oder weniger ist! —

In dem Heiligtum der Buddhisten fand ich nichts, das an Heiligkeit erinnerte, sondern nur abscheuerregenden Götzendienst und Habgier der Brahmanen. Nur durch eine Gruppe von Pilgern wurde ich ernst gestimmt. Es waren einige Männer und Frauen mit sehr ernstem Gesichtsausdruck. Mit der größten Feierlichkeit verrichteten sie die Zeremonien vor den Steinbildern. Was für eine Not mag sie so ernst gestimmt, was für eine Last ihre Herzen so gedrückt haben? Sie schienen gewöhnliche Hindus zu sein. Vielleicht hatten sie schon in vielen Hindutempeln geopfert, ohne Hilfe zu bekommen. Jetzt machten sie noch einen letzten Versuch beim „Buddha bhagwan.“ Wird er helfen? — Wie kann er! Der „Erleuchtete“ tappte ja in der Finsternis. Er kannte nicht den, der helfen kann, ersehnte nicht „die Hilfe aus Israel.“ Selbst soll der Mensch sich helfen, sich selbst erlösen. Das war Buddhas Lehre. Ach, daß jene betrübte Pilger das „Kommet her zu mir“ des rechten Helfers hörten! „Wohlan, alle, die ihr durstig seid,

kommet her zum Wasser! Kommet her und kauft ohne Geld und umsonst. Warum zählet ihr Geld dar, da kein Brot ist!“ —

Ein neuer Anfang.

Von Missionar M. Klein in Chaibassa.

„Aller Anfang ist schwer“, auch wenn es gilt, in bekannte Verhältnisse und Umgebungen wieder zurückzukehren. Denn es ist die Unterbrechung der gewohnten Arbeit und des Zusammenhanges mit Land und Leuten während einer zweijährigen Urlaubszeit doch eine gar lange. Es ist eine genügend lange Zeit, daß während derselben ihrer viele, zu denen ein Vertrauensverhältnis da war, dahinstarben, daß andere verziehen und neue Menschen auf der Bildfläche erscheinen, daß in dieser und jener Sache neue Verhältnisse sich entwickeln — kurzum, oft vieles ein anderes Gesicht bekommt, dessen Züge es von neuem kennen zu lernen gilt.

Wenn die Entwöhnung im Ertragen des heißen Klimas durch den längeren Aufenthalt in der kalten Heimat dazu kommt und ein gar früher Anfang der heißen Jahreszeit stattfindet, so erträgt sich ein Anfangen unter solchen Umständen doppelt schwer.

Wir kamen uns alsbald nach unserem Einzuge auf unseren alten Posten hier am Neujahrstage vor, wie in eine Flut von Vielgeschäftigkeit getaucht. Von allen Seiten drängten täglich Bittsteller, Arbeitsuchende, Ratbedürftige, Kranke, Geschäftsleute, Handwerker, Neugierige auf uns ein, also daß wir den guten Mut schier zu verlieren fürchteten. Freilich, was an Zugehörigen zur Missionsgemeinde Chaibassa nach Abtrennung des größten Teiles des Gemeindebestandes zu anderen Gemeinden hier noch übrig geblieben war, rund 500 Seelen, das hatte sich auch an unserem Einzugstage bemüht, uns festlich zu empfangen und hatte sich so ein Anrecht für nachher erworben, uns möglichst viel in Anspruch zu nehmen; ein Anrecht, das wir gerne jedermann, soviel in unseren Kräften steht, gewähren.

So willfahrten wir den Bittstellern und teilten von unserem mitgebrachten Hab und Gut aus den „deutschen Kisten“ manches hin und her aus und befriedigten die Arbeitsuchenden durch Anstellung bei allerlei notwendigen Reparaturen und Besserungen und berieten, soviel wir konnten, die Ratbedürftigen und gaben täglich an eine Reihe Kranker Medikamente heraus und verhandelten lange mit allerhand Geschäftsleuten und Handwerkern über Reiseinkäufe und Lieferung von Fußbodenbekleidungen, Kalk und anderen Dingen und hielten manchem Neugierigen stand, um ihn nicht zu verlegen.

Aber das alles war nach der wohlthuenden Ruhe der Urlaubszeit, ob der plötzlichen Fülle der Anforderungen ermüdend und beschwerlich. Wir freuten uns von neuem über jeden neu hereinbrechenden Abend, wenn er der Vielheit des Tages Einhalt gebot und freuten uns erst recht jeden neuen Sonntages und der anderen besseren

Dinge, denen wir uns da mit gutem Gewissen zuwenden durften.

Schnell zogen so die ersten Wochen an uns vorüber und die Forderung machte sich geltend, auch der weiteren Gemeinde, ja der weiten Heidenwelt rings herum sich zuzuwenden. Drei Katechistenschaften mit insgesamt 10 Dörfern in Entfernungen von 19,30 und 40 englischen Meilen von Chaibassa, bilden gegenwärtig die weitere Gemeinde der Missionsstation. Diese in ihren starken Entfernungen zu besuchen erfordert immer einen ziemlichlichen Aufwand an Reisezurüstungen.

Dem weitesten Punkte galt der erste Besuch in der letzten Woche des Januar. Welche Ueberraschungen bot dieser Besuch! Ein weites Wildlandgebiet, bis vor zwei Jahren noch die Zufluchtsstätte der Schakale und durchstreift von heutejuchenden Leoparden — nun wie mit Zauberschlag verwandelt in einen gewaltigen Welt-Industrieplatz. Ein klassisches Bild der rast- und schonungslosen Großarbeit, die kein anderes Gesetz und keinen anderen Grundsatz kennt, als daß Zeit Geld sei und Geld der Inbegriff und die Summe alles Erstrebenswerten, und die den anderen Satz von den zu Gott hin geschaffenen Menschenseelen gänzlich ignoriert und jeden an seinem Plage nur als ein Teilchen Kraft im Räderwerke des Ganzen der Großarbeit zählt. Ein unermüdliches, schier ewiges Pochen und Hämmern und Säuen und Tönen erfüllte weithin die bisherige Einsamkeit der Wildnis. Duzende von gewaltigen Schloten in Eisenkonstruktion ragten hoch in die Lüfte. An 8000 Menschen mit Maschinen aller Art sind rastlos an der Arbeit, hier Hochöfen neuester Konstruktion erstehen zu lassen, da gewaltige Wasserbehälter, dort große Fabrikgebäude, da ganze Straßen von Häusern und Wohnungen der Menschen. „Eisen- und Stahlwerke“ ist der Name des Ganzen.

Kein Wunder, daß solche Arbeitsgelegenheit auch ihrer viele von unseren armen Kolsgemeindegliedern dorthin gezogen hat. Und selbstverständlich, daß wir ihnen dorthin nachgehen und, soviel an uns ist, uns bemühen, sie vor seelischem Untergange zu bewahren. Ich fand 75 Christen, Männer, Frauen und Kinder bereits dort zusammen und freute mich, ihnen einen Katechisten bestellen zu können mit der Aussicht, von der Leitung der Werke gratis einen Raum für Andachten und Gottesdienste zu erhalten. Freilich, wozu der Raum, wenn die Zeit fehlt, darinnen die Seelen atmen zu lassen! Einen Sonntag gibt es an diesem Orte nicht. Bis Mittag wird an ihm gearbeitet, dann Löhnung ausgegeben, und der Nachmittag ist die einzige Gelegenheit, des Leibes Nahrung für die nächsten sieben Tage vom Markte zu holen.

Eine Kolonne von 10 deutschen Arbeitern aus Dortmund unter einem Ingenieur fand ich dort auch, die sich ja freuten, einen Landsmann in Indien zu treffen, aber für Gottes Wort keine Zeit und wegen der harten Arbeit keinen Trieb zu haben behaupteten.

Von Sakchi, in der Nähe der Bahnstation Kalimati der B. N. R. (Bengal Nagpur Railway) setzte ich meine Reise fort nach Dufurdiha, 14 Meilen landeinwärts in

der Richtung auf Chaibassa, und doch noch 30 Meilen davon entfernt. Hier berührte mich schmerzlich der starke Abgang an Gemeindegliedern, deren hier gerade eine Reihe durch eine Cholera-Epidemie während meiner Abwesenheit dahingerafft sind und wieder andere arbeitend ausgewandert sind. Und das Häuflein Zurückgebliebener? Eine böse Sache hatte sich in ihrer Mitte ausgebreitet.

Ein Krankheitsfall unter ihnen hatte jemand vermuten und sagen lassen, die Krankheit sei nicht natürlich, sondern angeheert. Und nun gingen böse Gerüchte und Anklagen unter ihnen, wer wohl die Hexe oder Hexen seien. So galt es, das Wort Gottes hier seine richtende Kraft führen zu lassen und sich zu überzeugen, daß Hexen und Zauberer nichtige Dinge seien, wenn Einmütigkeit im Geiste Gottes und Vertrauen zu Jesu da sei.

Und Gottes Geist war da. Denn nach vollendetem Gottesdienste am Sonntage und langer Besprechung danach mit den Hausvätern, versprach jeder mit Handschlag, die böse Sache begraben sein zu lassen und einander wieder mit Vertrauen zu begegnen. Eine angesagte Abendmahlsfeier hatten wir aber für diesmal hier an diesem Orte nicht und wirkte dieser Ernst in der Sache durchaus zum Guten — ein weiterer Erweis des Vorhandenseins von Gottes Geist auch in der Gemeinde Dufurdiha.

Sie haben es überaus schwer, diese einfachen, einfältigen, des Lesens unkundigen Christenleute hier, treu bei Jesus zu verharren, den sie doch erst nur seit wenig Jahrzehnten kennen, schwer wegen der meist großen Entfernung ihrer Dörfer von anderen Christendörfern und Häusern.

Da teilt mir der Katechist mit, daß der Hausvater des einzigen Christenhauses in dem Dorfe Koldi vor acht Tagen gestorben sei und Frau und drei halberwachsene Kinder schier ratlos dafäßen. So gilt's denn, sich dorthin aufmachen. Aber es ist so weit, daß ich mich für den ganzen Tag einrichten muß, hin und zurückzukommen. Was Wunder, wenn in solcher Entfernung, ohne öfteren geistlichen Zuspruch Kleinglaube und Unglaube sich erheben und das nahrungslose Glaubenslicht verlöschen wollen!

Für den dritten Sonntag fern von Hause reiste ich weiter zwei Tage lang durch christenleere und heidenreiche Gegenden nach unserem Gemeindlein in Pindergariya, 19 Meilen von Chaibassa entfernt. Hier wohnt weit und breit das Volk der Ho. Wenn sie doch Not kannten, damit diese sie beten, d. h. nach einem Erretter ausschauen lehrte! Aber das Ho-volk lebt nicht, wie alle übrigen Kols, in Untertänigkeit und Abhängigkeit von Landbesitzern bis zu Fürsten und Rajas hinauf, sondern sein Gebiet untersteht, als unmittelbar von englischen Waffen erobertes Land, direkt der englischen Verwaltung, ohne die schädigenden Zwischen-Instanzen der verschiedenen kleinen und großen Landbesitzer. Es ist darum alles Soll und Haben der Ho wohlgeordnet. Sie entrichten pünktlich ihre Renten und wohnen sorglos und sicher und ohne Not in ihren Dörfern. Deshalb die nur zu

oft zu vernehmende Antwort: „Warum sollen wir Christen werden, wir haben keine Not?“

Diese beiden Faktoren sind aber bisher in der Geschichte der Christianisierung der Völk, ja der Völker Indiens allzumal, unlösbar mit einander verbunden gewesen. Daß es außer Bedrückung und Armut und Krankheit noch vielerlei Not eines inwendigen Menschen gibt — diese Beobachtung entzieht sich eben den meistens ins Diesseits versunkenen Heiden. Und so ist das Anklopfen an ihre Herzenstür immer wieder vergeblich, bis einmal der Herr selber es tun wird, wenn seine Stunde für die Ho und andere Heiden gekommen sein wird.

Nichtsdestoweniger tat ich auch hier, was meines Amtes ist und warf hin und her das Netz aus.

Man erzählte mir, daß in einem Dorfe nicht allzuweit alljährlich von einem reichen, vornehmen Hindu, einem Advokaten, ein Götzenfest veranstaltet würde, und daß das Trommeln, das allnächtlich aus der Ferne schwach herüberkante, von diesem gerade jetzt stattfindenden Feste herrühre. Götzenfeste aber sind Tage der Ausgelassenheit nach jeder Richtung hin, und es fehlt darum nie bei solchen an viel Volks. „Vielleicht können wir da irgend etwas ausrichten“ — mit diesem Gedanken machten wir uns eines Morgens fünf Mann hoch und mit Büchlein und Bilderrollen versehen nach dem Dorfe auf. In der Nähe des Festplatzes angekommen, sahen wir neben dem 5–6 Meter hohen, plump aus Erde geformten Götzenbilde in Reihen und übelriechend große, irdene Schnapsgefäße stehen. Und trotzdem es Morgenstunde war und beträchtlich heiß auf dem schattenlosen Platze, tanzten doch Dutzende bereits, nicht mehr nüchtern, mit Gesang vor dem Götzenbilde hin und her. Hier war natürlich keine Möglichkeit, etwas zu sagen. Aber wir gingen doch heran und fragten, von wem all der viele Schnaps wäre. Lustig nannten sie den Namen des Gebers: Kunju Mufhtiyar. Ob er wohl auch hier im Dorfe wäre? „Ja,“ hieß es, „da in dem Hause ist er abgestiegen.“ Und wir gingen, ihm unsere Aufwartung zu machen. Ein Stuhl wurde auf den Weg gestellt, daneben ein Bettgestell, und gesagt, er käme gleich. Wirklich trat auch bald der Babu aus dem Hause. Ein älterer, teilweise bereits ergrauter Mann, in der Rechten ein Bündel Briefschaften und Papiere, so kam er heran und entbot seinen Gruß. Dann begann er, ohne irgendwie ein Wort von mir abzuwarten, von seinem Sohne zu erzählen, daß er jetzt in Japan sei und dort studiere. Und zum Beweise zog er zwei japanische Postkarten aus seinem Bündel und zeigte sie mir, ohne indessen mit Reden aufzuhören. Es war klar, er wollte in den Augen der

Zuschauer, die sich schnell gesammelt und im Kreise in die Höhe gesetzt hatten, der Führende sein. Ich mußte ihm in die Rede fallen. „Sagen Sie, Babu, wer veranstaltet hier immer das Fest?“ — „O, das tue ich im Namen der Religion.“ — „Haben Sie denn auch all den vielen Schnaps hergebracht?“ — „Freilich, die armen Leute würden sonst krank werden, wenn sie bei dem vielen Tanzen und Trommeln nichts genössen.“ — Stimmen ringsum: „Ja, wir müssen zu trinken haben, und der Babu hat sich gütig gezeigt.“ — „Sagten Sie nicht eben, daß das Fest im Namen der Religion geschehe?“ — „Freilich, sonst vergift das Volk die Götter ganz.“ — Ich zu den Leuten: „Sagt, wessen Diener ist doch der Schnaps?“ Und wie es jeder als Sprichwort weiß, so kam die Antwort: „Des Teufels.“ — „Sagen Sie, Babu, haben Sie schon jemals gesehen, daß Feuer und Wasser eins werden?“ — Antwort von hin und her: „Nein, so etwas ist noch nicht gesehen.“ — „Nun, Babu, ich möchte Sie nicht schelten; aber weil ich ein Diener der Religion bin, tut es mir leid, daß Sie als gebildeter Mann so etwas tun und Feuer mit Wasser, die Religion mit dem Schnaps vermengen.“

Da ist die Achillesferse getroffen. Ringsum freut sich alles, ob der Kurzweil. Der Babu aber weiß sich nicht herauszuhelfen. Er steht drum plötzlich auf, sagt, er müsse sogleich nach seinem Orte den Rückweg wieder antreten und zieht sich umgehend ins Haus zurück. Schade, daß man nicht das Gefühl haben kann, dem Mann irgendwie geholfen zu haben. Ihm ist's nur peinlich, keine Antwort weiter zu wissen; daß man sich in solchem Falle ehrlich gefangen geben und nun einer besseren Ueberzeugung Raum geben müßte, davon steht in seinem Begriffverzeichnis nichts geschrieben.

Solch ein Fest hat ja auch noch eine andere Seite. Der Mann ist Advokat. Er braucht Händel, davon zu leben. Händel aber kommen vom Schnaps her. So wirft er eine Summe Geldes dafür aus, läßt sich schmeicheln, mit dem Feste der Religion zu dienen und freut sich, demnächst sicher wieder auf seine Unkosten zu kommen.

Der Babu war weg. Erwartungsvoll schauten die Umstehenden zu mir und den Begleitern hin. „Leute, habe ich Recht oder nicht, kann man die Religion und den Teufel zusammenbringen?“ „Nein, das geht nicht, du hast Recht.“ — „Wollt ihr etwas Hübsches sehn, hier in dieser Rolle hab' ich's, dann kommt mit unter jene Bäume, wo Schatten ist.“

(Schluß folgt.)

Inhalt dieser Nummer: Der Bauherr. — Die dritte Welt-Missionskonferenz. — Rundgebung der Edinburger Welt-Missionskonferenz an alle evangelischen Christen in der ganzen Welt. — D. Nottrotts Bibelübersetzung ins Mundari vollendet. — Im Heiligtume der Buddhisten. — Ein neuer Anfang.

Hierzu eine Beilage.

Verantwortlicher Redakteur: Missionsdirektor Kauch, Friedenau, Sandjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zilleßen), Berlin C. 19, Wallstraße 17/18. Verlag der Buchhandlung der Gossner'schen Mission, Friedenau-Berlin. — Der Jahrgang kostet 1,25 Mk.



DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

MONATSBLATT DER GOSSNER'SCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 8

Friedenau, August 1910

77. Jahrgang

Eine unbefiegliehe Macht.

Wir können nichts wider die Wahrheit,
sondern für die Wahrheit. 2. Kor. 13, 8.

Es ist schon ein alter heidnischer Spruch: Vincit veritas, „die Wahrheit siegt“. Freilich hat sie Feinde, viele Feinde; aber sie können ihr nichts anhaben. Alle ihre Anschläge müssen nur zur Bestätigung und Befräftigung der Wahrheit dienen. So ist die Wahrheit nicht nur eine Großmacht auf Erden, sondern die eine, schlechthin unüberwindliche Macht.

Du kannst die Wahrheit der Gewissensstimme eine Zeit lang unterdrücken, übertäuben; aber eines Tages redet sie mit Donnerkraft und wirft dich zu Boden.

Gott, der urewige Thron der Wahrheit, kann mit Wort und Schrift geaugnet, bestritten werden. Aber früher oder später kommt die Stunde, da auch der Atheist seine Narrheit erkennt und dem Herrn aller Welt zu Füßen fällt und ihn um Erbarmen ansieht.

Der, der gesagt hat: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“, kann in diesen seinen ebenso gewaltigen, wie seligmachenden Ansprüchen von dir, ja von Unzähligen, schnöde abgewiesen oder verspottet werden. Allein, irret euch nicht, er wird kommen in den Wolken des Himmels, und heulen werden alle Geschlechter auf Erden.

Auch die Sache des Königs der Wahrheit schreitet königlich sieghaft durch die Welt. In der Tat, viel wird jetzt gegen sie unternommen. Doch gemacht, die Schwerter, die man wider die Wahrheit schmiedet, werden sich, ungewollt von ihren Verfertignern, verwandeln in Pflugscharen für die Wahrheit zur Bestellung ihres Aekers. Trotz der Feinde Wüten bleibt darum doch die Kirche Christi „Säule und Grundveste der Wahrheit“. (1. Tim. 3, 15.)

Es genügt aber schließlich nicht, daß wir die Wahr-

heit durch sich selbst siegen lassen, daß wir uns so oder so fügen und beugen. Paulus meint seinen berühmten Satz doch eigentlich in einem andern Sinne. Innerlich soll es uns unmöglich sein, gegen die Wahrheit aufzustehen, innerlich soll es dahin mit uns kommen, daß wir nur noch fähig sind, für die Wahrheit einzustehen, und koste es uns auch Gut und Blut.

Sind wir auch also gesinnt? Sind wir auch bis zu diesem Grade eins mit der Wahrheit, die in Christo Jesu ist?

Ferdinand Hahn.

Ein Kranz auf sein Grab.

Psalm 23, 4.

Im Hause kleiner Handwerksleute zu Kegin an der Havel ist Ferdinand Hahn am 15. Februar 1846 geboren worden. Er genoß eine strenge Erziehung. Von den Eltern her umwehte ihn der Geist des lutherischen Pietismus. Bornehmlich war der Vater ein frommer Mann, der in den „alten Tröstern“, wie „Arndts Wahres Christentum“, heimisch war und den jungen Ferdinand anhielt, darin fleißig zu lesen und auch im Familienkreise vorzulesen. Das erste Samentorn zur Missionsliebe und zu dem Entschluß, selber einmal Missionar zu werden, wurde in seine Seele gesenkt durch die Lektüre des vielgelesenen Buches: „Leiden und Freuden rheinischer Missionare“. Der Kantor des Ortes förderte ihn als seinen Lieblingschüler durch Privatunterricht. Bei seiner Konfirmation wählte er sich selbst den Spruch Psalm 23, 4: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir. Dein Stecken und Stab trösten mich.“ Der ist denn auch sein Wahlspruch geblieben bis in die letzten Stunden seines Lebens.

Sein Wunsch war, Lehrer zu werden. Aber dazu fehlten die Mittel. Er mußte der Bestimmung des Vaters folgen und dessen Profession erlernen, nämlich das Schuhmacherhandwerk. Wiederholt wird der Vater schwer krank, und der heranwachsende Knabe muß in harter Arbeit helfen, die Familie zu ernähren. Früh hat er so die bittere Not des Lebens kennen gelernt, auch ein dunkles Tal, durch das der Herr ihn führte.

Später wurde Ferdinand Geselle und ging in die Welt — im räumlichen und geistlichen Sinne. „Jesus war vergessen,“ schreibt er selbst in seinem Lebenslauf. „Ich wurde vom Strudel der Welt fortgerissen; es fehlte nicht viel, so war ich verloren. Ach, wieviel Tränen habe ich da meinem Vater entlockt, und ich ließ mich nicht halten! Da komme ich eines Abends nach Hause, da ermahnt mich mein Vater auch wieder, weint, fällt auf seine Knie nieder und betet: „O Gott, führe doch Du ihn wieder zu Dir, laß ihn doch werden, wie er früher war. O Jesu, erleuchte Du, befehle Du ihn!“ Da war ich gerührt, da schmolz die starre Eisdecke, die sich um mein Herz gelegt, ja da brach mir das Herz. Ich riß mich los vom Satan, ging auf meine Kammer und weinte bitterlich.“ Mit seiner Buße war das Gebet gegeben: „O Jesu, nimm mich wieder an! Verstoße mich nicht! Vergib, erwecke Du mich, damit ich Sünder dem Bösen widerstehen kann.“ Jetzt machte er sich wieder an die Bibel und betete und weinte Nächte lang. Die Leute sagten, er wäre überspannt geworden. Doch der Ruf des Herrn, Missionar zu werden, erging wieder an ihn. Zwar sprach sein Herz: „Herr, Du kannst mich ja gar nicht zum Missionar gebrauchen!“ Aber der Drang wurde immer mächtiger. Und doch sollte er noch tiefer in das finstere Tal der Erkenntnis seiner Sündhaftigkeit hinabsteigen. Nach kurzem Krankenlager starb der Vater. Hahn schrieb sich die Schuld zu, viel dazu beigetragen zu haben, weil er dem Vater so viele Sorgen um ihn, den Sohn, bereitet hätte. Dieser Tiefpunkt seiner Demütigungen wurde nun zum Ausgangspunkt neuer Erfahrungen der Gnade seines Gottes. „Da wurde ich dann gänzlich wie umgewandelt, in mir fühlte ich mich wie neugeboren.“ Das geschah im Alter von 19 Jahren. Sozusagen über Nacht hatten diese erschütternden Erlebnisse aus einem Jüngling einen Mann in Christo gemacht, der innerlich reif geworden war, und darum auch das sittliche Recht erlangt hatte, das erfahrene Heil andern weiterzugeben.

Sichtbar zeigte es sich nun, daß der Herr mit ihm war zur Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches. Er trat in unser Missionshaus ein und wurde von Inspektor Ansförge im Jahre 1868 zu den Kols abgeordnet. In dem Segensvotum des Generalsuperintendenten D. Büchsel: „Fürchte dich nicht, Ich bin mit dir; weiche nicht, Ich bin dein Gott“ (Jes. 41, 10) klang ihm sein Einsegnungsspruch wieder.

In Indien war seine missionarische Laufbahn zunächst die übliche. Er wurde Lehrer am Seminar in Ranchi. Doch schon frühe beschäftigte er sich literarisch mit der

Geschichte und den Sitten der Uraims. Im Jahre 1871 heiratete er Doris Voß, und eine reiche Kinderschar erblickte dem Ehepaar. 1877 wurde er nach Chaibassa versetzt. Hier tat sich ihm das dunkle Tal einer fast tödlichen Krankheit auf, sodaß er schleunigst einen Urlaub in die Himalaja-Berge antreten mußte. Auch später noch wurde er wiederholt und nicht unbedenklich krank. Ja, seitdem machte er stets den Eindruck eines Mannes von zarter Konstitution. Seit 1880 war er Stationsvorsteher (zeitweilig sogar auch weltlicher Stadtverordnetenvorsteher) in Lohardaga. Hier dauerte seine Wirksamkeit nicht nur am längsten (23 Jahre), hier war sie auch am fruchtbarsten und nachhaltigsten. An mancherlei Sorgen, Krankheiten, Enttäuschungen im Kreise seiner großen Familie hat es nicht gefehlt. Doch sein sonniges Gemüt brach im Glauben immer wieder durchs Gewölk hindurch. Nach Uffmanns Tode übernahm er die Station und das große Aussätzigen-Asyl in Purulia, wie er denn der eigentliche Begründer unserer Aussätzigen-Mission gewesen ist. Wiederholt wird er vom Kuratorium zu außerordentlichen Missionen verwendet, um die Gründung der Stationen in Barive, in Assam, im Sambalpur-Distrikt in die Wege zu leiten. „Hahn hat eine gesegnete Hand,“ pflegte Professor Plath zu sagen. Seine sprachlichen Forschungen, sein liebevolles Verständnis der sozialen Lage der Kols-Stämme machten ihn häufig zum Vertrauensmann der englischen Regierung. Seine Verdienste in dieser Hinsicht neben denen um die Mission an den Aussätzigen trugen ihm die Freundschaft des Lieutenant-Governor von Bengalen, Sir Andrew Fraser ein, der ihm im Jahre 1907 als äußeres Zeichen hoher Anerkennung die Kaiser i Hind-Medaille I. Klasse in Gold auf die Brust heftete. Auch seine heimische Behörde hat es an Zeugnissen, wie wert er ihr sei, nicht fehlen lassen. Dem entsprachen nur die Ernennungen zum Generalsekretär und zeitweiligen Präses im Vorstande unserer Kols-Mission.

Am 7. August 1908 konnte er sein 40 jähriges Missionsdienstjubiläum begehen. Auf das Gratulations-schreiben des Kuratoriums antwortete er am Schlusse seines Dankbriefes: „Aus Gnaden bin ich in die Gossner'sche Kols-Mission berufen worden, aus Gnaden hat mich Gott darin gesegnet, und nichts anderes wünsche ich mir als die Gnade, bis an mein Ende darin arbeiten zu dürfen und dann aus Gnaden selig zu werden.“

Drei Mal war er zu längerem Urlaub in der Heimat. Seine Werbereisen führten ihn auch nach England und Amerika. Ueberall hat er anregend und belebend gewirkt, auf seinem letzten Urlaub besonders in Sachen der ärztlichen und der Frauen-Mission.

Seit seiner vierten Ausreise nach Indien im Herbst 1906 kränkelte er an einem bösen Bronchialkatarrh, den er aus Deutschland mitgebracht hatte. Er mußte sich sehr schonen und mehrfach kürzeren Urlaub nehmen. Dann wurde es wieder besser mit ihm. Nach seinem Befinden auf der letzten Generalkonferenz hätte niemand an sein so baldiges Ende gedacht. Seine Zustände

wurden so beängstigend, daß er im April d. J. mit seiner Gattin abermals die höchsten Bergregionen Indiens aufsuchen mußte. Die ersehnte Heilung sollte er nicht finden. Ein schweres Karbunkelleiden gesellte sich zu seinem Asthma, das sich in den ersten 14 Tagen bei der köstlichen Luft entschieden gebessert hatte. Nun aber folgten furchtbare Schmerzen. Das Geschwür scheint sich nach innen gezogen und sein Blut vergiftet zu haben. Heftiges Fieber und große Herzschwäche trat ein. Das letzte finstre Tal, wörtlich nach dem Hebräischen des Psalms: „das Todeschattental“ lag jetzt vor ihm. Aber des Herrn Stellen und Stab trösteten ihn. Am 3. Mai, vormittags 9 Uhr, tat er seinen letzten Atemzug. Noch an demselben Tage mußte die Bestattung erfolgen. Da ruht nun sein Leib, auf der untersten Terrasse des malerisch gelegenen Kirchhofs von Mussooree am Abhang der Himalaja-Berge, im richtigen Felsengrab, inmitten unbekannter Erdenpilger!

Von guter Mittelgröße war Missionar Hahn eine schlankte, würdige Erscheinung, die unschwer den Geistlichen erkennen ließ. Aus einem klugen Kopf sahen freundliche helle Augen hervor. Sein Auftreten war ebenso bescheiden, wie sicher. Man merkte es ihm an, daß er gewohnt war, in gleicher Weise mit Hoch und Niedrig zu verkehren. Sein taktvolles, gehaltenes, ruhiges und freundliches Wesen gewann ihm bald der Menschen Zuneigung und Vertrauen. Auch in schwierigen Momenten bewahrte er seine Besonnenheit und Selbstbeherrschung. Wie manchen Aufgeregten hat seine sanfte Art, die sich auch in seiner Stimme ausdrückte, zu beruhigen vermocht! Er war, fast könnte man sagen, ein geborener Ratgeber und Tröster. In amtlichen und außeramtlichen Besprechungen hatte seine Gegenwart, auch wenn er widersprach, stets etwas sehr Wohltuendes. Wenn er auf den Konferenzen der Brüder über einen Gegenstand Bericht erstattete, oder wenn das Kuratorium sein Urteil über irgend eine wichtige Frage einholte, konnte man gewiß sein, eine gediegene, wohl abgewogene Arbeit zu erhalten. Unablässig arbeitete er an seiner Fortbildung nach den verschiedenen Richtungen. Doch war in seinem Glaubensleben die praktische Seite mehr ausgeprägt als die theoretische. Er führte ein Leben des Gebets und der Heiligung in ernster Selbstzucht, die er mit Recht dann auch von andern fordern durfte. Obwohl nicht akademisch gebildet, wußte er doch durch treueste Benützung aller sich ihm anbietenden Bildungsmöglichkeiten Fehlendes zur harmonischen Entwicklung seiner Gesamtpersönlichkeit auszugleichen. Er ist ein Musterbeispiel dafür, was auch aus einem nur seminaristisch vorgebildeten Missionar durch die ziehende und erziehende Hand Gottes werden kann. Die deutsche und die englische Sprache waren ihm gleich geläufig, wie er denn selbst von Engländern gelegentlich für einen Engländer gehalten worden ist. So gelang ihm, was Deutschen nicht allzuoft gelingt, sich auch bei den Söhnen Albions weitgehender Beliebtheit zu erfreuen. Aber der hervorsteckendste Charakterzug bei ihm war doch, daß er

Christo, seinem Herrn und Heiland, als ein frommer und getreuer Knecht ergeben war. Noch nach seinem Tode hat Sir Frazer bezeugt, wie sehr er und seine Gattin den tief frommen Einfluß, der von seiner Person ausging, vermissen würden.

Der literarischen Tätigkeit Bruder Hahns muß noch besonders gedacht werden. In der Uraun-Sprache erschienen von ihm die Evangelien St. Marci, Lucä, Johannis und die Briefe Johannis, dann eine biblische Geschichte, ein Gesangbuch, der Katechismus und Vorträge über die Sonntagsepisteln. Ferner schrieb er eine Uraun-Grammatik und ein Uraun-Wörterbuch und Volks-erzählungen dieses Stammes der Kolariischen Bergvölker. Auch veröffentlichte er einen grundlegenden Abriß des Assur-Dialekts. In deutscher Sprache erschienen von ihm außer kleinen Missions-Traktaten die „Fünfzig Bilder aus der Götterischen Kols-Mission“ (im Verein mit Miss.-Zusp. Kauff zum Jubiläum 1895 herausgegeben), „Blicke in die Geisteswelt der heidnischen Kols“ (1906) und „Einführung in das Gebiet der Kols-Mission“ (1907).

Ueberschauen wir dieses ganze, nunmehr vollendete reiche Christen- und Missionarsleben, wer wollte da nicht seinen Dank emporsenden zu dem Vater der Geister, der es gegeben und gestaltet hat! Zu dem bekannten Buche „Taten Jesu in unsern Tagen“ hat Ferdinand Hahn auch einen Beitrag geliefert, in dem er über unsere Kols-Mission schrieb. Ist nicht aber auch sein eigenes Leben eine einzige große Kette von Taten des Herrn Jesu in unsern Tagen? Könnte sein Mund jetzt noch reden, wir sind überzeugt, er würde solches mit einem aus tiefstem Herzen kommenden „Ja und Amen“ bekräftigen.

H. Kauff.



Frau Missionar Helene Lorbeer, geb. Niehus.

Zum dritten Mal in diesem Jahre hat Gott der Herr durch den Tod in den Kreis unserer Geschwister auf dem Missionsfelde eingegriffen. Diesmal ist es unsere Ganges-Mission, die trauernd an dem Grabe einer treuen, eifrigen Arbeiterin steht. An den Folgen der Pest-Cholera, die sie sich bei der Pflege der zuvor erkrankten Mädchen auf unserem Missionsgehöft in Ghazipur zugezogen hatte, ist Frau Missionar Helene Lorbeer jun. am 16. Juli gestorben. Unser Werk hat an der teuren Heimgerufenen viel verloren. Vom echten Missionsgeist erfüllt, ist sie vielen indischen Mädchen, und besonders auch zahlreichen Frauen in den Senanas, zu großem Segen geworden. Ihre nicht gewöhnliche schriftstellerische Begabung hat sie auch in den Dienst unserer „Biene“ gestellt. Ihre Darbietungen übertrafen weit den Durchschnitt und wurden

stets gern gelesen, und auch von anderen Blättern nachgedruckt. Von ihrer feinsinnigen Auffassung des Missionslebens erwarteten wir noch Vieles und Gutes für unsere Missionsliteratur. Nun ist sie als Opfer ihres Berufs dahingegangen. Aber wir danken dem Herrn, daß wir sie in unserem Werke gehabt haben, eine fromme und getreue Magd. Wie ihr Heimgang ein sehr friedvoller gewesen ist, so tue der barmherzige und getreue Gott ihr auch die Tore der Gerechtigkeit auf, daß sie hineingehe in das Reich des ewigen Friedens.

Ueber ihre Krankheit und ihren Tod teilen wir zunächst aus einem Brief ihres Schwiegervaters, des Missionars Heinrich Vorbeer sen. folgendes mit:

„Ein sehr schwerer Schlag hat uns getroffen. Es hat dem Herrn gefallen, meine liebe fleißige Schwiegertochter zu sich zu nehmen. Sie starb am Sonnabend, dem 16. Juli, früh morgens um 3 Uhr. Bei uns brach im Missionsgehöfte und in der Mädchen-Anstalt eine furchtbare Pest-Cholera aus. Ich habe in meinen mehr denn 45 Jahren dergleichen nie erlebt. Ringsum waren wir von sehr schwer Kranken umgeben, meine Schwiegertochter ging zu den Mädchen, nach ihnen zu sehen, sie muß dort die Ansteckung bekommen haben, und so wurde sie Sonnabend, den 9. Juli, abends 10 Uhr krank. Die Krankheit war sehr heftig, doch war sie, allem Anschein nach, nach zwei Tagen bewältigt, so daß der Arzt am Dienstag früh erklären konnte, daß sie soweit geheilt sei, und wohl nach 4—5 Tagen wieder aufstehen könnte. Sie machte auch in den nächsten Tagen die besten Fortschritte. Aber am Freitag Abend um 10 Uhr fingen ihre Kräfte an zu sinken, ihre Sprache wurde etwas gelähmt, wir riefen den Arzt, der machte Strychnin-Einspritzungen, wonach der Puls wieder etwas kräftiger wurde, und sie fing auch an zu phantasieren, doch hatte sie hin und wieder einige Lichtblicke. Auf meine Frage, ob sie zum Heilande gehen wolle, sagte sie sehr kräftig: „Ich fürchte mich nicht!“ Dann sagte sie: „Papa, du bist immer so gut zu mir gewesen.“ Schon während ihrer ganzen Krankheit bedankte sie sich

immer für jeden kleinen Dienst. Sie starb dann ohne jeden Kampf, ihr Odem ging so sanft aus, gerade wie ein Licht allmählich verlöscht. Ich habe nie einen so sanften Tod gesehen. Sie ist in ihrer vollsten Kraft von uns genommen, und wir fühlen diesen Schlag sehr.

Dazu kommt, daß auch meine Tochter Margarete im April heftig am Typhus erkrankte, wovon sie nur nach großem Leiden genas, und dann mußte sie zur Erholung in die Berge. Ihre Erholung scheint dort gute Fortschritte zu machen, aber vor Ende September wird sie wohl nicht zurückkommen können.

Möge der Herr uns beiden, mir und meinem Sohn, nun Kraft geben, soweit weiter arbeiten zu können, bis meine Tochter wieder von den Bergen zu uns kommen kann.

Das war eine schwere Zeit! Wolle der Herr auch wieder tröstliche Zeit senden! Wir haben bis jetzt fast noch gar keinen Regen gehabt, obgleich nun schon der 21. Juli ist, und die große schwüle Hitze ist kaum noch zu ertragen. Viele Menschen in der Nähe und in der Stadt sterben. O, daß doch der Herr helfen wolle. Eine Teuerung steht uns auch bevor. Beten Sie für uns!“

Nachdem wir die Todesnachricht erhalten hatten, baten wir den Bruder der Entschlafenen, Herrn Pastor Niehus in Burgliebenau bei Döllnitz (Saalkreis), um weitere Daten dieses nunmehr abgeschlossenen Lebens, besonders aus früherer Zeit. Er schreibt uns:

„Ihrem Wunsche, noch Einiges zur Mitteilung in der „Biene“ zu erfahren, entspreche ich

gerne. Mein Elternhaus, in dem die Entschlafene am 8. September 1873 geboren wurde, ist seit jeher für die Mission interessiert gewesen und hat stets in der engsten Beziehung zur Gossnerschen Mission gestanden. Die ersten Beziehungen unseres Hauses knüpften sich durch den Eintritt von Mutters Schwester Mathilde Dieckmann in das Elisabeth-Krankenhaus zu Berlin, das die Tante später verließ, um als Braut des Missionars G. Pohlenz, damals noch Gossnerscher Missionar, nach Indien zu gehen. In meiner Schwester Helene erwachte der Missionsgedanke erstaunlich früh. Es war Ende der siebziger oder Anfang der achtziger Jahre, da blätterte sie — sie konnte kaum



Eine Munda-Frau mit ihren Töchtern aus Burju.

lesen — in dem Kalender des Kaiserswerther Diakonissenhauses, in dem gerade das Lebensbild Samuel Crowther's, des Negerbischofes, abgedruckt war und als Titelblatt ein betender Negerknabe stand mit der Unterschrift: „Ist Gott auch der Heiden Gott? Ei freilich, auch der Heiden Gott!“ Dies las meine Schwester, und leuchtenden Auges und mit erhobener Stimme deklamierte sie es immer wieder: „Ei freilich, auch der Heiden Gott!“ Da ging meiner guten Mutter ein Stich durchs Herz, und sie ahnte es in dem Augenblick, daß meiner Schwester ein Samentorn in's Herz gefallen war, bestimmt,

in späteren Tagen aufzugehen. Dann hat meine Schwester gar viel von Indien gehört aus dem Munde der Familie Pohlentz, welche nach ihrer Rückkehr eine Zeitlang in Salzwedel wohnte, ehe sie nach Calbe a. S. übersiedelte, und durch fleißige Lektüre der „Kleinen Biene“ und sonstiger Schriften aus der Mission ihr Interesse rege erhalten. Das Pohlentz'sche Haus in Calbe (Saale) war es nun auch, in dem sie mit Heinrich Vorbeer jun. bekannt wurde, welcher dort seine Ferien verlebte. — Der Uebergang von Onkel Pohlentz von der Götterschen zur Church-Mission hatte die Beziehungen zu Vorbeer's Familie nicht berührt. — Meine beiden Eltern wußten, wohin meiner Schwester Streben ging. Sie wußten auch, daß sie stark genug sein würde zu dem Opferleben einer Missionarsfrau, darum haben sie die beginnende Zuneigung geduldet. Als meine Schwester hinausging, war meine Mutter bereits Witwe. Sie

wußte, sie würde die Tochter nicht wiedersehen. Ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht. Als meine Schwester 1905 zurückkehrte, stand sie an der Mutter Grab (+ 1904). In Salzwedel verlebte meine Schwester im Kreise ihrer Familie glückliche Tage, die nur im Anfang durch häufiges Wechselstieber getrübt waren. Ein Wohnungswechsel brachte ihr Genesung. Die Trennung von ihren hier verbliebenen drei Söhnen wurde ihr sehr schwer. Die kleine Ilse, welche sie wieder mit hinausnahm, sollte ihr Trostkindchen werden. Von dem Schlage, den der baldige Tod der Kleinen ihr zufügte, hatte sie sich sehr langsam erholt. Sie plante in diesem Jahre eine Reise hierher auf eigene Kosten mit dem

durch Margarete Vorbeer's Vertretung verdienten Gelde. Seit einem halben Jahre hörten wir nichts mehr davon, vermutlich, weil sie sich mit neuer Hoffnung trug, wie wir erst anlässlich ihres Todes erfahren.

Die ersten schriftstellerischen Versuche meiner Schwester betrafen die Beschreibung ihrer ersten Ausfendung nach Indien. Sie wurden im „Altmarkischen Sonntagsblatt“ abgedruckt. An Aufsätzen, welche einst durch ihre Hand gegangen sind, erwähne ich: „Indische Rosen und ihre Verwertung“, „Die Zuckerfabrikation des indischen Bauern“

und „Banana-Leben in Ostindien“ alle drei im „Globus“ abgedruckt. Ueber „Ostindisches Dorfleben“ hat sie für den altmarkischen „Hausfreund-Kalender“ geschrieben; für den „Kleinen Missionsboten“ des Pastors Gerhard hatte sie auch einen Aufsatz zugesagt. Ob sie ihr Versprechen noch einlösen konnte, ist mir nicht bekannt.

Vor ihrem Ende hat sie mit großer Liebe ihrer Kinder gedacht. Ein Brief, von unserem neunjährigen Pflegejohn Willibald, aus Salzwedel an sie geschrieben, erfreute sie vor ihrem Ende besonders, sie hatte ihn unter ihrem Kopfkissen liegen, um ihn immer wieder lesen zu können. Die Kinder werden ihre von treuester Mutterliebe zeugenden allwöchentlichen Briefe sehr vermissen. Das Ausbleiben von Nachrichten vor acht Tagen erfüllte ihren Gerhard schon mit banger Sorge.

Ihr Andenken wird unter ihnen im Segen sein.“



Der künftige Raja von Jaspur (Kronprinz).

Und, setzen wir hinzu: auch in unserer ganzen Mission.

Ein neuer Anfang.

Von Missionar M. Klein in Chaibassa.
(Schluß)

Nun sehen wir das Bild vom barmherzigen Samariter. Doch nicht wie die biblische Geschichte ihn darstellt, sondern in indischem Gewande. Der unter die Mörder Gefallene wollte von der Mela, dem Götzenfeste, wieder nach Hause gehn. Da überfielen ihn seine Trinkgenossen und ließen

ihn liegen. Ein Brahmane vom Feste her geht auch nach Hause, schaut verächtlich nach dem Daliegenden und geht stolz seinen Weg weiter. Nun kommt Kunju Mukhtiyar, der Veranstalter des Festes und der den Schnaps so gütig geschenkt. Wie der den armen So liegen sieht, freut er sich ordentlich des Prozesses, den er da bald führen wird und geht vergnügt weiter. Da kommt auch ein Diener der Religion Jesu u. s. w. Das Bild leuchtet den 15—20 Leuten, die umherstehen durchaus ein, daß es so und nicht anders sein kann, und sie äußern hin und her ihre Zustimmung. Alle Bilder möchten sie sehen, die noch auf der Rolle sind. Aber das wäre ihnen nicht gut. So sehen wir noch eine Speisung der 5000 und hören, wer Jesus war, und was er tat — versprechen nach 2—3 Monaten wieder einmal zu kommen, verkaufen etliche Büchlein und treten in später Mittagsstunde den Rückweg an.

Nachmittag gehen Boten aus zu erfragen, ob Sadhu Manfi (Vorsteher etlicher Dörfer) in seinem Dorfe anwesend und gewillt sei, Besuch zu empfangen. Es kommt bejahender Bescheid und findet der nächste Morgen uns unterwegs zum Sadhu Manfi, der in dem Rufe steht, ein gewissenhafter, guter Mann zu sein. Er empfängt uns freundlich, und bald sitzen wir zu 20—30 Personen mitten auf dem Dorfwege, weil da gerade Schatten ist, und machen uns bekannt. Der Manfi, schon ergraut, aber noch stark und rüstig ausschauend, ist verständig und dem religiösen Gespräch zugänglich. „Manfi, Sie müssen Ihren Leuten auch in der Religion vorausgehen und ein Christ werden.“ — „So, muß ich das — ja wie soll ich das tun?“ — „Hier ist das Buch von der Religion Jesu, kaufen Sie es sich, es kostet eine Rupie und lesen Sie es, und ich will Ihr dharmguru (Religionslehrer) sein.“ — Er bezieht sich die Bibel nach allen Seiten und sagt dann: „Dieses Buch besitze ich bereits, aber ich mag es nicht, es gefällt mir nicht.“ — „Dann ist es sicher ein ander Buch und nicht die Bibel. Ich würde es gern sehen.“ Er schickt jemand, es zu holen und siehe da, wirklich kommt die ganze Bibel zum Vorschein. In den Vorschlag, ihm daraus einiges vorzulesen willigt er ein. Wir lesen Math. 16, 26. ff., 11 Schluß, 4 Schluß und andere Stellen. Er meint, das wäre gut; was er gelesen, nämlich das Alte Testament, wäre nicht gut. Ich lege ihm darum ein Zeichen hinein, von wo bis wo er zuerst lesen soll. (Ev. Luk.) Dann mache ich ihm den Vorschlag, ich wollte in zwei Monaten mit dem Zelte wieder kommen und 8 Tage in seinem Dorfe wohnen, ob er etwas dagegen hätte. Er meinte, da hätte er doch nichts zu sagen, ich könnte tun, was ich wollte. Aber über meinem Einwand, daß er sehr viel zu sagen hätte und es nicht dasselbe wäre, ob er seinen Dorfleuten verböte oder geböte, mir für 8 Tage Bauholz und Wassergefäße und Hühner zu verkaufen, freut er sich und verspricht, er wollte dafür sorgen, daß ich alles bekäme, wenn ich käme. Etliche fragen, was denn in den Rollen wäre, und wir machen die Bilder auf. Schließlich ist es 1/2 1 Uhr geworden, und wir nehmen freundschaftlich Abschied von einander.

Wir nehmen aber auch sonst Abschied und rüsten für die Heimreise nach Chaibassa wieder. Was zu uns zählt, ist für längere Zeit wieder versehen mit allem nötigen Dienste am Worte. Kinder sind getauft, Katechumenen geprüft und ebenfalls getauft, das Abendmahl ist gereicht, Ehestandsbegierige beraten und zurechtgewiesen, unter Kirchenzucht Gestellte wieder aufgenommen, Kranken Medizin verabreicht, die einzelnen Häuser und Dörfer besucht, Kapellen-Reparaturen angeordnet, diese und jene Privatverhältnisse von Gemeindegliedern mit den Katechisten besprochen. „Wenn's doch mehr sein könnte dieses Dienstes,“ das ist der Wunsch beim Weggange, und ein Hunger und Durst erwachte nach den reichen Gütern des Hauses Gottes!

Rückblick auf die Welt-Missions-Konferenz in Edinburg.

Von Missionar P. D. Herzberg.

Durch die Güte unseres hochwürdigen Kuratorii durfte ich als offizieller Abgesandter an der Welt-Missions-Konferenz (V. Sektion) in Edinburg teilnehmen. Ich danke es meiner Behörde und danke es meinem Gott von ganzem Herzen, daß ich ein Mitglied dieser herrlichen Versammlung sein durfte. Ich fühle mich nun den Lesern der „Biene“ gegenüber verpflichtet, sie durch einen kurzen Rückblick auf jene Tage an ihnen teilnehmen zu lassen; anderseits mögen diese Zeilen mit dazu beitragen, das Interesse für diese große, einzig dastehende Sache in weitere Kreise zu tragen.

Die Konferenz, der so viele mit dem größten Interesse entgegengesehen, und so viele mit anstrengender Vorberbeitungsarbeit zwei Jahre lang gedient haben, ist vorüber, und wir Konferenzteilnehmer sind wieder zerstreut über die ganze Erde, ein jeder an seiner Arbeit. Nicht alle werden denselben Eindruck von dem Geist und der Arbeit der Konferenz empfangen und mit sich hinweggenommen haben; aber es wird kaum jemand sein, der nicht mit den tiefsten Gefühlen eines dankbaren Herzens auf jene Tage zurückschaute. Es war eine wundervolle Versammlung! Es waren Männer aus den höchsten Staats- und Kirchenstellungen anwesend; geistige Kapazitäten ersten Ranges und — man möchte sagen — daneben Patriarchengestalten aus dem alten Bunde; Repräsentanten aller Kirchen und Denominationen, aller christlichen Nationen und der neu auftretenden Kirchen in nicht-christlichen Ländern; Vertreter von den hervorragenden Plätzen der Kirchen in der Heimat und von den einsamen Vorposten missionarischer Arbeit draußen im Heidenlande; Repräsentanten aller Rassen, aller Farben (weiße, schwarze, braune und gelbe Menschen!) und vieler verschiedener Sprachen. Ist es zu verwundern darum, daß dieser Konferenz von allen Seiten, besonders auch von der Presse aller Länder, ein so weitgehendes Interesse entgegengebracht worden ist, wie keiner derartigen Versammlung bisher?

Bischof Oldham von Singapore hat sich dahin geäußert, daß diese Konferenz seiner Meinung nach die eindrucksvollste Versammlung seit der Reformation gewesen sei; ja er sei sich nicht klar, ob er nicht sagen sollte, daß es die eindrucksvollste seit der Zeit Christi gewesen sei, und, können wir dann wohl hinzufügen, daß es eine Konferenz war, wie sie die Weltgeschichte bisher nicht kannte.

Nach einer Geschäftsordnungs-Sitzung am Nachmittag des 14. Juni fand die erste öffentliche Konferenz-Versammlung am Abend desselben Tages, die letzte am Donnerstag, dem 23. Juni, statt. Die offiziellen Versammlungen wurden in der United Free Church Assembly Hall abgehalten, einer wirklich vollkommenen Halle (nicht Saal) für derartige Versammlungen mit ausgezeichneten Nebenräumen: Schreibsaal, Speisesaal, Auskunftsamt, Postamt, Zimmern für Spezialkonferenzen u. s. w. u. s. w.

Zu gleicher Zeit fanden öffentliche Versammlungen mit mehr populärem Charakter in der Church of Scotland Assembly Hall und in der alten United Presbyterian Synod Hall und abends noch an verschiedenen anderen Stellen statt. — Sechs bis sieben Tausend Personen etwa müssen täglich in diesen Hallen versammelt gewesen sein; und es war solch ein tiefgehendes Interesse an der Sache, begleitet von einem gefühlvollen Miterleben, vorhanden, daß alle auch ein gewisses Gefühl der Verantwortlichkeit mit hinweggenommen haben werden, nun mitzuhelfen — ein jeder an seinem Teil — bei der Ausführung dessen, was beraten wurde.

Bewundernswert war der wirklich geschäftsordnungsmäßige Charakter der Verhandlungen. Fortschreitend von einem Punkt zum andern wurde an jedem Tage genau das vorliegende Programm — nicht mehr und nicht weniger — abgewickelt. Mit unerbittlicher Konsequenz schnitt der Vorsitzende Dr. J. R. Mott jedem Sprecher, oft mitten im Satz, das Wort ab, wenn er an die Grenze seiner Redefreiheit, die auf sieben, später auf fünf Minuten beschränkt war, gekommen war. Mag es für manchen Redner, vielleicht auch manchmal für die Zuhörer, unangenehm gewesen sein, wenn ein Redner mitten in seinen interessanten Ausführungen aufhören mußte; aber für eine solche Konferenz ist Strenge und Konsequenz durchaus notwendig, wenn nicht der geschäftsordnungsmäßige Fortgang der Verhandlungen leiden soll.

Der größte Dank für die so reultatreichen Verhandlungen gebührt denen, die die Konferenz in harter, harter, anstrengender Arbeit zwei Jahre lang vorbereitet haben, und besonders dem unermüdblichen Konferenzleiter Dr. J. S. Mott.

Der erste Sprecher in der ersten offiziellen Versammlung war hiesiger S. Majestät, König Georg V. Er sandte zur Begrüßung der Konferenz ein langes, inhaltreiches Telegramm, das alle Konferenzteilnehmer aller Nationen mit derselben Ehrerbietung anhörten, und das in gebührender Weise von der Konferenz erwidert

wurde. „Es war eine Botschaft, würdig unseres Königs und unseres königlichen Hauses“, schreibt Sir Andrew Frazer.

Der bedeutungsvollste Zug an der ganzen Konferenz war ihr einstimmiges Zeugnis hinsichtlich der wirklichen Einheit der Kirche Christi, wie überhaupt die ganzen Verhandlungen, gewürzt mit gemeinsamen Gesang, mit Gottes Wort und Gebet, von einem wunderbaren Geist der Einmütigkeit und Einstimmigkeit getragen wurden: es war erhebend und erbauend zugleich. Nicht daß die Vertreter der verschiedenen Kirchen und Denominationen die sie unterscheidenden Grundsätze opferten; aber jeder stellte das Seine hintenan, um dem Gemeinsamen zu dienen: keiner suchte sich und das Seine, sondern die Sache des Herrn zu fördern. Und das Ganze war nicht etwa eine gemachte Sache, eine künstlich hervorgerufene Einigkeit, vielleicht veranlaßt durch die glänzende Beredbarkeit eines gewaltigen Redners, es war auch nicht die Sache eines Augenblicks oder eines Tages oder einer Verhandlung, nein, es war herausgeboren aus der gewaltigen, die Konferenz vorbereitenden Arbeit und dem Pflichtbewußtsein jedes einzelnen während der zehn Verhandlungstage, mit vereinten Kräften dem gemeinsamen Feind das Feld abzuräumen; und die Waffen zu diesem gemeinsamen Kampf wurden täglich in gemeinsamem Gebet scharf gehalten. Wir haben an einem besonderen Konferenztage die Frage gemeinsamer Arbeit und Einigkeit aller Kirchen und Denominationen und ihrer Missionsgesellschaften im Anschluß an den Bericht der achten Kommission erörtert; aber auch an jedem der übrigen neun Verhandlungstage war das Leitmotiv, das immer wieder erklang: „Cooperation“ und „Unity“, d. h. gemeinsame Arbeit und Einigkeit.

Die Kirche soll die eine Botschaft, das eine Evangelium der einen Familie der Menschheit überall auf der Erde bringen. Die Größe dieser vor der Kirche liegenden Arbeit fordert einen Zusammenschluß aller zur Verfügung stehenden Hilfskräfte. Die Kirchen in den nichtchristlichen Ländern wollen unter sich nicht die Unterschiede und Spaltungen vereinen, die unter uns entstanden sind. Und es sind draußen auf dem Missionsfeld ja längst segensreiche Erfahrungen gemeinsamer Arbeit und gemeinsamer Methoden gemacht worden. Wir Konferenzteilnehmer, Männer und Frauen aller Sektionen der christlichen Kirche, haben von neuem in unseren Herzen einen Eindruck von dieser Gemeinsamkeit und Einigkeit empfangen und verstehen besser des Herrn Gebet, daß wir alle eines sein sollen (Joh. 17). Und dies Gebet des Herrn und seiner Diener wird einst seine Antwort finden: Wie und Wann? wer will das sagen, doch diese Konferenz hat manchem von uns eine freudigere Hoffnung gegeben, und wir wollen mit mehr Freude, aber auch mit mehr Geduld ihrer Erfüllung entgegensehen.

Patrus. *)

Geschichte eines Hindu-Heiligen.

Von

Pfarrer G. Roterberg in Welsleben, früh. Missionar in Muzaffarpur.

Es war an einem glühend heißen Maitage des Jahres 1898, als eine wilde, abschreckende männliche Gestalt in Begleitung meiner beiden eingeborenen Helfer die Veranda unseres Missionshauses zu Muzaffarpur betrat. Die Haare waren mit Kuhmist eingeschnürt und hingen teils in dicken Zotteln herunter, teils waren sie turmhöhenmäßig zu einem wüsten Knoten nach oben zusammengedreht. Die Stirn war zu Ehren einiger Hindugötter mit rohen Farbestrichen bedeckt. Ein gänzlich struppiger, schon weißlicher Bart umrahmte das unsaubere dunkle Gesicht; drohend traten die starken Lippen hervor. Der Körper war von oben bis unten mit grauer Asche überzogen und hie und da in schmutzige Lumpen gehüllt. Um den Hals und über die Brust herab hing eine lange schwere Kette von dicken Holzperlen, und ein Paar nie gepunktete messingene Armspangen mit kleinen Götzen darauf vollendeten den Aufzug des Mannes.

Und dieser Mann war ein — „Heiliger“, hochgeachtet unter den Hindus! Er war nach den Vorschriften seiner Religion dadurch zum Heiligen geworden, daß er seinen weltlichen Beruf und seine Familie aufgegeben hatte, um von Tempel zu Tempel zu pilgern und vor den verschiedenen Götzenbildern zu opfern, vor allem aber die Segen spendenden Wallfahrtsorte aufzusuchen. So verehrt werden diese Heiligen von den Hindus, daß die Gläubigen in Ehrfurcht ihnen die Füße waschen und dann dasselbe Schmutzwasser trinken, um damit des Segens all' der Wallfahrtsorte teilhaftig zu werden, welche des Heiligen Füße betreten haben. Die katholische Lehre von den überflüssigen guten Werken, die ein Mensch durch heiliges Tun über den eigenen Bedarf ansammeln und dann an andere sittlich schwächere Menschen abgeben kann, ist also unter den heidnischen Hindus in Indien eine schon sehr alte Sache.

Freilich machte diese Heiligkeit keinen Eindruck auf mich. Ich war entsetzt über den Anblick meines Gastes. Er aber hob die Hände empor und grüßte mich: „Yisu Masih ki jai!“ = „Sieg Jesu Christo!“ Dies Wort änderte mit einem Schlage unser Verhältnis, denn er offenbarte dadurch sein Verlangen, von nun ab unserem Herrn anzugehören, also Christ zu werden. Ich begrüßte ihn nun gleichfalls mit freundlichen Worten und begann sofort mit der Umwandlung wenigstens seines äußeren Menschen. Bereitwillig händigte er mir die schwere Kette und die Armspangen aus, und ich gab den beiden

Katechisten Anweisungen, den Neuling nur erst mal säuberlich wieder zum Menschen zu machen. Das geschah. Sie nahmen ihn mit sich nach einem nahen Teiche auf dem Missionsgrundstück, und Haarwusch und Schmutzwischen der scharfen Scheere und reichlicher Seife. Wichtiger aber war, daß er sofort auch die notwendige Wahrheitsprobe bestand. Vorsichtigerweise hatte ich nämlich den Katechisten etwas Brot für ihn mitgegeben, das war nicht nur ein Imbiß für den müden Wandersmann, sondern es sollte das Herz unseres Fremdlings offenbaren. Es kommt vor, daß Hindus lange im christlichen Taufunterricht stehen, auch Wohlthaten von den Missionaren annehmen, sich aber durch nichts an das Christentum gebunden fühlen, solange sie mit den Christen noch keine Ekgemeinschaft eingegangen sind. Denn solange besteht ihre Kaste fort, sind sie also noch Hindus. Sobald sie aber einen Bißchen aus der Hand eines Christen annehmen, fällt ihre Kaste dahin und damit ihre Zugehörigkeit zur Hindu-Religion. Eine Rückkehr gibt's dann nicht mehr. Unser Heiliger aber hatte tatsächlich unser Brot gegessen und damit also offenkundig Kaste und Hinduismus verlassen. Wir konnten ihm daraufhin vollen Glauben schenken. Bald kehrte er mit einem Paar gutmütig und treu dreinschauender Augen zu mir zurück. Wir saßen Vertrauen zu einander. Er hockte nach Landesart vor mir auf den Fußboden nieder, und ich hörte mit großem Interesse seine Geschichte an.

Seine Heimat war Ayodhya, der Geburtsort Ram's. Man sollte meinen, ein Hindu müßte sich dort, an so heiliger Stätte, geborgen fühlen. Denn Ram ist der höchstgeehrte, ja vergötterte Held für ganz Indien. Sein hohes Ansehen gründet sich auf der Behauptung, daß der Gott Wischnu in ihm Mensch geworden sei. Aber auch in seinem ganzen Lebenslauf ist er für jeden Hindu das Vorbild von Hoheit, Kraft, Edelmut und Entagung. Sein Ruhm wird mit überschwänglicher Begeisterung in dem Heldengedicht „Ramayan“ gesungen, von dem man gesagt hat, daß es in Indien höher geschätzt und mehr gelesen würde als in Europa die Bibel. Natürlich lebt besonders an seinem Geburtsorte sein Bild in glühenden Farben in den Herzen von Groß und Klein. Auch fehlt es dort nicht an handgreiflichen Beweisen für das ehemalige Dasein des Helden. Noch heutigen Tages zeigt man in einem Tempel die Küchengeräte seines treuen Weibes, der wunderbar schönen Sita. — Aber in wessen Seele einmal die Frage nach dem ewigen Heile aufgestiegen ist, dem wird sie durch allen Glanz und Schimmer des Heidentums nicht beantwortet.

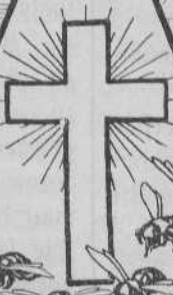
(Schluß folgt.)

*) Nachdruck verboten.

Inhalt dieser Nummer: Eine unbeflegliche Nacht. — Ferdinand Hahn. — Frau Missionar Helene Lorbeer, geb. Niehus †. — Ein neuer Anfang. — Rückblick auf die Welt-Missions-Konferenz in Edinburgh. — Patrus.

Siehe zu eine Beilage.

Verantwortlicher Redakteur: Missionsdirektor Kauff, Friedenau, Sandjersstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zilleßen), Berlin C. 19, Wallstraße 17/18. Verlag der Buchhandlung der Gossner'schen Mission, Friedenau-Berlin. — Der Jahrgang kostet 1,25 Mk.



DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

MONATSBLATT DER GOSSNER'SCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 9

Friedenau, September 1910

77. Jahrgang

Göttlicher Eifer.

Ich eifere über euch mit göttlichem Eifer.
2. Korinth. 11, 2.

Es gilt für etwas äußerst Tadelnswertes, und ganz besonders auf religiösem Gebiete, ein Eiferer zu sein. Und sicherlich, es gibt einen sehr falschen Eifer. Das ist der fleischliche Eifer, der aus der bösen Selbstsucht stammt, der mit unerlaubten Waffen fight, der nicht die wahren Ziele Gottes sucht.

Paulus kennt aber auch einen heiligen Eifer. Gott selbst ist ein starker eifriger Gott. Als Jesus den Tempel gesäubert hatte in göttlichem Zorn (Joh. 2, 16 f.), da dachten seine Jünger daran, daß geschrieben steht: „Der Eifer um dein Haus hat mich verzehrt“ (Psalm 69, 10). Unter den zwölf Aposteln, die Jesus nach einer vorangegangenen Gebetsnacht erwählt hatte, befand sich ein Simon, der den ehrenvollen Beinamen „Zelotes“ hatte, d. h. „Eiferer“ (Luk. 6, 15).

Welches sind die Kennzeichen des göttlichen Eifers?

Nicht darauf kommt es an, daß man persönlich davon überzeugt ist, mit allem Eifer nur das Gute zu wollen. Der Heidenapostel gibt den Juden zu, daß sie um Gott eifern; „aber,“ setzt er hinzu, „mit Unverständnis.“ Die römische Kirche hat manche Greuelthaten auf dem Gewissen und meinte, sie täte sie zur Ehre Gottes. Es erfüllte sich (und wird sich einst wieder erfüllen), was der Herr vorausgesagt hatte: „Sie werden euch in den Bann tun. Es kommt aber die Zeit, daß, wer euch tötet, wird meinen, er tue Gott einen Dienst daran“ (Joh. 16, 2).

Der göttliche Eifer ist, wie schon im Ausdruck liegt, aus dem reinen, gütigen Wesen Gottes selbst geboren. Er ist eine Flamme, die der heilige Geist entzündet hat, und der darum auch wieder auf Gott und seine herrlichen Liebesabsichten mit der Menschheit hin gerichtet ist. Dieser

Eifer eifert nicht um die eigene Person, sondern in aufrichtiger Liebe um das zeitliche und ewige Heil des Nächsten. Dieser Eifer sucht aber auch nicht in Unbesonnenheit die ersten besten Mittel, wie er sie gerade findet oder glaubt gebrauchen zu können. Er ahmt nicht die Weise und die Methode der Welt nach, die ja in dem Ehrigen oft sehr eifrig ist, wie man denn auch den Eifer des Teufels bewundern muß, womit wir jedoch nicht berechtigt sind, in seine Fußtapfen zu treten. Für den göttlichen Eifer ist in allem, nicht nur was, sondern auch wie er wirkt, allein das Wort Gottes maßgebend.

Wie der göttliche Eifer für Gott und sein Reich eifert in göttlicher Gesinnung, so eifert er auch wider alles Gottwidrige, wider Sünde, Finsternis, Ungehorsam, Umsturz, Bosheit und Haß, wie Gottes heilige Liebe ihre Rehrseite hat in seinem heiligen Zorn, oder wie sich nach der Schrift Gottes Licht und Gottes Feuer zu einander verhalten.

Dem göttlichen Eifer steht die fluchwürdige (Offb. 3, 16) Lauheit in allen geistlichen Dingen entgegen. Wie lagen dem Apostel seine Gemeinden am Herzen! Tag und Nacht hat er betend ihrer gedacht. Unablässig hat er an ihrem geistlichen Stande gebessert. Aber wie gleichgültig läßt so viele Christen ihre Kirche, deren Liebestätigkeit, deren Mission! Wie selten finden die Leiden und die Freuden der Mission das rechte Echo!

Göttlichen Eifer haben wir in unserer Sache nötig, zumal in unseren Zeiten, wo auf allen irdischen Gebieten mit wahren Feuereifer gestrebt und gearbeitet wird. Sollen gerade wir als Christen versumpfen und verfaulen? Nur eine missionseifrige Christenheit wird vor solcher Schmach, vor solchem Tod bewahrt.

Vatrus. *)

Geschichte eines Hindu-Heiligen.

Von

Pfarrer H. Koterberg in Welsleben, früh. Missionar in Muzaffarpur.

(Schluß.)

So ging es unserem neuen Freunde. Im Innersten war er unbefriedigt geblieben. Darum hatte er sich aufgemacht — vor vier Jahren war es gewesen — er wollte mehr tun als gewöhnliche Sterbliche, und durch sein verdienstliches Tun wollte er sich die Himmelstür offen erzwingen. In diesem Sehnen und Drängen des Herzens hatte er die Bequemlichkeit der eigenen Häuslichkeit aufgegeben, auf die Liebe von Weib und Kind verzichtet — und statt dessen ein Pilgerleben begonnen, war unetwagend auf den Landstraßen dahingezogen von Ort zu Ort, von Tempel zu Tempel, hatte sich vor den Götzen niedergeworfen in tiefer Ergebung und vor ihnen geopfert in sicherer Erwartung ihrer Hilfe.

Auf dieser Wallfahrt kam er zunächst nach Benares. „Die Schöne“ heißt diese Stadt mit ihrem älteren indischen Namen. Ja, schön sieht sie aus, wie sie sich mit ihren zahllosen Tempeln und Minaretten vom terrassenförmig ansteigenden Ufer her in den breiten Fluten des mächtigen Gangesstromes zu ihren Füßen spiegelt. Und gar himmlische Schönheit und Glanz hat sie in den Augen der frommen Hindus Indiens. Benares ist dem Himmel näher als jeder andere Fleck der Erde. Wer hier lebt, vor allem aber wer hier stirbt, braucht sich um seiner Seele Heil nicht zu sorgen — Benares ist ja die Tür zum Himmel. Könige geben die Schätze ihrer Königreiche daran, um sich hier in der hochheiligen Stadt von dem heiß umworbenen Grund und Boden ein Wohnplätzchen zum öfteren Verweilen zu erkaufen — Schwerfranke lassen sich eilends herschaffen, um hier dem Tode unbekümmert ins Auge zu schauen — Wallfahrer und Büsser bedecken in Scharen die nach der Stadt führenden Straßen jahraus, jahrein. Hunderte von Meilen messen die Büsser den Weg nach Benares mit ihrem eigenen Leibe wie mit einer Elle; immer von neuem strecken sie sich der Länge nach in den Staub und Schmutz der Straße, bei stechender Hitze, unter strömendem Regen, ohne ihrer wunden Füße, ihrer blutenden Kniee zu achten. Und was finden alle diese hungrigen Seelen in Benares? Stumme und taube Steingötzen, die vom Leide der Menschen nichts vernehmen, den elenden Sterblichen nicht trösten, nicht erleichtern können. Die Pilger schleppen dieselbe Gewissenslast wieder von dannen, mit der sie gekommen. Auch unserem Freunde halfen alle feierlichen Umzüge, alles Anbeten und Opfern in Benares nichts.

So wandte er sich nach einigen Tagen von dannen, um den nächsten berühmten Wallfahrtsort, Gaya aufzusuchen. Die Opfer in Gaya sind so kräftig in den Augen der Hindus, daß sie selbst die Verstorbenen auf deren Seelenwanderung in einen edleren Tierleib oder gar in den Himmel zu versetzen vermögen — ganz wie

die katholische Messe den Verstorbenen aus dem Fegefeuer retten soll. Doch es wiederholte sich hier wie auch später in Baidyanath dasselbe trostlose Bemühen.

Endlich schien die Erfüllung seines Hoffens näher zu rücken. Seine müden Füße trugen ihn Jagannath zu, nicht weit von Cuttack an der Seeküste von Orissa gelegen. Jagat-nath (dies sind die Bestandteile des Namens) bedeutet „der Welt Herr“. Damit bezeichnet man den dortigen Götzen und nach ihm den ganzen Ort. Die schlauen Brahmanen haben es fertig gebracht, den dortigen Tempel unter die vier Hauptwallfahrtsorte ganz Indiens zu erheben. Zwar erscheint es uns rein lächerlich, wie sich vernünftige Menschen nach einem so häßlichen Holztumpe drängen können. Der Göze besteht nämlich nur aus einem Klotz als Rumpf; um die untere Hälfte ist Zeug geschlungen wie ein Rock, denn Füße hat er nicht; als Arme sind ihm zwei Holzwalzen angefügt, aber auch Hände hat er nicht; an Stelle des Kopfes ist ihm ein großes schwarzes Schild aufrecht aufgesetzt; darauf hat man für die Augen zwei große, weiße leuchtende Ringe, für die Nase einen eben solchen Strich nach unten und für den Mund einen Bogen der Quere nach gemalt. Etwas Gräßlicheres als diesen Götzen kann man sich kaum vorstellen. Aber die Brahmanenpriester sind um eine Erklärung, welche die große häßliche Puppe verklären und die betörten Hindus anziehen soll, nicht verlegen. Als einem mächtigen Könige von Orissa, so erzählen sie, von dem Gotte Wischnu selbst der Befehl geworden war, ihm ein Bild anzufertigen und einen Tempel bauen zu lassen, da habe ein von den Göttern gesandter Künstler dem Könige erklärt, niemand dürfe das Werk vor seiner Vollendung sehen, sonst würde er es unfertig verlassen. Den König aber trieb die Neugierde schon nach zwei Wochen, den himmlischen Künstler bei seiner Arbeit zu belauschen. Noch fehlten dem Bilde Hände und Beine — der überraschte und erzürnte Künstler aber ließ sich durch nichts bewegen zu bleiben, sondern ließ sein Werk unvollendet stehen. Dennoch sollte das Bild zu ungeahnter Berühmtheit gelangen. Der König nämlich sammelte die Gebeine Krischna's, einer Menschwerdung Wischnu's nach Ram, und verschloß sie in dem hölzernen Leibe des Götzen. Also ist der Göze zu Jagannath eigentlich ein heiliger Reliquienschrein. — Noch durch einen andern, für Indien ganz unglaublichen und einzigartigen Zug zeichnet sich Jagannath vor allen übrigen Tempelplätzen Indiens aus: innerhalb des zum Tempel gehörigen heiligen Landbezirktes schwindet der Rastenunterschied! Da gilt der Straßenfeger soviel wie der stolze Brahmane — alle sind Brüder. Hoch und niedrig, arm und reich, der Gelehrte und Einfältige — alle genießen Speise und Trank in friedlichem Verein, leben zusammen wie eines Hauses Kinder. Wie tief und klar spricht sich darin doch das innerste Sehnen der Hindus aus, von der knechtenden Kaste loszukommen, und die Erkenntnis, daß vor Gott die Kaste nichts gilt!

Alljährlich nun strömt in Jagannath zur Festeswoche des Götzen eine ungeheure Menge von Wallfahrern zu:

*) Nachdruck verboten.

sammen. Es wurden dort einmal gegen eine halbe Million Pilger gezählt, und viele starben schon unterwegs von den Beschwerden der langen Wanderung, ohne ihr Ziel zu erreichen. Von stiller Anbetung ist da nicht die Rede. Wie ein endloser, gewaltiger Strom drängt sich die Masse durch die schmale Eingangstür des Tempels an dem Gözen vorbei mit betäubenden Heilrufen, Blumen und Geldmünzen auf ihn werfend, und zur anderen Tür wieder hinaus. Der riesige Tempel ist aus Stein gebaut; ringsherum, Reihe über Reihe, sind die schamlosen Taten Krishna's plastisch dargestellt und werden mit gierigen Blicken von den ebenso tief in Schande versunkenen Heiden angestiert. Den Höhepunkt aber erreicht das Fest, wenn der plumpe Göze aus seinem Tempel geholt und auf einen kolossalen turmähnlichen Wagen gesetzt wird, um draußen in Prozession herumzufahren. Ungezählte Hände ergreifen die Zugstricke des Wagens, selbst schwache Greise, zitternde alte Frauen und Kinder drängen sich herzu, um ziehen zu helfen. Und wenn sich der Koloss endlich bewegt, dann ist die fanatische Menge nicht mehr zu halten — wie ein rollender Donner erfüllen die unaufhörlichen Zurufe der Tausende, die Heilrufe für den Gözen, die Luft. Ja, in früheren Zeiten kam es bei jedem dieser Feste vor, daß aus der in maßloser Begeisterung trunkenen Menge sich einige direkt vor die breiten Räder des Gözenwagens warfen, um sich als Opfer für den Gözen zermalmen zu lassen.

Das hat die englische Regierung zwar längst verboten, aber wäre nicht eine starke Wache von ragenden Polizisten mit roten Turbanen zur Abschreckung über den Platz verteilt — sie täten es heute noch.

Was unser Freund dort sah und hörte, vermochte ihm nicht zu geben, wonach ihn verlangte. Mit leerem Herzen war er gekommen, mit leerem Herzen machte er sich wieder auf den Heimweg. Nach sechsmonatiger Wallfahrt sah er seine Heimat wieder. Zwar hatte er sich während dieser Zeit um seines Leibes Nahrung nicht allzusehr sorgen brauchen, denn die Hindus sind gegen „Heilige“ sehr freigebig. An manchen Orten hatten Könige und reiche Grundbesitzer sogar öffentliche Festessen für diese Art Leute gegeben. Aber für die Seele war diese Reise vergeblich gewesen, ihr Verlangen war nicht gestillt worden, das Verlangen nach ewigem Heil.

Darum mußte für ihn, den suchenden Hindu, die Zeit kommen, wo er abermals nach dem Wanderstabe griff, um wirkungsvollere Wallfahrtsorte aufzusuchen. Er richtete seine Schritte diesmal nach Norden. Sein Ziel war Muktinath („des Heiles Herr“), ein Tempel mitten im Himalaja, nahe der Grenze zwischen Nepal und Tibet. Dort glaubte er das Heil um so sicherer zu finden, als die Reise dahin mit ungeheuren Schwierigkeiten verknüpft ist. Einen einsamen Pilger, in gänzlicher Armut, wie verloren in dem Bergmeer des gigantischen Himalaja — im Innersten losgelöst von dieser Welt, aber ohne den Trost und Frieden des Himmels — Auge und Sinn unverwandt gen Norden gerichtet, der Stätte zu, auf die er seine letzte Hoffnung gesetzt hatte — so sehen wir ihn

durch dunkle Klüfte wandeln und wieder steil hinan auf ungebahnten Pfaden über Felsen und spitziges Geröll, das seine nackten Füße wund und wehe macht. Hinauf gehts bis in die schweigende Region des ewigen Schnees. Die Welt liegt weit hinten unter einem Wolkenschleier begraben; hier oben ist stille, hier atmet man reine Himmelsluft. Das Auge schweift über die riesigen Bergzüge, über die blendenden, unabsehbaren Schneewellen; und darüber spannt sich das durchsichtige klarblaue Himmelszelt mit seinen unendlichen Tiefen und Weiten — armes Menschenkind, fühlst du in dieser feierlichen Stille und Einsamkeit nicht die Nähe Gottes des allmächtigen Schöpfers? Ach, unser Pilger weiß ja nichts von dem wahren Gott, der Himmel und Erde und all diese erhabene Herrlichkeit gemacht hat und auch ihn selbst — weiß nichts von dem gütigen Gott, der sich auch ihm als liebenden Vater offenbaren möchte durch Jesum Christum. Seiner unnachteten Seele gilt der rohe Stein im Tempel dort auf des Berges Gipfel als Offenbarung Gottes — des unbeschränktsten Gottes der Hindus, Schiwa. Von seiner Macht erwartet der Hindu die Erlösung am sichersten, er ist „der Herr des Heils“. Vor jenem toten Steine, dem Symbole Schiwas, wirft sich unser Freund nieder auf sein Angesicht, betet ihn mit zusammengelegten Händen an, opfert vor ihm, benetzt ihn mit Wasser und streut Blumen drauf — das soll dieses Menschen Seele retten!

Aber wie schon so oft, so erwies sich auch diesmal die Hoffnung unseres Wallfahres als eitel. Er kehrte nicht etwa mit Ruhe und Befriedigung nach seiner Heimat zurück, sondern suchte noch viele andere Tempel auf, um Holz und Stein darin anzubeten.

So führte ihn sein Weg wieder südwärts. Die Bergriesen des Himalaja verschwanden hinter ihm in der Ferne — er zog durch die Ebene von Tirhut. Die eine der beiden Hauptstädte der Ganges-Tiefebene von Tirhut ist Muzaffarpur.

Nicht weit von unserem alten Missionshause in Muzaffarpur, am Hange eines Flußtales, aus grünem Walde hervorlugend, steht ein alter kleiner Hindu-Tempel. Dort saß unser „Heiliger“ eines Tages mit dem Tempelpriester. Sie erzählten sich Erlebnisse, dann opferten sie vor dem kleinen Gözen und schiäten sich darauf zu einem Rundgange im Freien an. Zuvor aber sammelte der Tempelpriester seine Habseligkeiten und legte sie sorgfältig vor dem Gözen nieder, damit der Obacht darauf habe und sie vor unberufenen Händen schütze. Bald kehrten die beiden zurück, aber was sie nicht fanden, das war des Tempelpriesters Besitztum. Ein Dieb war gekommen und hatte die Sachen vor den Augen des Gözen gestohlen. Dies war ein Ereignis, das in dem Herzen unseres Freundes starken Zweifel an der Macht der Gözen aufsteigen ließ und ihn so etwas auf die Botschaft vorbereitete, die ihn von dem toten Gözendienste befreien und zu dem lebendigen Gotte hinführen sollte.

Meine beiden einheimischen Helfer fanden ihn tags

darauf in jenem Tempel. Sie sprachen zu ihm, dem heidnischen Heilsucher, von dem ewigen, wahren Heil, das nicht an diesen oder jenen Ort dieser sündigen Erde gebunden ist, sich nicht erjagen und erzwingen läßt durch noch so mühevollte Wanderungen — sondern aus Gnade und Erbarmen von unserem gütigen Vater im Himmel jeder Seele geschenkt wird, die im Glauben an Jesus Christum zu ihm kommt. Nicht unstäte Pilgerfahrt Jahr aus Jahr ein, sondern Jesus Christus — Er ist der Weg und die Wahrheit und das Leben. Dieser Weg ist für Geist und Seele bestimmt, es ist ein Glaubensweg. Darum solle er nun seinen Wanderstab niederlegen, er habe ihn schon ans Ziel gebracht. Von allen seinen Wallfahrten dürfe er nun ausruhen — im Schoße Jesu. Um sein äußeres Wohl brauche er sich auch nicht zu sorgen; er solle nur zum Padri-Sahab (Missionar) kommen, der würde ihn unterrichten und in allen Dingen für ihn sorgen.

So kamen denn die drei zu mir.

Für den betagten Pilger fing nun eine Lernzeit an, die ihn sichtlich glücklich machte. Wie hingen seine gutmütigen Augen an meinem Munde, wenn die Herrlichkeit unseres Herrn so recht in sein Herz hineinleuchtete. Von Tag zu Tag drang er tiefer in die Geheimnisse des christlichen Glaubens ein, verstand immer besser, daß das gesuchte Heil nur von dem einigen Heiland der Welt komme. Auch unsere Lieder sollte ich ihn singen lehren, er bat mich darum. Was aber die Hauptsache war — er sah ein, daß seine „Heiligkeit“ wertlos war vor Gott sowohl als vor Menschen; und mit der Demut eines durch Christi Blut und Gerechtigkeit geretteten Sünders lernte er sprechen:

Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert,
Das zähl ich zu dem Wunderbaren,
Mein stolzes Herz hats nie begehrt,
Nun weiß ich das und bin erfreut
Und rühme die Barmherzigkeit.

Bald durfte denn auch nach mehrmonatigem Unterricht der Tag der heiligen Taufe für ihn kommen. Er erhielt den Namen Patrus.

Doch welches Christenleben verläuft so gleichmäßig

auffsteigend, daß ihm nie die Stunde der Versuchung schlug? Wer von uns kennt nicht die Stimmen, die ihn von Gottes Pfade abwenden und in die Irrgänge der Welt ziehen möchten? Auch für unseren Taufbewerber kam der Tag solcher Prüfung. Das frühere bewegliche Leben, die Vergangenheit mit dem Ansehen, das sie ihm vor den Menschen gegeben hatte, streckte noch einmal den Arm nach ihm aus, um ihn zurück zu gewinnen. Er forderte seine lange Halskette und die messingenen Armbänder mit den kleinen Götzen darauf von mir zurück und gab mir zu verstehen, daß er seine Straße weiter ziehen möchte. — Diesen seinen Heiligen-

schmuck hatte er mir ja am ersten Tage eingehändigt, und ich hatte denselben in ein Kästchen gelegt, um ihn später zur Veranschaulichung in die Heimat zu schicken. — Jetzt öffnete ich still das Kästchen, nahm den wertlosen Schmuck heraus und deutete seinem rechtmäßigen Besitzer an, mir zu folgen. Schweigend schritten wir hinab an jenen kleinen Teich, in dem er zuerst von seinem heidnischen Schmutz gesäubert worden war.

Dort hielt ich ihm seinen ehemaligen Heiligen-Schmuck entgegen und sprach zu ihm:

„Nimm hin! Wirf diese Zeichen deiner heidnischen Vergangenheit, des Abfalles vom wahren Gott, ins Wasser!“

Er schrak zurück.

„Ich kann nicht!“ erwiderte er beklommen.

„Du mußt“, erwiderte ich ruhig. „Nicht eine Mi-

nute länger darf die Sonne diese heidnischen Schandmaler sehen.“

Da schaute er mich bittend an, legte die Hände halb erhoben flehend zusammen und sprach:

„Saheb (Herr), das kann ich nicht tun. Diese Dinge waren mir für viele Jahre heilig — ich kann sie nicht vernichten.“

„Diese Dinge sind nicht heilig, sie sind die Abzeichen des Teufels!“ — Er hörte meine Worte — seine Seele schwankte zwischen Himmel und Hölle.

Aber der Himmel zog ihn.

Bögernd begann er nach einigen Augenblicken innerlichen Kampfes: „Saheb, ich will nicht gegen Sie sein. Aber tun Sie es, tun Sie es.“



Zwei indische Fürstenjöhne mit ihrer Mutter.

„Nein, mein Freund,“ entgegnete ich bestimmt; „wenn ich es tue, so könntest du später sagen, es sei gegen deinen Willen geschehen. Hier nimm den Tand (damit drückte ich ihm den Schmuck in die Hände). Wenn es wahr ist, daß du den Herrn Jesus lieb gewonnen hast, wenn du dich Ihm mit Leib und Seele ergeben hast und nicht mehr den falschen Göttern dienen willst — so wirf dieses Zeug von dir!“ —

Da griff er fest zu. Sein Blick war sicher, seine Stimme kräftig. „Im Namen Jesu Christi“ — so rief er, und zugleich schleuderte er Kette und Armbänder in den Tümpel, wo er am tiefsten war. —

Es war ein weisevoller Augenblick für uns beide. Er war gerettet! Ich fühlte es, die letzte schwere Entscheidung für ihn war gefallen; und inniger verbunden als zuvor stiegen wir erleichterten und dankbaren Herzes das Ufer empor.

Seitdem ist der Hindu-Heilige ein treuer Christ geblieben bis an seinem Tod. Er war beliebt in der Gemeinde bei Groß und Klein; und ich meine immer noch

Heidnische Kinder.

Von + Frau Missionar G. Lorbeer junior, Ghazipur.

Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft! Wer Indiens Kinder alle christlich erziehen könnte, der hätte Indien für das Evangelium gewonnen! Wie oft habe ich in heidnischen Häusern gewünscht, daß dies möglich wäre! Die Mission setzt ja allenthalben ihre Kraft dafür ein. Guter Same wird in den Missions-Hochschulen in die Herzen der Kinder aus den besten Kreisen gesät. In christlichen Volksschulen sucht man die Kinder der armen Leute zu erreichen. Daß diese Arbeit schon viele Früchte getragen hat, die sich allerdings nicht in Zahlen ausdrücken lassen, ist bekannt. Wieviel mehr Einfluß würden aber diese Schulen noch haben können, stände das christliche Haus, besonders die christliche Mutter den Lehrern zur Seite.

Haben die Schüler die Schulstunden hinter sich, so umfängt sie daheim das Heidentum. Da weiß man nichts von Erziehung, denn die Eltern sind selbst oft wie



Kinder mit ihren Müttern. (Links ein etwa 12jähriges Mädchen mit Nasenring)

in unserer kleinen Missionskirche auf der letzten Bank sein aufmerksames Gesicht und seine hellen Augen zu sehen, aus denen seine offene freundliche Seele hervorleuchtete.

Es fügte sich auch, daß eine feste Stelle für ihn frei wurde, die für ihn paßte wie keine andere — die Küstertelle. Er, der früher von Tempel zu Tempel gewandert war und den eiteln Götzen gedient hatte, er sorgte nun dafür, daß unser Kirchlein reinlich blieb, in dem wir uns zur Anbetung des einigen wahren Gottes versammelten. Alle die niederen Kirchendienste waren seine Arbeit, und er tat sie gerne und fand seine Befriedigung darin. Auch die Fürsorge für den Friedhof war ihm übertragen worden, daß er sich gewöhnen möchte, sich droben recht heimisch zu fühlen, wo die Seligen leben, deren irdische Ruhestätte unter seiner Pflege stand. Ja möchten wir — du, lieber Leser, und ich — möchten wir ihn dereinst droben zu Jesu Füßen begrüßen dürfen — unseren Patrus.

ungezogene Kinder. Ihre Kinder sind ihre Hoffnung im Leben und im Sterben. *) Blinde Elternliebe, die an Vergötterung grenzt, Nachsicht, wo Strenge geboten wäre, Strafen nach Temperament und Laune der Eltern, wo sie nicht am Platze sind, das sind die Hauptmerkmale der Kindererziehung in Indien. Oft jammern einen die armen, so hoffnungsvoll aussehenden Kleinen. Wie wenig haben sie von einer glücklichen Kindheit! Die falsche Fürsorge der Eltern quält sie vom ersten Tage an. Gleich nach der Geburt wird ihnen die Nasenmuschel oder die mittlere Nasenwand durchlöchert und mit einem Ringe durchzogen, damit sie am Leben bleiben!! Von Jahr zu Jahr werden der Schmucksachen, besonders bei den Mädchen, mehr, die ihnen beim Schlafen, Spielen und Essen lästig sind. Bis zu seinem achten Jahre hat schließlich solch armes Ding mindestens acht Löcher in jedem Ohre, in denen mehr oder weniger schwere Ringe hängen. Ich sah kleine Mädchen, denen man fünf Löcher an einem Tage bohrte. Ihre Klagen über Schmerzen

*) Ohne die Totenopfer des Sohnes kann der Vater nicht von seinen Sünden erlöst werden. D. Verf.

wurden mit einem Lächeln beantwortet. Dazu hängt ihnen meistens ein großer Nasenring über den Mund, schwere Spangen klirren an Arm und Beinen und Unmengen von Ketten bedecken Hals und Hüften. Je reicher das Kind, desto größer die Last, die ihm aufgebürdet wird. Ich fragte einst eine Frau: „Warum quälen Sie denn Ihr Töchterchen mit all' diesem Tand?“ Antwort: „Wie soll sie einst ohne Schmuckfaden Hochzeit machen? Wir würden ja in Verruf kommen, wenn wir ihr nicht dies alles geben würden.“

Zu den Schmuckfaden kommen noch die Amuletts, die ich besonders bei Knaben mit großer Sorgfalt gewählt fand. Kameelfnochen, Rückenwirbel des Chamäleon, Schweinezähne, Muscheln, Münzen, Samen, ja ganze Schoten, hängen an schmierigem Bande um den Hals. Sie sollen das heißgeliebte Söhnchen vor bösem Blick, Zauber und Krankheiten bewahren.

Die Sorge um das Leben des Sohnes treibt auch die Mutter immer wieder zum Götzenaltar, zum Fasten und zu reichen Gaben an die Priester. Die Mutter, welche keinen Sohn hat, ist ja verachtet; sie muß gewärtig sein, in wenigen Jahren eine zweite Frau neben sich zu sehen. Wie bangt sie daher um seinen Besitz!

Und doch, wie ratlos ist sie, wenn er krank wird! Ungewaschen sitzt er auf ihrer Hüfte und bekommt tagelang nichts zu essen. Eine obsture Natibearznei nach der andern wird versucht, bis schließlich nichts mehr helfen kann. Bei Augenentzündungen spritzt man den Saft des Banianenbaumes oder Alaun in die Augen. Meistens erblinden die Kinder danach. Bei Schlaflosigkeit gibt man ohne Bedenken auch den Kleinsten Opium. Gegen Kopfschmerzen soll anhaltendes Hinsehen auf eine rote Flasche helfen. Bei echten Pocken, die hier oft und sehr bösartig auftreten, gibt man gar keine Arznei, ruft aber dafür einen Mann aus der Schusterkaste, der allerlei Hofuspokus machen muß und sich dafür gut bezahlen läßt. Inzwischen werden den Göttern fabelhafte Opfer dargebracht. Eine Mutter erzählte mir, daß sie bei der Krankheit ihres Sohnes eine massiv goldene Schlange, die in ausgelassener Butter schwamm, im Tempel darbrachte. Dies hatte ihr der Brahmane, der schlaue, als letztes und sicheres Mittel geraten. Die Schlange kostete 1500 Mark.

Ja, indische Eltern müssen sich ihren Sohn im wahren Sinne des Wortes teuer erkaufen. Dafür haben die Brahmanen schon gesorgt. Jedes Ereignis in seinem Leben muß mit Gaben an sie und mit Ehrgelagen gefeiert werden. So der Tag seiner Namensgebung, der Tag, an dem er zuerst feste Speise genießt, der Geburtstag nach Ablauf des ersten Lebensjahres, der erste Haarschnitt, der erste Schultag und — der Tag der Ohrendurchlöcherung.

Interessant sind die Namen, welche man wählt: Süßer, Schöner, roter Edelstein, Herr der Blumeninsel, Herr der Welt, großer Gott, großer Streitheld u. s. w. Doch ruft man die Kinder fast nie damit, sondern wählt irgend einen Phantasie- oder Rosenamen für den alltäglichen Gebrauch.

Recht widerwärtig sind die Vorschriften, die sich an den ersten Haarschnitt knüpfen. Mögen die Haare noch so filzig und schmutzig sein, er geschieht doch nie vor Ablauf des dritten Lebensjahres und zwar an dem von dem Brahmanen dazu erwählten Tage. Die Eltern begeben sich dann mit dem Knaben und seiner Tante, die als eine Art Gevatterin fungiert, nach dem Tempel Bindhyachal bei Mirzapur. Hier werden die Haare feierlichst abrasiert. Kein Haar darf auf die Erde fallen, denn das ist ein böses Omen. Die Tante hat sie auf einem riesigen, flachen Brote aufzufangen, wofür sie von den Eltern reich beschenkt wird. Brot und Haare werden dem Ganges übergeben. Man nimmt in seinen Fluten ein sündenreinigendes Bad und begibt sich darauf in den Tempel, um anzubeten. Hier lernt der Kleine zum ersten Male, sich vor den stummen Götzen zu beugen. Den Blutdurst der Kali zu stillen, opfert man ihr einen jungen Bock; die Geldgier der Brahmanen befriedigt man mit sauer ersparten Rupies. Dann gibt man für sie und die Tempelmädchen noch ein Essen und darf endlich um mindestens 150 Mark leichter seine Straße heimwärts ziehen. Meist sehr erkältet und krank von allen Strapazen kommt der „teure“ Sohn schließlich nach weiter Reise mit seinen Eltern zu Hause an.

Nicht minder kostspielig ist das Fest der Ohrendurchlöcherung. Ein kleines Mädchen erzählte mir einst mit kindlicher Offenheit und nicht ohne einen Anflug von Neid davon: „Vor einigen Tagen sind meinem Bruder die Ohren durchstochen worden. Viele Brahmanen waren dazu geladen und wurden großartig bewirtet und beschenkt. An alle Bekannten schickten meine Eltern Körbe voll Süßigkeiten. Der Goldschmied bekam für seine Arbeit 140 Mark. Bei uns Mädchen gibt man ihm nur 40 Pfg. und von einem Fest ist nicht die Rede!“

Doch die indischen Mädchen haben trotzdem ihren Bruder ganz besonders lieb. Er erzählt ihnen von der unbekannten Welt jenseits der Zenanamauern, vermittelt den Verkehr mit dem Elternhause, wenn sie im sasurar (bei den Schwiegereltern) sind und bereitet ihnen auch manchmal kleine Freuden. Ein rührendes Beispiel davon erfuhr ich im vorigen Jahre. Ein reicher Babu gab ein großes Gartenfest. Mit dem Vater gingen alle Söhne des Hauses dazu. Die Mädchen mußten, wie immer, zu Hause bleiben. Eines von ihnen nahm sich aber vorher ihr 7jähriges Brüderchen vor und unter Rosen und Schmeicheln bat sie ihn: „Bring' mir doch nur ein kleines Kosthättchen vom Feste in deiner Tasche mit, damit ich doch wenigstens etwas davon schmecke.“ Der Kleine versprach es. Spät um 12 Uhr kommt er wieder, doch die Schwester ist noch wach. Gleich springt sie auf und ihn jubelnd umarmend ruft sie: „Was hast Du mir mitgebracht?“ Da merkt sie, daß sein feiner, goldgestickter Festanzug ganz naß ist. Ein großes Stück Eis war ihm als das Schönste zum Mitbringen erschienen. Nun war es geschmolzen! Aber sie dankte dem Brüderchen doch herzlich für seine Liebe und erzählte mir am nächsten Tage voll Stolz und Glück davon.

Daß bei solchen kleinen, von Eltern und Schwestern umschmeichelten Helden, sich bald ein großes Selbstbewußtsein herausbildet, ist nicht weiter verwunderlich. Ein Abs-Schütze antwortete mir auf meine Frage, was er denn werden wolle, mit großer Bestimmtheit: „Regierungspräsident, ich werde dann in Europa studieren, und das Geld, was es kostet, bekomme ich ja bald durch mein großes Gehalt wieder ein.“

Nicht minder von seinem eigenen Werte überzeugt war ein Schüler der Hochschule in Ghazipur, der in einem Aufsatze schrieb: „Da mein Betragen gut ist und ich anständig zu meinen Mitschülern bin, sind die Lehrer freundlich zu mir, auch weil ich meine Schularbeiten so ausgezeichnet mache.“ Es ist die stramme Zucht der Schule, welche die jungen, wilden Füllen zu diesen Tugenden zwingt. Im Blute liegen sie ihnen nicht, und die Erziehung im Hause ist wenig dazu angetan, sie ihnen beizubringen. Da bleiben Lügen, Ungehorsam und Unehrllichkeit ungestraft. Aber wehe, wenn die Wut der Eltern losbricht, die selbst nie gelernt haben, sich zu beherrschen. „Ich werde dich auf den Mund schlagen, daß er blutet; ich werde deine Beine zerbrechen; ich werde dich erwürgen; ich werde dich totschlagen,“ schreit man dann die zitternden Kleinen an, und dies bei ganz geringfügigen Anlässen. Diese antworten darauf mit stundenlangem, eigenfinnigen Schreien und bleiben damit immer Sieger.

Ich sah einmal solch Bürschchen auf seinem ersten Schulweg. „Du sollst in die Schule, damit dir die Unarten ausgetrieben werden,“ hatte die Mutter gesagt. Nun mußten zwei Menschen den Jammernden aus dem Hause ziehen. In einer halben Stunde kam er zurück und hatte sein Lesebuch in Stücke gerissen. — Diesmal ging es ungestraft aus. Die Eltern kauften ihm ein zweites, später noch ein drittes Lesebuch, bis sich das Söhnchen an die Schule gewöhnt hatte und Fortschritte machte.

Aber auch kleine Mädchen können sehr unartig sein. Erst vorgestern sagte mir eine Frau, als die Töchter des Hauses, zu unsern Füßen sitzend, die zehn Gebote lernten: „Sehen Sie, wie sie sich beim vierten Gebote schämen? Das macht, weil sie es niemals halten; statt zu gehorchen beschimpfen sie ihre Mutter.“ — Doch die Mutter erntet in solchem Falle meistens nur, was sie gesät hat. Wenn der Säugling am Busen Schimpfworte lallt, lacht sie darüber, wie ich selbst einmal sah. Was daher der Kinder in diesem Fache leistet, übersteigt alle europäischen Begriffe. Die Namen gewisser nützlicher Haustiere sind ein zahmer Anfang in diesem seinem speziellen Wortschatz.

Einst fragte mich eine Mutter ganz verzweifelt, was denn nur die Europäer mit ihren Kindern machten, daß sie ihren Eltern so gut gehorchten. Ich erwiderte ihr: „Unsere Kinder lernen von Klein auf, daß Gott über ihnen wacht, daß er Gutes und Böses, was sie tun sieht, auch wenn sie ihn nicht sehen; daß er das Gute belohnt und das Böse bestraft. Auch lehren wir sie, sobald sie nur fallen können, zu Gott beten. Wir bemühen uns, unsern

Kindern kein böses Beispiel zu geben. Wir strafen sie nicht im Zorn, denn das macht bitter und widerspenstig. Nie denken wir daran, unsern Kindern eine Unwahrheit zu sagen oder ihnen Versprechen zu geben, die wir nicht halten können, denn das raubt den Kleinen das Vertrauen und macht auch sie lügnerisch. Und dann befehlen wir sie jeden Morgen und Abend dem Schutze des Herrn, der sie uns geschenkt hat und sie mehr liebt, als Vater und Mutter lieben können.“

„Ja, Sie machen es gut,“ sagte die Frau, „das alles gibt es bei uns nicht.“ Nur an Neußerlichkeiten denken die indischen Eltern, und das Kinderherz geht leer dabei aus.

Die Hauptsache ist ihnen die Hochzeit der Kinder. Schon bei der Geburt des kleinen Mädchens schätzt man nach der helleren oder dunkleren Hautfarbe, was für eine Partie sie einmal machen wird. Gern darbt und spart man von Jahr zu Jahr, um ihr einst einen wohl-situierten Bräutigam erkaufen zu können. Ganz offen sagt man: „Ein Studierter ist nicht unter 2000 Rupies.“ Ist das Mädchen 7–9 Jahre alt, so ist es hohe Zeit zu ihrer ersten Hochzeit, die unserer Verlobung gleich kommt. Die eigentliche Hochzeit findet im 12. Lebensjahre statt. Arme Mädchen nehmen mit einem Witwer fürlieb, der ihr Vater sein könnte, reiche heiraten einen 12–18jährigen Jüngling. Von eigener Wahl ist dabei nicht die Rede, denn die für einander Bestimmten, sehen sich erst am Hochzeitstage. Die Barbiersfrau, welche im indischen Hause eine große Rolle spielt, ist Heiratsvermittlerin. Schon lange vorher ging sie bei den passenden Familien auf Kundschaft aus. Ihr Vorschlag wird dem Brahmanen unterbreitet, der dann nachsieht, ob die Sternzeichen, unter denen beide geboren sind, zusammen passen. So lassen sich z. B. Löwe und Widder nicht vereinen, doch Löwe und Skorpion dürfen eine Verbindung wagen. Nun gibt es zwischen den beiderseitigen Vätern die hochwichtige Frage der Mitgift zu ordnen, wobei es oft heiß hergeht. Sind endlich alle Schwierigkeiten überwunden, so setzt der Brahmane den Tag der Hochzeit fest, die dann mit großem Kostenaufwande und vielen Zeremonien in beiden Familien gefeiert wird. Ganz allgemein ist z. B. in reichen Häusern die schon in der Bibel erwähnte Sitte, den Gästen hochzeitliche Gewänder zu schenken, die enorme Summen kosten.

Die Trauung findet im Hause des Mädchens statt. Nachher wird die kleine Braut von ihrem Vater und einigen Dienerinnen zu kurzem Besuch zu den Schwiegereltern gebracht, von denen sie dann nach einem Tage reich beschenkt mit ihrer Begleitung wieder nach Hause zurückgeschickt wird.

Ich sah einst ein neunjähriges Mädchen von dieser Fahrt zurückkommen. Die Eltern des Bräutigams hatten nicht gespart und das Kind förmlich mit massiv goldenen Schmucksachen überladen. Außerdem gab man ihr noch silbernen Schmuck für alle Tage, eine goldene Dose mit roter Scheitelfarbe (damit sie sich jeden Tag das Zeichen ihrer Verheiratung damit malen könne), ein mit Glitter

über und über besetztes seidenes Festkleid, einen Korb voll Spielzeug und Unmengen von Süßigkeiten. Abnte die Kleine, daß sie um dies alles verkauft war oder daß man ihr später im sasurar öfter die Summe vorhalten würde, welche diese Geschenke gekostet hatten? Wohl kaum; aber glücklich war sie nicht darüber. Die neuen für Erwachsene berechneten Spangen und Ketten waren ihr zu schwer und schmerzten sie. Endlich erlaubte ihr die Mutter, die alten Sachen wieder anzuziehen, und ganz fröhlich kam sie dann zu uns, um wie gewöhnlich ihre Lektion zu lernen. Nur der rote Scheitel und das schmalere gewordene Gesicht zeugten noch von den Aufregungen, die an ihr vorüber gegangen waren.

Aber noch drei Jahre, und ihr Bräutigam wird mit Musik und großem Gepränge kommen, um seine kleine Braut endgültig abzuholen. Wie viele vor ihr wird man sie dann weinend von der Mutter losreißen, um sie der fremden Schwiegermutter zu übergeben. Die Mutter trauert dann wohl einige Tage, aber sie tröstet sich bald. „Es muß sein,“ sagt sie sich, „auf ein Mädchen ist keine Hoffnung zu setzen; es wäre ja eine Schande, sie noch länger im Hause zu behalten.“

Das ist das Ende der freudlosen indischen Kindheit.

Ein Gruß aus Almora an liebe Missions-Freunde.

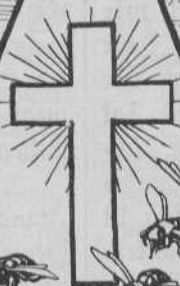
Es ist ein heimatliches Gefühl, selbst hier in der Fremde, entrückt aller Kultur, im entlegensten Winkel des nördlichen Indiens, nahe der Nepal-Grenze Missions-Freunde und eine Christengemeinde zu finden. Die Londoner Mission arbeitet schon seit der Zeit des Aufstandes, seit 1858 in diesen großartig-schönen Bergen des Himalaja. Ihre hübsche Kapelle hier in Almora schaut von einem Hügel weit ins fruchtbare Tal, rings umgeben von ragenden Bergen, und in der Ferne sind die im ewigen Schnee erglänzenden Gipfel der Nepal-Riesenberge zu sehen. Sonntags, wenn die Kirchenglocken erklingen, zieht eine Schar weißgekleideter Christen zum Gotteshause, um mehr und mehr hineinzuwachsen in Gottes Reich. Kräftig erklingen die englischen Hymnen in der Sprache dieses Landes, begleitet mit Harmonium-Spiel, und ein Native-Pastor leitet den Gottesdienst in Urdu. Am Nachmittag wird Sonntagschule abgehalten, und der Abend schließt mit einem englischen Gottesdienst für die Europäer die Sonntagsfeier ab. — Tüchtige Schulbildung wird Mädchen und Knaben zuteil. Einem Heim für verwahrloste, gefallene Frauen steht eine europäische Missionslehrerin vor, um durch ihren Unterricht in Handarbeit und Religion diese tiefgesunkenen Geschöpfe zu heben und zu beeinflussen. Eine andere Missionarin ist für Benana-Arbeit da und reist zur kalten Zeit mit ihren Bibelfrauen in

den Bergdörfern umher zum segensreichen Wirken. Ein Hospital für Kranke gibt einer Doktor-Lady reiche Arbeit, und zuletzt ist das Sanatorium für Lungenkranke da, fern auf einem besonderen Hügel gelegen, frei ausschauend auf die wunderbar schöne Berglandschaft und auf einen dichten Wald von grünen Fichten, der den Hügel umsäumt. Ein gut gepflegter Weg führt durch den kräftig duftenden Wald zum Sanatorium. Hier und da rieselt eine reine Quelle mit klarem, trinkbarem, ja, man sagt, wunderwirkendem Bergwasser, extra in Bauwerk eingefasst. Das frische Grün der Fichten, der harzige Duft, Vogelgezwitscher und das Jodeln der Ruhhirten auf den nahen Abhängen, machen den Spaziergang durch diesen Wald zu einem wahren Genuß. Aber das Herz wird bewegt, trifft man an sonnigen Tagen die vielen Lungenkranke, die gerne hier lustwandeln oder zwischen den Bäumen in Hängematten träumen und auf den grünen Rasen unter den rauschenden Fichten hustend und erschöpft ausgestreckt liegen. Es sind eingeborene Mädchen und Frauen, nur Christen, die Aufnahme finden in diesem Sanatorium. Verschiedene Missionsgesellschaften schicken ihre Kranken aus der ungesunden Ebene zur Heilung in diese kräftige Höhenluft und sorgen für Unterhaltung und Verpflegung. Auch die Regierung gibt eine gute Unterstützung. Man ahnt nicht, wieviele Opfer diese verheerende Krankheit selbst in diesem warmen Tropenlande fordert und findet. Ein geräumiges Steinhäus mit zwei Stockwerken und großen, weiten Hallen, von breiten Holzveranden rings umgeben, ist da für die Kranken und faßt ungefähr 30 Patienten, die jährlich dort verpflegt werden. Eine europäische Doktor-Lady steht der Einrichtung vor und hat neben sich 5 Wärterinnen zur Hilfe. Tag und Nacht halten sich die Kranken auf den offenen, schützenden Veranden auf und haben die schönste Fernsicht in die romantische Gebirgswelt. Ob ihnen nicht oft der Spruch durchs Herz geht: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt“? Die Patienten, die für den Winter zurückbleiben, weil noch nicht geheilt, haben viel Unbehaglichkeiten zu erleiden, so ausgesetzt den Schnee- und Frost-Stürmen. Nur eine einzige Flanell-Decke und Ziegenfelle halten sie eingehüllt, und große Feldsteine müssen ihre Bettdecken festhalten vor den unbändig wilden Stürmen, die alles mit sich wegfegen. Doch beständiger Aufenthalt in der klaren, frischen, staubfreien Luft soll die kranken Lungen stärken und ihnen zur Genesung verhelfen, und der bloße Gedanke an diese Möglichkeit macht Lungenkranke so hoffnungsvoll und voll froher Gewißheit. Freilich, auch viele erreichen das Ziel ihrer Sehnsucht nicht. Man hat sie zur Ruhe gebettet auf dem hübschen Kirchhofsgarten, wo sie dem Auferstehungstag entgegenschlummern, umrauscht von Zypressen und grünen Fichten, die ihr geheimnisvolles Lied weiterflüstern — nie ermüdend!

Marie Wagner.

Inhalt dieser Nummer: Göttlicher Eifer. — Petrus. — Heidnische Kinder. — Ein Gruß aus Almora an liebe Missionsfreunde.

Verantwortlicher Redakteur: Missionsdirektor Kauff, Friedenau, Hanbjerstr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zilleßen), Berlin C. 19, Wallstraße 17/18. Verlag der Buchhandlung der Gossnerschen Mission, Friedenau-Berlin. — Der Jahrgang kostet 1,25 Mk.



DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

MONATSBLATT DER GOSSNER'SCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 10

Friedenau, Oktober 1910

77. Jahrgang

Nur Einer.

Jesus antwortete und sprach: „Sind ihrer nicht zehn rein geworden? Wo sind aber die Neune? Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte, und gäbe Gott die Ehre, denn dieser Fremdling?“ (Luk. 17, 17—18.)

Jeder kennt die Geschichte, der die obigen Worte entnommen sind. Sie ist freilich ein Beitrag zu dem uralten Kapitel von Dank und Undank auf Erden. Aber es gilt doch, das Besondere gerade dieses Erlebnisses des Herrn ins Auge zu fassen.

An den Auswägigen war ein Wunder geschehen. Die Unheilbaren waren geheilt. Die Unreinen waren rein geworden. Die Ausgestoßenen hatten Erbarmen gefunden. Das größte Erdengut, die Gesundheit, war den Kranken aufs neue geschenkt, und, nebenbei gesagt, schnell und ohne jede Kosten. Den nach allgemeinem Glauben mit dem Glücke Gottes Gezeichneten war der Zugang zum Tempel und damit zu Gott selbst wieder geworden. So war der Undank der Neune von besonders schlimmer Art, da es doch auch zu jenen Zeiten schon als einfache Pflicht der Höflichkeit und der guten Gesittung galt, sich selbst für Kleinigkeiten zu bedanken. Wie unsagbar Großes aber hatten jene empfangen!

Nun weiß man wohl, daß echte Dankbarkeit selten gefunden wird. Aber daß nur der zehnte Teil der Genesenen, daß nur Einer, und auch der nicht ein Vollbürger des Volkes Israel, sondern nur ein samaritischer Fremdling, umkehrt und Gott die Ehre gibt, — das ist doch selbst dem Herrn verwunderlich. Jesus scheint also sonst das Verhältnis von Dank zu Undank in der Welt für günstiger zu halten, als das Zahlenverhältnis von 1 : 10.

„Undank ist der Welt Lohn,“ so lautet ja das Sprüch-

wort. Aber wie? Haben wir es hier eigentlich mit Leuten zu tun, die im biblischen Sinne zur „Welt“ gehören? Es waren keine Heiden. Es waren Leute, die sofort und ohne Murren dem Geheiß Jesu entsprachen: „Gehet hin und zeigt euch den Priestern!“ So wollte es auch das Gesetz (3. Mos. 13, 2 ff. 14, 2 f.). Die neun Undankbaren gehörten der Gemeinde des Herrn an, waren Fromme. So haben wir hier denn ein grelles Beispiel dafür, daß, ähnlich wie sonst auch der Unglaube, ebenso der Undank gerade bei den Frommen Israels besonders häufig anzutreffen war.

Und wer mußte den Undank erfahren? Keiner von uns gewöhnlichen Menschen, denen nur recht geschieht, wenn ihnen für zahlreiche Fälle eigener Undankbarkeit wiederum mit Undank vergolten wird. Es genügt auch nicht, zu sagen, die neun undankbaren Israeliten haben Gott nicht gedankt. Hier hatten sie es nicht zu tun mit den alltäglichen Gnadenerweisungen Gottes des Schöpfers, der regnen läßt über Gute und Böse, und der seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte. Die Auswägigen selbst nennen Jesum „Meister“, wie ihn sonst auch seine Jünger nannten (Luk. 5, 5; 8, 24. 45; 9, 33. 49). Sie wollen sich also irgendwie als feine Anhänger ausgeben. Sie erkennen in Jesu zum wenigsten den großen Gottgesandten. So stellt sich ihr Undank heraus als Undank gegen den, in welchem die Erlöserliebe des Vaters erschienen war. Ihr Undank ist Undank gegenüber dem Heiland. Der eine Dankbare pries zwar auch Gott mit lauter Stimme, aber wir lesen zugleich, daß er auf sein Angesicht zu Jesu Füßen fiel und ihm den Dank seiner Seele darbrachte.

Wie steht es nun mit dem Dank der Christen für Christi Werk an ihnen? Wir haben die reinigende Erlösung durch sein Blut von allen unsern Sünden dahingenommen. Er hat uns den ewigen Verkehr mit dem Vater eröffnet.

Ist etwa nur ein Zehntel der gesamten Christenheit dankbar für diese unaussprechlichen Wohltaten? Und wenn unter Zehnen ein dankbarer Jesusjünger ist, wie statet der seinen Dank ab? Fürwahr, ein stummer Dank wäre hier übel angebracht. Wie der dankbare Samariter sollten wir mit hellem, weittönendem Lobpreis die Tat Gottes durch den Erlöser hinausrufen in unsere Umgebung, ja in alle Lande. Und dem Wort des Dankes hätte die Tat des Dankes zu folgen. Die Mission ist ein solche Dankestat. Dem Heiland soll ich danken. Könnte ich es besser, als daß ich andere hinweise auf den Heiland, daß ich die Heilandswerke der Kirche fördere? Die Mission hätte genug und übergemug, wenn die Christen dankbarer wären. Die Unchristen können nur als Gegenstand der Mission, aber nicht als ihre Träger in Betracht kommen. Auf die durch den Herrn Geheiligten allein sind wir also angewiesen. Du Befehrter, Du Heilgewordener, wo ist dein Dank?

Suchen und Finden in Assam.

Von Missionar R. Beckmann in Jorhat (Assam).

Am 16. April in der ersten Morgenstunde kam ich mit meiner Familie von einer Urlaubsreise nach Chota Nagpur zurück. Es war für Mutter und Kind trotz der mehrtägigen Bahnfahrten eine wirkliche Erholung, denn in den seither beinahe verflossenen zwei Monaten haben beide kein Fieber wieder gehabt. Durch den Bahnbau sind die Kosten von Jorhat nach Ranchi um ein Drittel geringer geworden. Meine vorletzte Reise kostete noch rund Rs. 150, jetzt per Bahn kaum Rs. 100.

Daß ich in 6 Jahren nicht an der General-Konferenz teilnehmen konnte, ist ein Mangel, dem abgeholfen werden sollte. Es ist doch etwas anderes, wenn man alle Besprechungen miterlebt und durcharbeitet, als wenn man sie in ein paar dünnen Worten später mitgeteilt bekommt, und dieses Jahr für Jahr.

Am 2. Tage nach unserer Ankunft begann ich dann das notwendige Reisen, welches noch vor der großen Regenzeit getan werden mußte. In den 43 Tagen bin ich 33 auf Reisen gewesen und habe von den bereisten Orten in 25 arbeiten können.

Drei Tage war ich in Linsukia-Gulutupu, um den neuen Katechisten Abriham einzuführen. Diese Gemeinde, die eine der ersten und der besten war, ist in den letzten Jahren durch verschiedene Faktoren innerlich und äußerlich heruntergekommen. Mit Br. Radjicks treuer Mitarbeit haben wir getan, was wir konnten, und der Herr hat seinen Segen zur Mühe gegeben. Es war schwierig, den alten Katechisten Markas zu entlassen, aber notwendig, da er eine Art Aufseherstelle im Garten angenommen hatte. Als ich mit ihm allein auf seiner Schwelle saß und ihn erinnerte an unser gemeinsames Kämpfen, Beten und Sorgen in den vergangenen 8 Jahren, und ihm sagte, er möchte doch noch weiter an der Gemeinde arbeiten, obgleich jetzt ein anderer seine Stelle inne habe,

da wurde er innerlich bewegt und versprach mir uneigennützigige Mitarbeit. Während des Gottesdienstes und bei Einzelgesprächen konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren: Hier zündet der heilige Geist ein neues Feuer der Liebe und des Eifers an. Dankbar und freudig bewegt nahm ich Abschied, nachdem ich die einzelnen Familien besucht hatte.

Im Bezirk North Lakhimpur weilte ich 16 Tage. Freude und Sorge teilten sich hier wie in den ersten Gemeinden der Kirche. Das neue Dorf Radam besuchte ich zum ersten Mal. Es liegt mitten im Walde und ist nicht ganz leicht zu finden. Die Häuser sind ziemlich neu und zwischen den Feldern stehen noch einzelne Bäume und Stümpfe, an Wegen ist keine Spur vorhanden, alles Zeichen, daß die Ansiedelung neu ist. Aber in wunderbarer Weise hat hier die vorlaufende Gnade des Herrn auch etwas Neues geschaffen. Später, wenn die Leute sich bewährt haben werden, werde ich einen besonderen Bericht darüber schreiben. Die Tatsache ist kurz folgende: Ein Hindu aus der Weberkaste und ein Mundajüngling kamen zu dem Bewußtsein, daß sie Sünder seien und etwas tun müßten, um die Erlösung zu finden. Beide lernten fleißig lesen, und der Jüngling kaufte sich den Ramayana, das berühmte indische Epos, enthaltend den Lebenslauf des Gottes Ram und seiner Frau, der Göttin Sita, was für den frommen Hindu dasselbe bedeutet, was für den gläubigen Christen die Bibel.

Es wurde nun fleißig gesucht und gelesen, um die Sehnsucht des Herzens zu stillen. Doch es war vergeblich. Das Herz blieb leer und unbefriedigt.

Einige Zeit darauf wurde der Hindu nach Chota Nagpur geschickt, um Arbeiter für den Teegarten Serajuli zu holen, in dem beide damals noch wohnten. Auf der Reise bot ihm ein Bibelverkäufer einen Bibelteil zum Kauf an, er kaufte ihn, es war das Johannes-Evangelium.

Er las nun und staunte, so etwas hatte er noch nicht gehört. Dies ist das Richtige zur Erlösung, klang es in seinem Herzen. In Chota Nagpur fand er einen Verwandten, der dort in unserer Mission Katechist ist, mit ihm war er öfter zusammen und lernte mehr vom Christentum kennen. Es wurde ihm zur Gewißheit: Diesen Jesus muß ich haben, ich muß Christ werden, sobald ich nach Assam zurückgekehrt bin. Gottes Gnade ließ ihn auch nicht wieder los.

Der Mundajüngling, Soma, hatte sich mit seinem Ramayana in das oben erwähnte Dorf Radam begeben und sich angesiedelt. Eines Tages kommt ein Mann zu ihm, der nicht richtig im Kopfe zu sein scheint, und bietet ihm ein Buch zum Kauf an. Es war ein Neues Testament, das er einem Christen weggenommen hatte. Soma hatte davon natürlich keine Ahnung. Er kauft das Buch, liest und erkennt: Dies ist, was ich suche, in diesem Jesus werde ich die Erlösung finden. Und der Herr Jesus tat ihm das Herz auf, daß er ihn als seinen Heiland erkannte. Der Ramayana wanderte in die Ecke, das Neue Testament wurde sein Wegweiser.

Inzwischen kommt der Hindu, Mohon, von Chota

Nagpur zurück. Sein erster Besuch galt seinem Freunde Soma. Er sagte zu ihm: „Du, ich habe was gefunden!“ — Soma antwortete: „Ja, ich auch,“ und zeigte ihm das Neue Testament. „Jetzt müssen wir uns auch nach außen entscheiden, wir müssen Christen werden.“ — Doch wohin sollten sie sich wenden? Die Baptisten wohnen in der Nähe. Aber Mohon sagte: „Zu denen können wir nicht gehen, da werden wir getauft und uns selbst überlassen, wie manche unseres Volkes um uns herum. Wir müssen die deutsche Mission aufsuchen, die ich jetzt in meiner Heimat, in Chota Nagpur, kennen gelernt habe, da bekommen wir Lehrer, die uns den „Weg“ genau zeigen und uns unterrichten werden.“ Soma gedachte eines Verwandten in Deobill, der dort unser Altestester ist. Sie machten sich auf dorthin und kamen zu unserm Pastor Johann. „Wir möchten Jesum gerne sehen!“ war ihre Bitte. Von ihm erfuhr ich es dann. P. Johann besuchte sie dann gleich und beauftragte den nächstwohnenden Katechisten Joel, wöchentlich bei ihnen Gottesdienst zu halten. Zwei weitere Heidenfamilien brachten sie nebst drei alten, abgefallenen Familien mit sich. Ihr Eifer hatte sie erweckt. Es wurden so in kurzer Zeit sieben Familien.

Die Bitte um zwei Bibeln erreichte mich in Lohardaga, während ich bei meinem Bruder auf Urlaub weilte, ich sandte sie ihnen sofort durch die Bibelgesellschaft.

Nun war ich endlich bei ihnen und hörte und sahe sie selbst. Es waren köstliche Stunden, die ich mit ihnen erlebte. Die nächstwohnenden Heiden rief ich persönlich zusammen, indem ich von Haus zu Haus ging und sie einlud. Es wurde ein Tag des Zeugnisses von Christi Gnade und Herrlichkeit. Bittere Enttäuschungen und mancherlei Erfahrungen machen uns oft skeptisch; hier empfand ich nichts davon, ich fühlte nur eitel Freude und innere Stärkung. Die Gnade hatte hier Verlangen, Buße und Glauben gewirkt.

Unserer Wortbetrachtung legte ich Matth. 10, 37—40 zu Grunde. Als ich Soma fragte: „Was empfandest du, als du die Schrift lasest?“ antwortete er: „Dies ist himmelweit verschieden von der Hindureligion und steht hoch darüber; es war Frieden und Erquickung für meine Seele.“ — „Wo ist nun dein Ramayana?“ fragte ich weiter. — „Den sehe ich nicht mehr an, der modert jetzt unter dem Dachsparren!“

Audere Einzelheiten und Glaubenserfahrungen, die sie in den vier Monaten ihres Christseins erlebten, muß ich zurückstellen, da es ausführlicher, als meine Absicht war, geworden ist. Die Leute suchten mich dann noch einmal einen Tag auf, und wir hatten wieder gesegnete Stunden.

Ihre dringste Bitte war: „Geben Sie uns einen Lehrer, der in Glauben und Wissen unser Führer sein kann, wir möchten alles genau lernen.“ Einen „geraden, festen Mann“ wollten sie haben, denn ringsherum sei viel Sehnsucht und Verlangen in den Heidenherzen. In einem jungen Mann, Jaymasih, aus meines Bruders Gemeinde, glaube ich den rechten Mann für sie gefunden

zu haben, ich schickte ihn sofort. Er hat in Lohardaga das Upper-Primary-Examen gemacht.

Der andere neue Garten war Dulahat, in dem ich vier Familien fand, die zum Teil gerade von Chota Nagpur gekommen waren.

In Gorela mußte ich zwei Männer und zwei Frauen wegen fortgesetzter Trunkenheit ausschließen. Zwei Opiumessern mußte ich die letzte Frist von drei Monaten geben; an einem seit einem Jahr geretteten hatte ich viel Freude.

Acht Tage lang wollte mich während dieser Zeit das Fieber niederwerfen, aber ich kam gerade noch daran vorbei. Elf Tage war ich im Sibjagar-Distrikt und darauf 3 Tage im Jorhat-Distrikt. Dann ging es nicht weiter, alles verlagte. Acht Tage setzte ich aus, um für die Juni-Reisen frisch zu werden.

Unsere Arbeit unter den Bengalis.

Von Missionar Paul Bartsch in Burulia.

Fährt man mit der Bahn von Ranchi ostwärts, so befindet man sich bald, nachdem man die Station Silli passiert hat, in dem Manbhum-Distrikt, in dem Gebiet der bengalischen Sprache. Von Burulia, der Distrikthauptstadt, aus wird unsere Missionsarbeit unter den Bengalis getrieben, die als solche den Freunden unserer Mission nicht in derselben Weise bekannt sein dürfte, als etwa die Kols-, Ganges- oder Assam-Mission. Es gibt unter den Bengalis blühende Missionsgemeinden, von anderen Missionen gegründet und geleitet, und die Zahl der bisher gewonnenen Bengali-Christen beträgt etwa 140 000. Unsere Mission hat an dieser Zahl nur einen bescheidenen Anteil. Nach dem letzten Zensus beträgt die Zahl unserer Bengali-Christen etwa 1400, das ist ein Hundertstel der Gesamtzahl. Eine Hauptschwierigkeit unserer Arbeit in Burulia besteht darin, daß wir es hier noch nicht mit einer reinen Bengalibevölkerung zu tun haben. Manbhum ist eine Grenzprovinz und die Bevölkerung ist noch stark mit Ureinwohnern vermischt. Unter Ureinwohnern verstehe ich hier die Kurmi-Mahatas, die sich zwar gern als Bengalis bezeichnen, besonders nachdem sie Christen geworden sind, aber doch zweifellos zu den Aborigines gehören.* Die Kurmi-Mahatas sprachen ursprünglich eine eigne Sprache, das Kurmi, haben aber jetzt das Bengali angenommen. Das Kurmi findet sich nur vereinzelt in Dörfern als ein familiärer Dialekt. Der genannte Volksstamm wohnt hier in Manbhum in großer Zahl, findet sich aber auch im Ranchi- und Hazaribagh-Distrikt. Wo die Kurmi-Mahatas mit Kols zusammenwohnen, genießen sie unstreitig einiges

*) Mahato ist ein Parallelnamen der Kurmi, besonders in Manbhum gebräuchlich. Ob ursprünglich dravidisch und erst später mit Hindus vermischt, ob rein arischen Ursprungs und dann mit Draviden vermischt, oder ob von Anfang an ein dravidischer und ein arischer Grundstock vorhanden war, läßt sich bis jetzt nicht nachweisen. Alle drei Hypothesen haben ja ihre Vertreter, doch keinesfalls dürfen die Kurmis als reine Aborigines bezeichnet werden. Die Schwierigkeit ist gerade die, daß sie eine Mischrasse sind. P. Wagner.

Ansehen, und es zeigt sich ihre abgesonderte, höhere Stellung. Das Bild ändert sich aber, sobald wir in ein Bengalidorf kommen. Die Mahatas, wie sie auch kurz genannt werden, haben keine Ehre in den Hütten der Bengalis. Als ich einmal vor Bengalis predigte, und ein Mahata es wagte, sich an der Diskussion zu beteiligen, wurde er von den ersteren einfach zum Schweigen gebracht. Das kennzeichnet so recht die gegen die Mahatas herrschende Gesinnung. Man gibt ihnen den Platz neben den niedrigsten Kasten der Hindus; sie haben kein Recht, Worte der Schastras in den Mund zu nehmen.

Eine so verschiedenartig zusammengesetzte Bevölkerung stellt uns in unserer Arbeit nun auch vor besondere Aufgaben. Auch unsere Wortverkündigung findet, je nach Zusammensetzung der Zuhörer, ganz verschiedene Aufnahme. Wieder sind es die Aborigines, die dem Evangelium geneigter sind. Einige Erfahrungen der letzten Zeit mögen das beweisen.

In Shanghaira fanden wir eine zum größten Teil aus Bengalis bestehende Bevölkerung, und unsere Zuhörer waren meistens Brahmanen. Die Predigt fand deshalb wohl Verständnis, aber doch Ablehnung. Das zeigte sich bei der Diskussion und dem Bücherverkauf. Niemand war zu überreden, auch nur ein Evangelium zu kaufen. Es kostete einige Mühe, sie zur Annahme von Traktaten zu bewegen, die wir doch umsonst abgeben. So machten wir uns denn auf den Heimweg. Wir hatten aber kaum das Dorf verlassen, als einige Männer uns nacheilten und riefen: „Sahib, wir wollen ein Buch kaufen!“ Wir blieben stehen und freuten uns, als die Männer wirklich einige Paisas opferten und zwei Evangelien kauften. Die Leute waren Mahatas.

In Lagda hatten wir ausschließlich mit Bengalis zu verhandeln. Schon beim Betreten des Dorfes durften wir die Abgeneigtheit seiner Bewohnerschaft erfahren. Wir hatten einen Mann gebeten, uns nach einem für die Predigt geeigneten Platze zu führen. Widerwillig ging er mit, verschwand aber bald, indem er noch eine

Anzahl Männer, die sich uns anschließen wollten, mit sich zog. Als wir uns dann in der Nähe eines Dorfgötzen aufstellten und zu predigen angingen, ging auch bald das Streiten los, so daß ich mehrere Male einfach ein Lied anstimmte, und dem Wortgefecht ein Ende machte.

Ähnlich war es auch in Dundumi. Dort dauerte es schon eine ganze Weile, ehe sich einige Leute aus ihren Häusern herausbemühten. Und auch nachdem ich schon fast eine halbe Stunde im Dorfe war, richtete sich meine Ansprache nur an eine kleine Schar von Männern,

während noch einige Weiblein über die Zäune und durch die halbgeöffneten Türen uns heimlich beobachteten. Die Leute waren so unnahbar, daß sie nicht einmal Traktate annahmen. Dem Schullehrer, der gegen Schluß ankam, sagte ich, daß er, als Lehrer der anderen, doch wenigstens alles lesen müsse, was er denn auch nicht bestreiten wollte; so drückte ich ihm einige verschiedene Traktate in die Hand.

Nicht weit von Burulia wohnt der Ketka Raja, der zwar kein Raja ist, sondern nur ein Großgrundbesitzer, aber allgemein Raja genannt wird. Schon oft war ich an seinem Hause vorübergefahren und eben so oft hatte ich ihn vor der Tür im Kreise einiger Getreuen sitzen sehen; so beschloß ich, auch ihm die gute Botschaft anzubieten. Eines Tages stieg ich an seinem Hause ab, und sofort kam die ganze Schar mir entgegen, nach meinem



Kuli-Frau aus den Himalaja-Ländern.

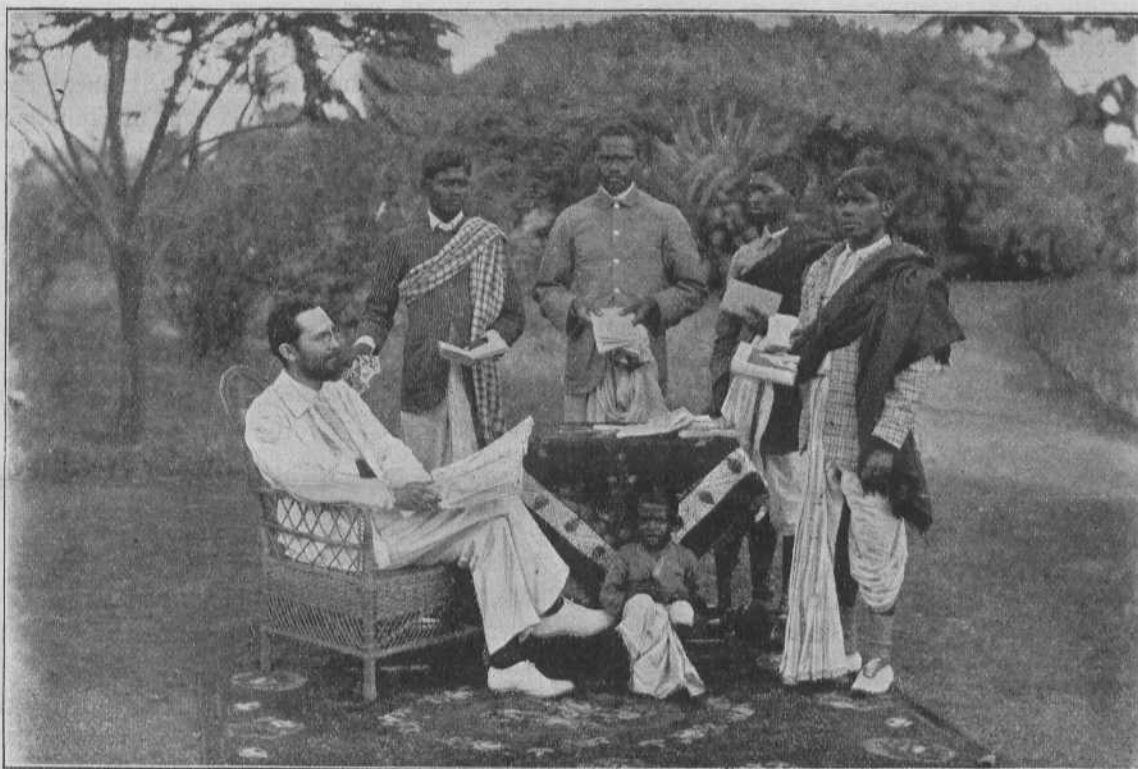
Begehr zu fragen. Der Raja war nicht wenig erstaunt, daß ich nichts anderes wollte, als ihm die christliche Religion predigen. Es wurden jedoch sofort einige Sitzplätze hergerichtet, und man hörte mir mit einiger Aufmerksamkeit zu. Der Raja gab auch die Wahrheit des Gesagten zu, lehnte aber schließlich ab mit der Bemerkung: „Wer seine Religion aufgibt, für den kann es unmöglich eine Erlösung geben“. Ein anderer aus der Gesellschaft war sicherlich schon irgendwann durch das Evangelium angeregt; denn er fragte, ob er nicht auch selig werden könne, wenn er zwar ein Hindu bliebe, aber im Stillen an Jesus glaube. Ich wies ihn auf das Wort des

Herrn: „Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater,“ und ich bat ihn, sich des Heilandes nicht zu schämen. Traktate wurden angenommen; auch als ich fragte, ob man einer Schwester unserer Mission gestatten würde, die Frauen der Rajafamilie regelmäßig zu besuchen, sagte man willig zu.

So gibt es denn auch Bengalis, die bereitwilliger zuhören, aber man kann den Eindruck nicht los werden, daß es nur Höflichkeit bei ihnen ist. Dieses muß ich auch von den Leuten in Bolrampur und Kottnoy annehmen. In dem letztgenannten Dorfe werde ich bereits wie ein alter Bekannter behandelt. Eine größere Schar stellt sich gewöhnlich bald ein, und alle wissen, was ich von ihnen will. Als ich bei meinem letzten Besuche dort

ihrem Spiel lassen wollten. Es bedurfte nicht vieler Worte, und alle lagerten sich um mich, nachdem auch für Sitzgelegenheit gesorgt war. Das Spiel war bald vergessen unter der Erzählung einer biblischen Geschichte und einiger herangezogener Beispiele. Beim Bücherverkauf waren sie sofort bereit, einige Evangelien zu kaufen. Sie sagten: „Es sind schon viele Mahatas Christen geworden, wir wollen das auch lernen.“ Beim Abschiede gestanden sie, noch niemals ein solch schönes Fest gefeiert zu haben.

Nun verstehe ich, warum meine Begleiter sich in den Dörfern gewöhnlich nach den Häusern von Mahatas erkundigten, ehe wir uns irgendwo aufstellten. Sie wußten, daß wir gerade unter diesen viele Hoffnung haben. Wenn ich früher zu sagen pflegte: „Wir wollen doch bei der Verkündigung des Evangeliums keine Unterschiede



Konferenz eines Missionars (Miss. Duschek) mit seinen Stationslehrern.

in meiner Einleitung das schön angelegte Dorf pries mit dem schönen Teich und den festen Häusern, aber tadelte, daß doch kein einziger guter Weg zu finden sei, sagte einer sofort bedeutungsvoll: „Er spricht von dem Religionswege.“ Sie sind Wissende, und doch fühle ich, daß das Wort ihnen nicht zu Herzen geht. Sie glauben nicht, daß das Evangelium auch für sie bestimmt ist. Sie sind Bengalis, und das ist ihnen genug.

Wie ganz anders stellten sich die Leute von Kothlura, einem Dorfe, das fast ausschließlich von Mahatas bewohnt wird! Wir kamen dorthin an einem Tage, als gerade das Rohiniifest gefeiert wurde. An diesem Tage pflegen in den Dörfern allerhand ausgelassene Spiele und Tänze aufgeführt zu werden. Wir fanden auch die Mahatas mit solchen Spielen beschäftigt vor. Ich versprach, ihnen etwas Schönes zu erzählen, wenn sie von

machen, sondern es allen verkündigen, wen immer wir treffen,“ so neige auch ich heute zu der Ansicht, daß wir uns mehr an die Mahatas halten sollten, die bereits mit der Tatsache eines Uebertrittes zu rechnen scheinen. Andererseits müssen wir aber bedenken, daß wir die Bengalis zurückstoßen würden, wollten wir in einem Dorfe nur die Mahatas aufsuchen. Daß die Bengalis auch zu haben sind, beweisen die vielen bereits bestehenden Bengali-Gemeinden, und daß sie ein vielversprechender Gewinn sind, wissen alle, die die Bengalis kennen. Es gibt ganz hervorragend gebildete Bengali-Christen, und sie haben bereits ein gut Teil christlicher Bengali-Literatur geschaffen. So gehört viel Weisheit zur Arbeit unter der gemischten Bevölkerung Manbhums, und der Herr gebe sie uns, die wir auf diesen Posten gestellt sind.

Eine Reise hinauf in die Himalaja Berge.

Von Frau Missionar Wagner in Almora.

Wir haben in 2 Tagen und Nächten die weite Ebene des nordöstlichen Indiens mit dem Express-Zuge durchquert und sind zur Endstation am Fuße des mächtigen Himalaja-Gebirges angelangt. Hier warten Träger und Dandys auf uns. Eine Dandy ist eine Art Tragstuhl in Form eines Rahnes, deren 2 Querbalken, vorne und hinten, von je zwei starken Bergleuten auf den Schultern getragen werden. Wir machen uns unsern Tragstuhl mit Kisten und Decken bequem, das Gepäck wird verschiedenen Lastträgern anvertraut, und die Herren besteigen kleine, kräftige Berg-Ponys, um die Tour von 40 englischen Meilen hinauf ins Gebirge zurückzulegen. Ist der festgesetzte Lohn für Gepäck- und Dandy-Träger, Pony und Reitknecht ausgezahlt, können wir unsere Reise fortsetzen. Der Weg durch das Gebirge ist hohes Entzücken, aber schwach und nervös darf man nicht sein. In schwindelnder Höhe geht es vorbei an schaurigen Abgründen, wildes Bergwasser stürzt sich hinab in zischendem Gebraus, man schließt die Augen und wagt kaum hinabzusehen in die gährende Tiefe. Immer höher geht es hinauf, wir kommen durch herrliche, große Nichtenwälder, und die Rhododendron mit ihren scharlachroten Blüten erwecken unsere Bewunderung. Große Affen schaukeln sich von Ast zu Ast auf den wiegenden Zweigen starker Eichbäume und werfen uns ganz tollkühn in ihrem Uebermut grüne Zweige zum Gruß zu. Ueberladen sind die Bäume von bunten Schlinggewächsen und grünem Moos. Hin und wieder begegnen uns Lastträger, kurze, gedrungene, starke Figuren, die für die Bergstationen Lebensmittel hinaufbefördern, auch Briefträger mit großen, gefüllten Lederbeuteln eilen an uns vorüber, und das Klingling der Schellen an ihren Spießern ertönt weithin durch die klare Stille. An den Abhängen weiden Büffel, Kühe, Ziegen, viel besser genährt, als die armen Geschöpfe in der trockenen, heißen Ebene. Auf grünen Ackerfeldern voll Reis, Weizen, Hafer sieht man Männer und Frauen fleißig beschäftigt, und überall erschallen ihre fröhlichen Stimmen in guter Laune und voller Lust. Man hört die Bergvölker viel singen mit ganzer Herzlichkeit. Jetzt kommen wir an großen Obst-Anlagen vorbei, die Bäume hängen voll der schönsten Äpfel, Birnen und Aprikosen, die hier prachtvoll gedeihen. Nun umschließen uns wieder rechts und links Steinkolosse. Mühsam aber furchtlos verfolgen die Träger den schmalen Fußpfad. Wir passieren eine enge Brücke, wird sie uns halten? Sie ist fest und solide gebaut aus Eisenstangen und gestützt auf Steinpfählen. Aber wie es unten zischt und braust von wilden Wasserfällen und wie die zackigen Felsenvorsprünge gleich gewaltigen Armen sich vorstrecken als wollten sie uns fassen und hinabziehen in die grauerregende Tiefe! Man atmet erleichtert auf, führt der Weg durch einen friedlichen Wald voll Duft und Vogel-

gezwitscher. Endlich nach 4 Stunden haben wir die ersten 10 englischen Meilen zurückgelegt und das erste Rasthaus erreicht. Diese Rasthäuser sind eine bequeme Einrichtung von der englischen Regierung. Kleine, feste Steinhäuser, auf der Spitze eines Hügels erbaut und von grünen Bäumen beschattet. Mit den nötigsten Möbeln sind die verschiedenen Zimmer ausmöbliert, die Fußböden mit Matten belegt, und eine Badestube an jedes Zimmer anschließend, Küche und Ställe befinden sich draußen. Ein Wärter, von der Regierung besoldet, ist stets bereit, nach unsern Wünschen zu fragen, und der heiß-siedende Tee und einige gekochte Eier stehen bald einladend vor uns auf dem Tisch. Kranke und schwache Leute haben mit den 10 ersten englischen Meilen genug und ruhen in harten Betten bis zum nächsten Aufbruch. Wie köstlich erfrischend der erste Morgenhauch und die im Frührot erglänzende Pracht der hohen Berge! Als ob sie sich noch höher gestreckt über Nacht, als ob das Rauschen in den schlanken Edeltannen ehrfurchtsvolle Morgenandacht verkündet, der vielstimmige Chor der Vögel, das Blöken der Rinder und Schafe den neuen Tag begrüßt, überall neues, frisches Leben in Höhen und Tiefen! Wenn wir im Rasthaus unsere Rechnung bezahlt haben und die Träger zusammengerufen sind, kann die Reise weiter gehen. Erfrischt und gestärkt von der Nachtruhe unterhalten sich auch unsere Träger sehr lebhaft, leider verstehen wir nur wenig von ihrem Berg-Dialekt. Der feuchte Moosteppich zu unsern Füßen strömt empfindliche Kühle aus, sodaß wir uns fester einhüllen in Decken und Mäntel. Bald sind wir so hoch, daß die Schneeberge des Himalaja in Sicht kommen. Weit, weit am Horizont sticht das schneeige Weiß von dem dunkelblauen Himmel ab. Jeder freie Ausblick im dichten Wald wird zum Halten genommen, um dieses unvergleichlich schöne Bild in uns aufzunehmen. Nach 30 englischen Meilen Aufstieg zeigen uns die Träger auf dem gegenüberliegenden Hügel das Ziel unserer Reise, Almora. Wir ruhen noch einmal im Rasthaus, und die entzückende Reise scheint fast zu schnell beendet, als wir am nächsten Tag müde zwar, aber tief ergriffen und erfüllt von der herrlichen Gebirgswunderwelt, Almora, 6000 Fuß hoch gelegen, erreichen.

„Groß sind die Werke des Herrn, wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran.“ Ps. 111, 2.

Ein Brief des Missionars B. Lauzemis über den gegenwärtigen Stand seiner Arbeit in Frisipur.

Darjeeling, 1. Juni 1910.

Liebe Freunde!

Diese Zeilen schreibe ich diesmal auf dem Himalaja-Gebirge, 7000 Fuß über dem Meerespiegel, und bin herzlich dankbar, daß ich mit meiner Familie der furchtbaren Hitze der Ebene für zwei Monate habe entrinnen können, um uns hier zu erholen und neue Kraft für die weitere

Arbeit zu suchen. Ebenso sind wir Gott und den lieben Freunden von Herzen dankbar, daß wir, von hier zurückgekehrt, in unser neues, schönes Haus werden einziehen können, und daß somit für uns die Not der drückenden Wohnungsverhältnisse ein Ende haben wird. Unser neues Wohnhaus ist nun endlich fertig, recht lange hat die Bauerei gedauert, viel Mühe, Sorgen und Verdruß hat sie gebracht, aber auch nicht wenig Geld gekostet, das mühsam gesammelt werden mußte, aber doch nicht reichte, daher auch noch Schulden gemacht werden mußten; viel Not machte die Beschaffung des Bauholzes, schier zur Verzweiflung konnten einen die dummen und faulen Maurer bringen, wenn sie bei Gelegenheit ihrer heidnischen Feste, deren sie eine Unzahl haben, oder bei einer Hochzeit im Dorfe, nun Tag und Nacht betrunken herumlagen und erst wiederkamen, wenn daselbst alles verzehrt war, so daß der Bau manchmal eine Woche oder länger ruhen mußte; oder wenn Tischler, die man nach langem Suchen auf eigene Kosten von weit her hatte kommen lassen, mit der Aussicht auf höheren Lohn in den nahe gelegenen Bergwerken einen bald wieder im Stich ließen und davon liefen, und man nun wieder wochen- und monatelang nach neuen Holzarbeitern suchen mußte; oder wenn sogar heidnische Kulis der Gärtner-, Delpresse- und anderer Kasten mit den Angehörigen der Diebeskaste — hier gibt es tatsächlich eine professionelle Diebeskaste, deren Glieder vielfach ein recht verwegenes Aussehen haben, zum großen Teil unter polizeilicher Aufsicht stehen und allgemein verachtet sind — weder ein Stück Holz aufheben, noch an einem Seil zusammen ziehen mochten und selbst in der Hungersnot lieber die Arbeit aufgaben und hungerten, als daß sie sich so erniedrigt und gemein gemacht hätten, — ja, dann erschien einem das Bauenmüssen wie eine Strafe. Aber nun ist, Gott sei Dank, all diese Not überstanden, ich habe die Leute unserer nächsten Umgebung besser kennen gelernt und bin ihnen näher getreten, und das gibt zugleich viel wertvolle Anknüpfungspunkte zur Predigt des Evangeliums für die Zukunft. Auch kann ich jetzt der Mission ein recht solides und komfortables Wohnhaus übergeben, in welchem sich auch alle nach uns recht wohlfühlen werden. Die Fundamente des Hauses sind hoch und fest, so daß Schlangen und anderes Ungeziefer nicht so leicht in dasselbe Eingang finden werden. Die Wände sind aus gebrannten Steinen errichtet und für die Fußböden habe ich viel Zement verwendet, und es ist zu hoffen, daß wir dort auch nicht von den leidigen weißen Ameisen zu leiden haben werden, wie es im alten Hause der Fall war. Die Zimmer sind geräumig und hoch, und unter den Balken sind Luftlöcher vorhanden, durch welche über Nacht die heiße Luft entweichen und kühlere einströmen kann — eine große Notwendigkeit für die Tropen, deren leider viele unserer Missionshäuser entbehren und darum die Hitze in denselben oft zum Ersticken hoch kommen lassen. Nur ausgesuchtes und gesägtes Kernholz wurde zum Dach verwendet, und die besten Dachsteine, welche in Indien zu haben sind, habe ich mir von weit her

kommen lassen, so daß wir endlich auch trocken werden wohnen können. Eine Dachreparatur wird es da in vielen Jahren nicht geben, überhaupt wird sich die solide Ausführung des Ganzen in den Minderforderungen für Reparaturen angenehm bemerkbar machen. Schon jetzt zeigt es sich, wie gut es war, in Tharjuguda-Trisiapur ein größeres Wohnhaus zu bauen, da zu Beginn dieses Jahres der Schnellzug bei unserer Nachbarstation Rajgangpur zu halten aufgehört hat und alle aus der Heimat kommenden und über Bombay nach Viru reisenden Geschwister sich wohl länger oder kürzer bei uns aufhalten und dann den Personenzug weiter benutzen werden müssen. So wird sich unser neues Wohnhaus sowohl für die betreffende Missionsfamilie als auch für die Missionsarbeit als ein großer Segen erweisen.

Inzwischen hat aber meine Gesundheit unter all den Strapazen schwer gelitten, meine Nerven waren herunter, meine Augen waren von der glühenden, grellen Sonne, der sie täglich so viel ausgesetzt wurden, sehr angegriffen, mein altes Halsleiden war wiedergekehrt, und der Arzt riet zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt in einem kühleren Klima. Mein liebes Weib hatte während der vier heißen Zeiten in dem alten engen Hause auch viel ausgehalten und sah jämmerlich aus, unser ältestes Töchterchen hatte schon eine ganz gelbe Farbe bekommen und mochte weder essen noch schlafen. Da mußte etwas geschehen; aber Reisen kostet Geld, und die Mission konnte uns nichts dazugeben, das Gehalt, oder richtiger, der Unterhalt, den sie uns gewährt, will nicht einmal für die täglichen Lebensbedürfnisse reichen. Da hatte aber Gott schon freundlich vorgesorgt, und zwar auf folgende Weise.

Vor nun über einem Jahre war's, da hatte ein Jäger nicht weit von unserer Station im Gebirge die Höhle einer Tigerin entdeckt, welche darin mit ihren Jungen hauste. Bekanntlich frist der männliche Tiger seine ganz kleinen Jungen auf und erkennt sie erst an, wenn sie größer sind, darum versteckt sich eine Tigerin, wenn sie Mutter werden soll, und hält sich mit ihren Jungen längere Zeit verborgen. Unser Jäger wartete nun eines Tages ab, bis die Tigermutter auf Raub ausging, nahm sein geladenes Gewehr zwischen die Zähne und einen Sack auf den Rücken und kroch in die Höhle hinein, wo er vier Zunge vorfand, sie in den Sack steckte und dann schleunigst die Flucht ergriff. Eines dieser Jungen wurde mir dann auf unserer Station zum Kauf oder vielmehr zum Tausch gegen meine alte Flinte angeboten. Ich ging auf den Handel ein und übernahm das Tierchen, das noch kaum kriechen konnte, aber doch schon die Größe einer ausgewachsenen Katze hatte. $7\frac{1}{2}$ Monate lang haben wir die kleine Bestie mit der Milchflasche groß gezogen, und überaus spaßig war es zu sehen, wenn der angehende Königstiger auf dem Boden seines Käfigs lag und behaglich seine Milchflasche trank, anders mochte er die Milch nicht haben, selbst als er schon stattlich groß geworden war und 6–8 Flaschen täglich brauchte und daneben noch bis 4 Pfund Fleisch verzehrte. Sehr inter-

effant war es, die Entwicklung des Tieres zu beobachten. Den gierigen, lauernden und durchdringenden Blick hatte es schon im Alter von einigen Monaten, und seine Pranken waren von Anfang recht groß, und das Schlagen mit denselben nach der Rute oder nach einem Menschen übte er schon sehr früh, obgleich er sonst recht zahm und harmlos blieb, nach blutigem Fleisch war er stets sehr begierig. In der Gefangenschaft solch ein Tier groß zu ziehen ist besonders schwierig, da ihm die nötige Bewegung fehlt und seine Nahrung zum großen Teil aus rohem Fleisch besteht, und ich habe gar manchmal sein Arzt sein müssen, wobei das Eingeben von Medizin durchaus keine leichte Sache war. Viele solcher Tiere gehen auch hier in Indien ein, uns ist es aber mit Gottes Hilfe gelungen, dieses furchtbarste aller Raubtiere so weit groß zu ziehen. Ein Agent, der eigens zum Ankauf wilder Tiere von Deutschland nach Indien gesandt worden war, hörte in Calcutta von unserm Tiger, kam zu uns herüber, kaufte ihn und nahm in gleich mit. Der Kaufpreis betrug aber so viel, daß wir mit demselben fast unsere ganze Reise in die Berge bezahlen konnten.

So hatte Gott über Erwarten gnädig geholfen, und nach Seinem Willen mußte auch einmal ein Tiger der Mission einen guten Dienst erweisen.

Sind nun mit dem Bau des Wohnhauses für mich und meine Familie bessere Lebensbedingungen geschaffen, und ist damit zugleich in unserm alten Hause einem ledigen jungen Bruder Platz gemacht, so wird jetzt auch meine lange gehegte und vielfach zurückgedrängte Sehnsucht, in dem weiten, zu Tharsuguda-Frisiapur gehörigen Gebiet, viel zu reisen, zu predigen und zu lehren, erfüllt werden. Zwar kommen wir bei unserer Rückkehr gerade in die Regenzeit hinein, und alles weitere und längere Reisen ist durch diese selbst verhindert; aber gerade in der Zeit, wenn die Bauern alle vollauf mit ihrer Feldarbeit beschäftigt sind, können unsere eingeborenen Gehilfen im Distrikt nur wenig tun, und wir nehmen sie dann zu einem längeren Fernkursus auf die Station, um sie in biblischer Geschichte und Bibelfunde, Bibelauslegung und Kirchengeschichte, in der Kunst des Unterrichtens und Predigens, im Katechismus und im Gesange weiter zu bilden und sie so für ihre Arbeit fähiger zu machen. Auch hat das Bauen auf der Station überhaupt noch nicht aufgehört, noch fehlen ein Knabenschulhaus und Lehrer- und Leutewohnungen, Wirtschaftsgebäude, später ein Mädchenschulhaus und zuletzt noch eine Kapelle; aber der jüngere Bruder kann die Bauarbeiten und auch die schon vorhandene kleine Missionschule leiten. Die letztere besteht wohl auch schon, aber statt 20 Knaben, welche mir für den Beginn von meiner Behörde bewilligt sind, habe ich mit großer Mühe nur 12 zusammen bekommen können, obgleich etwa 200 schulfähige Kinder (Mädchen einge-

schlossen) in der Gemeinde vorhanden sind und das geforderte Kostgeld kaum halb soviel beträgt als zur Unterhaltung eines Kindes nötig ist; so wenig haben bisher die armen Menschen die Notwendigkeit und den Segen einer Schulerziehung begriffen, und es wird bei den Reisen in der Gemeinde meine besondere Aufgabe sein, auch für die Schule fleißig zu werben. Heiden des Ortes halten sich bisher wegen des Religionsunterrichtes, den wir erteilen, von der Schule fern.

Große Scharen aber in der Gemeinde harren des Katechumenen- und Konfirmandenunterrichtes. Wohl habe ich vereinzelt auch auf der Station unterrichtet und getauft, habe während des letzten Jahres auch viele Christen in ihren Dörfern aufgesucht und in den Kapellen Gottesdienste gehalten und die Sakramente verwaltet, den Leuten auch in ihren mancherlei Nöten beigegeben; aber zum längeren Aufenthalt unter ihnen, zum Evangelisieren und zusammenhängenden Lehren des Wortes Gottes ist es aus Zeitmangel leider nicht gekommen. Und doch sollte nächst der Predigt des Evangeliums zu den Massen die gründliche Unterweisung in den Grundwahrheiten des Christentums die Hauptarbeit des Missionars sein und bleiben, damit die vielen, welche sich äußerlich unsern Gemeinden angeschlossen haben, nun auf Grund des gehörten und gelernten Wortes Gottes sich auch innerlich und von Herzen für Christus entscheiden, und wir beklagen es tief, daß wir diese grundlegende Arbeit aus Mangel an Missionaren zum großen Schaden der Gemeinden und der Missionsarbeit bisher hauptsächlich unsern oft so überaus schwachen eingeborenen Helfern überlassen mußten. Daß jetzt meine Hände für solche Arbeit frei geworden sind, erfüllt mich mit besonderer Freude und Dankbarkeit, und ich bitte die lieben Freunde herzlichst, auch dieser meiner Arbeit mit Fürbitte und Handreichung treulichst zu gedenken.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr ergebener B. Lauzemis.

Nachrichten.

Missionsinspektor P. Dr. Roemer hat einen Ruf als geschäftsführender Direktor der deutschen Orient-Mission erhalten und angenommen. Dem zum 1. Oktober aus unserem Verbande scheidenden Mitarbeiter dankt auch an dieser Stelle unsere Mission für alle ihr während einer Zeit von neun Jahren erwiesenen Dienste und Förderungen und wünscht einen gesegneten Eingang in das neue wichtige Amt.

* * *

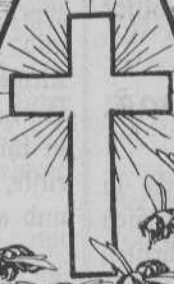
Einen neuen heimischen Berufsarbeiter begrüßen wir in Pastor Förtisch aus Bamberg, den das Kuratorium zum Missionsinspektor berufen hat.

* * *

Missionar J. Szallies ist zu einem 1½ jährigen Urlaub heimgekehrt und hat in Sagan (Niederlausitz) Wohnung genommen. Er ist bereit, in allerlei Missionsgottesdiensten unsre Sache zu vertreten.

Inhalt: Nur Einer. — Suchen und Finden in Assam. — Unsere Arbeit unter den Bengalis. — Eine Reise hinauf in die Himalaja-Berge. — Ein Brief des Missionars B. Lauzemis. — Nachrichten.

Verantwortlicher Redakteur: Missionsdirektor Kausch, Friedenau, Handjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zilleßen) Berlin C. 19, Ballstraße 17/18. Verlag der Buchhandlung der Gossnerschen Mission, Friedenau-Berlin. — Der Jahrgang kostet 1,25 Mk.



DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

MONATSBLAT DER GOSSNER'SCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 11

Friedenau, November 1910

77. Jahrgang

Durch Buße zum Leben.

Da sie das hörten, schwiegen sie stille, und lobten Gott und sprachen: „So hat Gott auch den Heiden Buße gegeben zum Leben!“ Apostelgeschichte 11, 18.

Als Petrus von seiner Missionsreise nach Cäsarea zur Taufe des heidnischen Hauptmanns Cornelius und seiner Familie nach Jerusalem zurückgekehrt war, fand er bei seinen christlichen Landsleuten einen nichts weniger als freundlichen Empfang. Die engen, strengen Judenchristen stießen sich daran, daß der Apostel in ein heidnisches Haus gegangen war und mit den Ansässigen Tischgemeinschaft gepflogen hatte. Aber Petrus kann sich nicht besser rechtfertigen als durch ausführliche Erzählung des ganzen Herganges.

Im Gebet war er gewesen, als er eine himmlische Erscheinung hatte und eine himmlische Stimme hörte. Unmittelbar darauf standen vor ihm drei heidnische Männer aus Cäsarea. Zugleich gebietet ihm der Geist Gottes, mit ihnen zu gehen. Dort erfährt er, daß Cornelius durch eine Engelserscheinung beauftragt worden sei, jene Boten zu ihm zu senden. „Simon, mit dem Zunamen Petrus, wird Dir Worte sagen, dadurch Du selig werdest und Dein ganzes Haus.“ So hatte der Himmelsbote gesprochen. Schon hebt der Apostel seine Verkündigung an, als in der Weise des Pfingsttages der heilige Geist auf die heidnischen Leute herniederkam. „Er fiel auf sie“, so plötzlich wie damals auf uns, sagt Petrus. Nun war es völlig klar: Empfingen die Heiden die gleiche geistliche Gnadengabe wie die Urapostel, so waren auch sie zum Heil berufen, so war Petrus gerechtfertigt, als er sie taufte. Es hätte heißen, Gott widerstreben, hätte er anders gehandelt.

Da mußten denn auch die Einwände der Besorgten stille schweigen, und ergriffen von dem Gehörten brachen

sie in einen Preis des Gottes aus, der auch den Heiden die Buße geschenkt habe, die zum Leben führt.

Es gibt auch eine Buße, es gibt auch Büßungen, die zum Tode führen. Wer hätte z. B. nicht schon gehört von jenen Bußmartern gewisser Inder, die buchstäblich auf Abtötung von Geist, Seele und Leib hinauslaufen! Es gibt aber auch im Abendlande, ja überall wo arme Sünder wohnen, Selbstquälereien des Gewissens, die in Verzweiflung, Nacht und Grauen endigen. Sobald die Buße unser eigen Werk sein soll, muß erst recht unsre völlige Ohnmacht, es zu einer vor Gott giltigen Gerechtigkeit zu bringen, offenbar werden. Die wahre Buße aber ist nicht Zergrübelung, Zerfleischung, Zermalmung des eigenen Ich, sondern eine von Gott gewirkte „Umsinnung“ mit der Richtung auf Ihn, der das Leben ist und das Leben gibt.

Die Judenchristen in Jerusalem erkennen sehr wohl, daß das, was jenen Heiden in Cäsarea widerfuhr, maßgebend sei für die Heiden überhaupt. Sie begreifen vollkommen die grundsätzliche Bedeutung jenes Ereignisses. „So hat Gott auch den Heiden Buße gegeben zum Leben.“ Also ist der Heide Cornelius auch ein Erstling, dem ungezählte Scharen folgen.

Für Juden und Heiden, kurz für alle Menschen, ist der Weg zu Gott einer und derselbe: Nur durch Buße geht's zum Leben. Aber weil das Ziel so herrlich ist, darum ist auch das Mittel köstlich. Es klingt so hart, so rau, so demütigend: „Tue Buße!“ Allein lieblich tönt das Wort „Buße“ dem, der da weiß, daß es eine Herz und Sinn erfreuende und belebende Gabe Gottes bedeutet. Wenn das Alte, Faule, Morsche fällt, und ein Reines, Neues, Gutes entsteht an dessen Stelle, wer jubelt nicht darüber?

Können wir aus eigener Erfahrung Gott loben, daß er uns das unbeschreiblich kostbare Gut der Sinnes-

erneuerung geschenkt hat? Erhebt unsre Seele den Herrn, daß er in diesen unsren Zeiten auch so vielen Heiden auf den Missionsfeldern durch Buße zum Leben verhilft?

Der Erstling unter den Korwas.

Von Missionar Ferdinand Grätisch in Kinkel.

Am 12. Juni feierten wir in der neuen Kirche in Kinkel ein Tauffest, das wert ist, auch weiteren Kreisen bekannt zu werden. Es war die Taufe des ersten Christen aus den Korwas. Dieser Volksstamm bewohnt den Nord-Westen von Jaspur. In ihren unwegsamen und unwirtlichen Bergen haufen sie, noch gänzlich unberührt von aller Kultur. Dem Raja von Jaspur sind sie untertänig. In Wirklichkeit aber scheinen sie ein unabhängiges Leben zu führen. Einzelne Familien sind ausgewandert oder vielleicht auch von ihren Stammesgenossen vertrieben und haben sich in den Bergen Virus niedergelassen. Hier haufen sie mitten im Dangel zu zwei oder drei Familien. Sie nähren sich von etwas Felddbau und verfertigen auch Stricke und Körbe, die sie auf den Bazaren verkaufen. Die Hauptpassion der Männer aber ist die Jagd. Kein Tier und kein Vogel ist vor ihren Pfeilen sicher. Mit erstaunlicher Sicherheit treffen sie ihr Ziel. Befindet sich der Korwa auf dem Jagdpfade, dann steckt er seine Pfeile nicht in den Gürtel, wie es die Kols tun, sondern hängt sie mit den Widerhaken in seinen großen Haarknoten. Dieser Kopfsputz gibt ihm dann ein außerordentlich wildes und kriegerisches Aussehen.

Etwa 2 km von Kinkel, in Dhangrinacha, ist solch ein Korwadorf. Ein junger Mann hatte vor längerer Zeit zuerst in Betna, dann in Karaigura, bei Christen Dienst als Knecht genommen. Hier lernte er christliches Leben kennen und hörte auch öfter Gottes Wort. Er faßte dann den Entschluß, auch Christ zu werden, und fing an, Gottes Wort zu lernen.

Phulmani, eine Bibelfrau, bereitete ihn zur Taufe vor. Er ist schon verheiratet. Seine Frau lebt bei seinen Eltern. Schwierigkeiten scheinen ihm seine Angehörigen nicht bereitet zu haben. Ja, Phulmani erzählt, daß sein Vater, wenn er seinen Sohn besuchte, sich mit hingesezt habe, um dem Unterrichte zuzuhören.

Auf den dritten Sonntag n. Tr. wurde die Taufe angesetzt. Einige Stunden vor dem Gottesdienst ließ ich ihn rufen, um ihn zu prüfen, ob er auch reif für die Taufe sei. Er hatte ganz gut gelernt. Den Katechismus konnte er fast ohne Fehler hersagen, und manche seiner Antworten zeugten, daß er das Gelernte auch verstanden hatte. Auf die Frage, warum er die heilige Taufe begehre, antwortete er: „Damit ich vom Teufel und den Bhuts erlöst werde.“ Als ich ihn fragte, welchen Namen er sich ausgewählt habe, antwortete er nicht mit dem gewöhnlichen „Ap ki khushi“ (welchen Sie mir geben), sondern sagte „Naphael“. Ich erklärte ihm dann, daß der Name „Gott hat geheilt“ bedeute. So will Gott ihn durch die Taufe von der Sünde heilen, damit seine Seele gesund werde. Nach gemeinsamem Gebet gingen

wir dann zur Kirche. Nach der Predigt wurde in Gegenwart der ganzen Gemeinde die Taufhandlung vollzogen. Mit lauter Stimme bekannte er seinen Glauben und wurde dann in die Gemeinschaft Gottes und der Kirche aufgenommen. Darauf ermahnte ich die Gemeinde, treulich für diesen Erstling zu beten, daß der Herr sich in ihm kräftig erweise und ihn zu seinem Werkzeug ausrüste, damit er ein Salz unter seinen Volksgenossen werde, und auch die Uebrigen der Korwas bekehrt werden.

Wie sieht's jetzt in Jaspur aus?

Von Missionar Ferdinand Grätisch in Kinkel.

Nach dem Tode Br. Staubers wurde mir die Arbeit in dem zu Kinkel gehörigen Teile Jaspurs übertragen. In den ersten Tagen des Mai siedelte ich von Rhutitoli nach Kinkel über. Einige Tage vergingen, bevor wir uns einigermaßen eingerichtet hatten. Dann aber hieß es: „Auf, in die Gemeinde!“ Reisezeit wars ja nicht mehr. Mai ist der heißeste Monat. Und in diesem Jahre war er besonders heiß. Sonst bringen Gewitterregen ab und zu eine kleine Abkühlung; aber dieses Mal schauten wir vergeblich nach Wolken aus. Tag für Tag sandte die Sonne ihre alles versengenden Strahlen vom klaren Himmel herab. Die Hitze steigerte sich oft bis ins Unerträgliche. Fast den ganzen Monat hindurch stand das Thermometer mittags im Schatten auf 33° R. Die Nächte brachten auch keine Erquickung. Kaum, daß es ganz frühe am Morgen etwas kühler wurde. Nur dadurch, daß man schon morgens um 7 Uhr Fenster und Türen fest verschloß, konnte man die Temperatur im im Hause etwas erträglich erhalten. Wie mußte es nun erst draußen im Zelte sein, wenn die heißen Mittagswinde wehen? Aber es mußte sein, da die Regenzeit nicht mehr fern war, und der große Jb-Fluß mich dann von der ganzen Gemeinde trennt. Am 18., in aller Frühe, brach ich auf. Der Komet am östlichen Himmel, mit seinem breiten, hellglänzenden Schweife, leuchtete uns auf dem Wege. Er gewährte einen prächtigen Anblick. Am andern Tage sollte schon die große Katastrophe stattfinden. Wenn man sich den Riesenschweif, der fast bis zum Zenit reichte, ansah, konnte man schon auf den Gedanken kommen, daß es am Ende doch nicht so ganz ungefährlich sein werde. Mit sehr mißtrauischen Blicken sahen ihn die Eingeborenen an. Sollte er auch nichts Schlimmeres bringen, so doch zum mindesten eine große Hungersnot. Unser Weg ging zuerst nach Kondra. Br. Karsten wollte mit mir diese Tour machen, da in Jaspur mehrere Trauungen zu vollziehen waren, und ich noch keine Traulizenz besaß. Gerade als die Sonne anfang heiß auf den Rücken zu brennen, erreichten wir den Ghat, den Aufstieg auf ein höheres Plateau. Leicht hatte es mein kleines Pferdchen beim Klettern nicht. Für mein Gewicht ist es nicht gebaut. Doch was war zu machen! Immer höher gings, langsam aber doch stetig. Wenn man schon glaubte oben zu sein, versperrte ein noch höherer Berg die Aussicht. Endlich um 11 Uhr, als schon Menschen

und Tiere sehr von der Hitze zu leiden anfangen, erreichten wir den höchsten Gipfel. Vor uns tat sich ein großes Hochplateau auf, und in der Ferne sahen wir auch das kleine, halbfertige Häuschen, das sich Br. Karsten baut, schimmern. Es hatte aber noch kein Dach, und wir mußten im Zelte Schutz vor der Hitze suchen. Unter riesigen Ambabäumen, die ihre Zweige wie schützend fast über das halbe Missionsgrundstück ausbreiteten, waren sie aufgeschlagen.

Nach einer kleinen Erfrischung ging ich hinaus, mir die jüngste „Station“ unserer Mission etwas näher anzusehen. Alles ist noch im Werden. Ein ganz nettes Schulhaus und Wohnungen für die Lehrer und Angestellten sind schon da. Bangalow — wenn man es so nennen darf — und Küchenhaus waren erst im Rohbau fertig. Doch Br. Karsten hoffte, sie noch vor der Regenzeit so weit fertig zu stellen, um sie benutzen zu können. Unter einer großen Banyane saßen einige Töpfer, die auf ihren Drehscheiben Dachziegel machten. Das Allerauffälligste in Kondra war der Unterschied in der Temperatur. Im Vergleich zu Kinkel war die Luft angenehm kühl. Fast wollte es wie Reid in meinem Herzen aufsteigen. Als ich dann aber sah, in wie primitiven Verhältnissen Br. Karsten nun schon jahrelang hier gelebt hatte, da freute ich mich mit ihm, daß er als Ersatz wenigstens die schöne, kühle Luft hat.

Kondra liegt hart an der Grenze Jaspurs. Von hier aus soll die Begründung einer christlichen Gemeinde im heidnischen Reiche Jaspur zur Ehre des Herrn Jesu eingeleitet und fortgeführt werden. Jaspur liegt in gleicher Höhe mit Kondra. War es hier sehr angenehm kühl, würde es dort sicher ebenso sein. Es schien so, als ob diese Reise mehr eine Erholungsreise werden sollte. Ich bedauerte, nicht schon früher aufgebrochen zu sein. Mir lag sehr viel daran, meine ganze Gemeinde kennen zu lernen; und darum hieß es eilen, um bis zur Regenzeit fertig zu sein. Am nächsten Tage ging's nach Jaspur hinein.

In den letzten Jahren sind immer wieder die Augen der Missionare und der Missionsfreunde in der Heimat auf Jaspur gelenkt worden. Großes hat der Herr unter den vom Raja und den Zamindaren geknechteten Uraus getan. Eine reiche Ernte ist bereits eingebracht worden, und mancher von ihnen trägt schon vor Gott das Ueberwinderkleid, das gewaschen ist im Blute des Lammes. Mit erwartendem Herzen überschritt ich zum ersten Male die Grenzen dieses Landes, um Augenzeuge der Großtaten Gottes zu werden, und mit Hand anzulegen am Reize des Evangeliums.

Zwei Tage hielten wir uns in der Gemeinde Bruder Karstens auf. Hier und da waren Amtshandlungen zu verrichten und Gemeindeangelegenheiten zu erledigen. Ich drängte aber vorwärts, um in meine Gemeinde zu kommen. Am Nachmittage des zweiten Reisetages führte uns unser Weg durch einen schauerlich wilden Gebirgskessel. Nur ein schmaler Fußpfad schlängelte sich am Abhang des Berges entlang. Auf einer vorspringenden

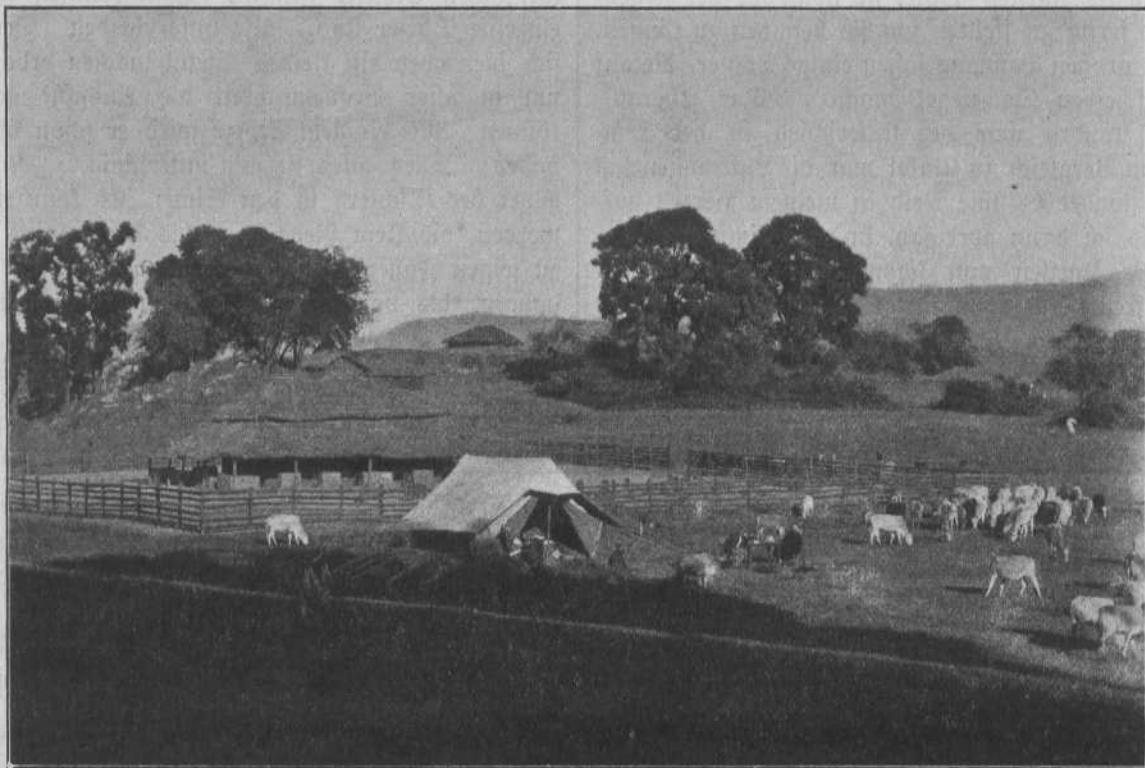
Felskante stand der Tigerschießstand des Raja, ein auf 4 etwa 20 Fuß hohen Pfählen erbautes Gerüst. Durch diesen Zangel mußten wir durch, und es hätte mich nicht zu sehr gewundert, wären wir hier einem Tiger begegnet. Unser Weg führte dann einen glatten, steilen Berg hinunter. Ich zog es vor, abzustiegen, während Br. Karsten, mit seinem stärkeren Pferde, reitend glücklich unten anlangte. Da, bei einer Biegung des Weges, blieb ich vor Verwunderung stehen. Eine wundervolle Aussicht tat sich vor unsern Blicken auf. Das Gebirge fiel hier fast senkrecht ab, und von unserm Platze aus konnten wir den ganzen südwestlichen Teil Jaspurs übersehen. Auch einige Berge Virus waren deutlich zu erkennen. Vor uns lag eine große Ebene, aus der einzelne Bergkegel emporragten. Das ganze Land unter uns war in einen weißlichen Schleier gehüllt. Doch konnten wir deutlich einzelne Dörfer und Flüsse unterscheiden. Der Raja hat sich hier oben ein kleines Steinhäuschen erbauen lassen, um in aller Bequemlichkeit die Aussicht genießen zu können. Mit einigem Stolz wird er schon öfters gesagt haben: „Dies alles ist mir untertänig.“ Mir kam das Wort des Dichters in den Sinn: „Es kann nicht Friede werden, bis Jesu Liebe siegt, bis dieser Kreis der Erden zu seinen Füßen liegt.“ Wie lange wird es wohl noch dauern, bis von dieser Stätte ein leuchtendes Kreuz in die Ebene Jaspurs hinabgrüßen wird? Es war schon spät am Nachmittage und eine angenehme Brise wehte hier oben. So schön es auch war, wir mußten hinab. Meine Ahnung sagte mir, daß wir nun das kühle Jaspur verlassen würden; und sie betrog mich nicht. Nach einer kleinen Stärkung begann der Abstieg. An Reiten war nicht zu denken, obgleich der Weg ganz gut war. Fast eine ganze Stunde folgten wir dem Zickzack der Straße. Öfters mußten wir uns setzen, weil die Knie den Dienst veragten. Als wir endlich unten anlangten, durstig und außer Atem, da merkten wir, daß wir in eine heißere Zone gekommen waren.

16 Katechistenschaften waren zu bereisen. Wir hatten einen Plan gemacht, nach dem wir in 14 Tagen alle Plätze besuchen konnten. Schonen durften wir uns dabei nicht. An ein ganz gründliches Bereisen war dabei ja nicht zu denken. Es kam mir aber vor allen Dingen darauf an, einen Ueberblick zu gewinnen, um während der langen Regenzeit besser beaufsichtigen zu können.

Eine Herzensstärkung ist mir diese Reise gewesen. Habe ich doch wieder sehen können, welch eine Macht das Wort Gottes ist. Noch vor wenigen Jahren war dieses Reich eine Hochburg des Satans, verschlossen für das Wort Gottes. Und heute? Tausende folgen jetzt der Kreuzesfahne Christi. Fast jeder dritte Mann, den man auf der Straße trifft, wird auf die Frage: „Wer bist Du?“ antworten: „Ham Christan hain“, „Ich bin ein Christ“. Die Gemeinden sind noch alle sehr jung, und viel heidnisches Wesen ist noch zu finden. In jeder Katechistenschaft gibt es eine Anzahl alter Leute, die sich Christen nennen, weil alle ihre Kinder Christen sind, die aber garnicht daran denken, ihre alte Religion aufzugeben,

zu lernen und sich taufen zu lassen. In vielen Fällen würde es ihnen auch kaum noch möglich sein, auch nur das Einfachste der christlichen Heilslehre zu verstehen. „Ham budha admi hain,“ „Ich bin ein alter Mann,“ ist ihre stereotype Antwort auf alle Ermahnungen. Diese Leute aber haben in ihren Dörfern großen Einfluß, da der Kol in der Regel das Alter sehr ehrt. Sie auch haben häufig Schuld, daß die Jugend bisher manche heidnischen Sitten beibehalten hat. Man richtet sich eben nach dem Beispiel der Alten. In einem aber können die Jaspur-Gemeinden vielen alten Gemeinden Chota-Nagpurs ein Beispiel sein, nämlich im fleißigen Besuche des Gottesdienstes. Wohin ich auch kam, ob am Tage oder abends, wenn die Christen hörten, daß der Sahab

getauft. Im Katechismus und der biblischen Geschichte sind aber alle noch sehr schwach. Bei den meisten hält das Können mit dem Wollen nicht gleichen Schritt. Ich hatte eine Laterna magica mitgenommen. Einmal ist sie ein gutes Mittel, Heiden heranzuziehen, und dann hoffte ich auch, daß die Christen die gelernten biblischen Geschichten besser verstehen werden, wenn sie die Bilder dazu sehen. Die Abende waren aber durchweg so stürmisch, daß ich auch nicht ein einziges Mal die Bilder zeigen konnte. Alle Katechisten klagten sehr, daß es schwer sei, einen regelmäßigen Tauf- und Konfirmationsunterricht durchzuführen. Der Raja zieht die Leute sehr viel zu Fronarbeiten heran. In der heißen Zeit, wo besonders unterrichtet wird, sind die Erwachsenen oft bis 8 Tage



Zeltlager der Missionare John II und Karsten während einer Missionsreise in Jaspur.

da ist, und die Gong erschallte, dann war auch bald die Gemeinde versammelt und lauschte aufmerksam dem Worte Gottes. Kapellen, wo wir die Gottesdienste halten konnten, waren keine da. Die Erlaubnis zum Bauen hat der Raja bisher noch nicht gegeben. Aber unter schattigen Bäumen, und wenns sein mußte, auch unter freiem Himmel, gings ebenso gut. Nirgends habe ich gefunden, daß die Leute weniger aufmerksam waren. Und wenn sich auch ab und zu ein Kalb oder eine neugierige Ziege unter die Zuhörer mischt, so stört das keinen Kol, dem die Haustiere zugleich auch Hausgenossen sind. Auch den Katechisten ist es verboten, sich feste Lehmhäuser, wie es Landessitte ist, zu bauen. Die Wände dürfen sie nur von Bambusgeflecht machen, und dann mit Lehm und Kuhdung beschmieren, damit die Wohnung etwas luftdicht wird.

Der weitaus größte Teil der Taufbewerber ist bereits

von Hause fort und versäumen dann den Unterricht. Besonders schwer haben es die Christen in Sofra. Dort ist der Bhandar, der Reisspeicher des Königs. Hier gibt es immer Arbeit. Die Angestellten des Raja, zu faul etwas weiter zu gehen, zwingen immer wieder die Dorfleute, ihr eigenes Stückchen Feld im Stich zu lassen, um für den König zu arbeiten. Dieses Dorf sieht aus wie das verkörperte Elend. Die Hütten waren alle halb verfallen. Durch die Dächer schienen Sonne, Mond und Sterne hinein. Auf meine Frage, warum sie ihre Häuser nicht wenigstens bedecken, da doch die Regenzeit nahe sei, erzählten sie mir, daß Kher (langes Gras, zum Decken der Häuser) nur im Zangel zu haben sei. Der Raja verbietet aber zu schneiden, damit das Wild nicht verjagt werde. Nach der großen Hossjagd, am Ende der heißen Zeit, dürfen sie schneiden. Aber wenn sie kaum angefangen haben, wird der Zangel an allen Ecken von

den Leuten des Raja angesteckt und aller Kher verbrannt.

Wie die Ärmsten in der Regenzeit leben, ist mir ein Rätsel. Ein menschenwürdiges Dasein ist es jedenfalls nicht. Hier in Dofra sind die Christen unter dem fortwährenden Drucke matt geworden. Sie wollen nicht mehr. Ich wies sie auf die Heiden hin, die ja dasselbe zu erdulden haben, und daß der Herr ja gerade die Müheligen und Beladenen, die Armen und Unterdrückten zu sich ruft, um ihnen Ruhe zu geben, die Ruhe droben bei Jesu im Licht. „Befreien Sie uns von dem harten Drucke des Raja, und wir wollen alles tun, was Sie verlangen“, war ihre stete Antwort. Ihre irdischen Hoffnungen haben sich nicht verwirklicht, und nun wollen

daß der Missionar es gut mit ihnen meint und sie lieb hat. Im allgemeinen lernen die Knaben fleißig; ganz besonders legen sie sich fast alle aufs Englische. Wenn sie den Sahib abends bei der Lernstunde abfassen können, ihnen bei der Uebersetzung zu helfen, so tun sie es sehr gerne. Sie lassen sich's auch etwas kosten, denn so lange die Station Lohardaga existiert, ist wohl nie so viel Geld bei der Schüler-Aufnahme einkommen als bei der letzten Aufnahme. Die Religionsstunden kamen aber zuweilen bei diesem Eifer zu kurz. Die Schüler meinten, sie fänden keine Zeit, die Sprüche für den Katechismus auswendig zu lernen. Es war zuweilen eine peinliche Lage für Lehrer und Schüler, wenn Sprüche aufgesagt werden sollten, bis ich ihnen ganz bestimmt



Nachtlager der Missionare John II und Karsten während einer Missionsreise im Reiche Jaspur.

sie mutlos werden. Lange wird es noch dauern, bis sie sich ganz davon werden losgemacht haben. Dann erst werden sie recht anfangen zu wachsen in der Gnade und in der Erkenntnis. An andern Orten, wo der Druck nicht so hart ist, haben die Christen auch mehr inneres Leben.

(Schluß folgt.)

Aus Lohardaga.

Von Missionar Paul Wenzlaff.

In der Schule ging während des zweiten Quartals dieses Jahres alles seinen ruhigen Gang weiter. Man sagt, wenn die Maschine erst im Gange ist, braucht sie nur geölt zu werden. So ähnlich ist's auch bei unsern Jüngens. Der Sahib muß allerdings unermüdlich dahinter her sein, schelten, strafen, ermahnen, trösten, anregen, drohen usw. Natürlich, vor allem müssen sie wissen,

sagte: „Gut, wenn ihr keine Zeit findet, die Sprüche zu lernen, dann werdet ihr in Reih und Glied auf meiner Veranda antreten und lernen.“ Das half; es sind einige Knaben darunter, die schon einen Ansat zum Schnurrbart haben, die würden sich doch schämen, antreten zu müssen.

In den großen Ferien hatte ich mir vorgenommen, Rad fahren zu lernen und Sprachstudien zu treiben. Glücklicherweise ist ersteres auch wirklich so ausgeführt worden, wie ich es mir gedacht hatte. Das war ja zuerst für Klein und Groß auf dem Missionsgrundstück ganz etwas besonderes, einen Sahib zu sehen, wie er sich wohl beim Lernen anstellen würde. Am ersten Tage fiel ich aber auch gleich so unglücklich vom Rade herunter, daß ich mir den linken Fuß verstauchte und nicht auftreten konnte. Ich konnte infolgedessen Sonntag den 8. Mai, an dem einzigen freien Sonntage in den Ferien, nicht ins Dorf gehen. — Nun hoffe ich zuversichtlich, meine

eigene Schwere auf Missionsreisen selbst weiter befördern zu können. Kulis sind hier schon so wie so schwer zu bekommen. Wenn ich mit vieler Mühe welche bekommen hatte, sahen sie sich erst immer die Person an, welche sie tragen sollten. Da hieß es dann manchmal: „Ach, wie ist der Sahib schwer!“ Nun, sie hatten nicht so ganz unrecht, denn als mich die Kulis von Kinkel trugen, riß wirklich der eine Riemen am Tragestuhl. Natürlich fiel der Tragestuhl mit Inhalt auf die Erde. Es ging aber alles glatt ab; ein Träger gab seine Beinbelleidung; damit wurde der Schaden schnell ausgebessert. Nur die Laterne, welche zertrümmert worden war, konnte an Ort und Stelle nicht ersetzt werden; so mußten wir uns nachts durch den Wald ohne Licht zurechthelfen.

Die Regenzeit war hier in diesem Jahre bis jetzt recht schwach. Es sind zu viel Gewitter in der Luft, deswegen diese unnormale Regenzeit. Unser lieber D. Rottrott pflegte zu sagen: „Gewitter in der Regenzeit ist nie gut, dann setzt der Regen gewöhnlich längere Zeit aus.“ Trotzdem es im Juli nicht so viel geregnet hat, wie es sonst zu geschehen pflegte, haben wir doch Grund, dankbar zu sein, denn soviel Regen ist doch immer gekommen, daß die Leute ihre Felder bestellen konnten, und das ist hier zu Lande ja auch schließlich die Hauptsache. In zweiter Linie kommen die Brunnen in Betracht; wenn die in der Regenzeit nicht gefüllt werden, ist es nachher in der heißen Zeit schwer, Trinkwasser zu bekommen. Bis jetzt ist erst sehr wenig Wasser in den Brunnen. Wir wollen auch diese Sache dem himmlischen Vater überlassen. Er weiß, was seine Kinder alles haben müssen.

Der Katechisten- und Lehrerkursus hat uns auch in diesem Jahre Freude gemacht. Schon daß man mehrere Wochen mit ihnen zusammen sein kann, trägt viel dazu bei, ihnen näher zu kommen und die Verhältnisse der Urao-Christen kennen zu lernen. Gerne werde ich an jene Zeit, da ich mit den eingeborenen Helfern zusammen war, zurückdenken. Mit ihnen hatte ich unter anderm das fünfte Hauptstück im Katechismus durchzunehmen. Zu Anfang merkte ich, daß sie mit wenig Freudigkeit an diese Arbeit gingen. Die älteren Katechisten sagten ganz offen, dieses Hauptstück sei doch schon oft mit ihnen durchgenommen worden. Ich suchte ihnen dadurch Mut zuzusprechen, daß ich ihnen Melanchthon als Vorbild und Beispiel hinstellte. „Seht,“ sagte ich etwa zu ihnen, „ihr kennt alle Luthers treuen Freund, den Melanchthon, vor dem selbst die Katholiken den Hut abnehmen! Dieser große Gelehrte sagte: „An dem Katechismus sauge ich alle Tage wie ein Kind an der Brust seiner Mutter.“ Im Vergleich zu Melanchthon sind wir alle doch nur kleine Ameisen. Wenn für den Mann der Katechismus nicht zu leicht war, so werden wir daraus gewiß genug zu schöpfen haben!“ So war es auch. Die Katechismus-Unterredung war sehr erfreulich und hochinteressant.

Als wir die Stifthschütte besprachen, erinnerten sich die älteren Katechisten ihres früheren Seelsorgers, Br. Hahn. Leuchtenden Auges bemerkte einer: „Der Hahn Sahib zeichnete uns einmal mit einem Bleistift alle Teile des

Tempels hier an diese Wand (in der Kirche). Das war sehr lehrreich, und man konnte es nachher noch viele Tage an der Wand sehen.“ —

Oft stellen auch die Katechisten bei solchem Unterricht verschiedene Fragen, manchmal wichtige und auch minderwertige. Z. B.: „Was mag das für Holz gewesen sein, welches Abraham mitnahm, als er seinen Sohn Isaak opfern wollte; war es vielleicht solches Holz, welches die Hindus zum Opfern gebrauchen?“ Ferner: „Warum machte Gott nicht Moses zum Hohenpriester?“ Ferner: Bei einer Repetition (Matth. 9, 9—13) meinte einer: „Als Jesus den Matthäus von der Zollbude rief, da stand Matthäus sofort auf und folgte ihm nach; hat er nicht zuerst seine Kasse und seine Bücher in Ordnung gebracht?“ Sedenfalls zeugen solche Fragen von Interesse und Nachdenken.

Unsere Christen in Krankheitsnöten.

Von Missionar A. Jeschke.

Im Juli d. J. trat in Rhutitoli vielfach eine Ohrenkrankheit auf, deren Herd in der Nähe des Trommelfells zu sein schien. Den Grund der Krankheit konnte ich, bei meinen geringen medizinischen Kenntnissen, natürlich nicht erkennen. Rasende Schmerzen stellten sich bei den Erkrankten ein, sodaß sie, um die Schmerzen zu lindern, die unglaublichsten Mittel anwandten. Einer von meinen Lehrern war ebenfalls ohrenkrank. Er hatte wahnsinnige Schmerzen. Die verschiedenen Verwandten und Freunde kamen, um ihre Teilnahme damit auszudrücken. Ein jeder sprach ein weises Wort und gab seine Ratschläge. Alle ihre Ratschläge wurden natürlich befolgt, von denen ich einige anführe: 4 Teile spanischen Pfeffers in ein wenig Del gekocht, den Extrakt ins kranke Ohr träufeln, die Blätter einer Art Baumwollstrauches in Butter gebraten, den Saft ins Ohr träufeln, den Saft der Zwiebel anwenden, den Saft der Wurzel einer Grasart ins kranke Ohr tun, den Saft der Frucht einer hier bekannten Gemüseart ins Ohr träufeln, Hühnerfett mit Zinnober vermischt hineintun. Der Fuß vom Pfau zerstückt in Del gebraten aufs Ohr legen. Weiter wurden auch die verschiedensten warmen und heißen Breiumschläge angewandt. Schließlich wurde ein Christ, welcher wegen seiner ärztlichen Kunst berühmt ist, und meint, die Krankheit an den Augen des Kranken erkennen zu können, und vorgibt, Medicinen im Traume zu schauen, gerufen. Als er aber hörte, was schon alles angewandt worden war, schien für ihn auch alle Wissenschaft erschöpft zu sein. Obwohl er fortwährend in einem hier weit verbreiteten indischen Medizinbuche, dem „Amrit sagar“, welches soviel heißt wie „Ocean der Unsterblichkeit“, suchte, konnte er doch kein besonderes Mittel mehr finden. Am Ende halfen doch unsere heißen Sändsäcken, die wir aufs Ohr zu legen schon von Anfang an verordnet hatten am besten. Glycerin-Del mit 5 % Carbolzusatz linderte die Schmerzen sofort. Eine gründliche Ausspritzung und Reinigung des Ohres, vor der er sich bis zuletzt sehr ge-

fürchtet hatte, hob auch die inzwischen eingetretene Taubheit auf. Wenn die Leute nur bei einem oder zwei Mitteln bleiben möchten! Durch die Menge von Mitteln tritt fast immer eine Verschlimmerung ein. Schön ist es, daß unsere Christen keine Medizin ohne Gebet geben. Gebet und Medizin sind wie Geschwister unzertrennlich. Bei solchen Gebeten kommen immer wieder folgende Wendungen vor: „Der große Arzt bist Du, o Herr, wir wissen nichts. Wir erkennen diese Krankheit nicht. Wenn Du nicht hilfst, ist unser Tun umsonst. Wir haben jetzt Medizin gemacht und gegeben, wie wir es verstehen und wissen. Wenn Du nun nicht die Eigenschaft der Medizin wirken läßt oder ihr die richtige Eigenschaft gibst, dann ist unsere Arbeit vergebens. Hilf doch, Herr, durch unsere schwachen Mittel. Sieh, Herr, den Du lieb hast, der ist krank. Wir haben um unserer Sünde willen Deinen Zorn und Strafe verdient, das erkennen wir, aber sei uns gnädig“.

Gutes Streben.

Von Missionar Lic. Stösch in Ranchi.

Kurz vor der letzten Generalkonferenz im Februar kam einer meiner früheren Schüler, dem ich in der High-school Religionsstunden gegeben hatte, mit der Bitte zu mir, ich möchte doch für diejenigen unserer früheren Schüler, die jetzt andere Schulen besuchten, wo sie keinen Religionsunterricht hätten, Bibelfstunden einrichten, in anderen Missionen würde das auch so gehalten. Dieser junge Mann, den wir übrigens in bester Erinnerung haben von der Zeit her, wo er in unserem Anabenhause war, lernt jetzt, wie eine ganze Reihe unserer Christen, in der hiesigen Pundit-training-school. Dort wird in einem zwei- oder dreijährigen Kursus besonders Hindiliteratur gelehrt. Denen, die das Examen bestehen, bieten sich recht gute Aussichten: sie werden entweder Pundits (Sprachlehrer) in Hochschulen und dergl., oder sie werden als Helfer des Schulinspektors mit der Inspektion einer Reihe von Dorfschulen betraut. Ich ging natürlich gern auf diese so erfreuliche Bitte ein und bestimmte einen Tag, an welchem sich alle die einfanden sollten, die an den Religionsstunden teilnehmen würden. Wir einigten uns dahin, daß sie dreimal in der Woche um 1/27 abends kommen sollten. Zweimal lese ich mit ihnen das Johannesevangelium, einmal, Sonnabends, das Sonntagsevangelium. Das war ihnen besonders wichtig; wenn sie nämlich in ihren Dörfern sind, und es ist Sonntags kein Katechist da, so wird einer von denen, die Schulbildung genossen haben, aufgefordert, Kirche zu halten und das Evangelium zu erklären. Auf diese Arbeit sollten die Sonnabendstunden eine Vorbereitung sein. Da das Kommen zu diesen Stunden ganz freiwillig ist, und es so mancherlei Abhaltungen gibt, so ist es nicht verwunderlich, daß die Teilnehmerzahl wechselte, daß auch einige ganz wegblieben. Ein Stamm von Getreuen hat ausgehalten, und wenn auch von diesen welche fehlten, wenn sogar auch einmal nur zwei kamen, habe

ich doch unentwegt die Stunde gehalten, damit niemand vergeblich kam.

Diese jungen Leute haben zwischen Mohammedanern und Hindus in ihrer Schule mancherlei Schwierigkeiten, die sie auch zur Sprache bringen, und in denen sie Rat suchen. In der Pundit-training-school besteht das Prinzip der Duldsamkeit in allen die Religion betreffenden Fragen. Niemand darf die religiösen Gefühle des anderen verletzen. Vor einigen Wochen, als die Schüler in der Pause zusammen plauderten, fragte ein Mohammedaner einen christlichen Schüler, denselben, der die Anregung zu den Religionsstunden gegeben hatte: „Wer war Auranjeb?“ Der antwortete: „Wird wohl Dein Onkel gewesen sein.“ Der Mohammedaner zeigte darauf den Christen wegen Beleidigung Auranjeb's an — Auranjeb ist so etwa der alte Fritz der Mohammedaner. Der Fall wurde in das Klassenbuch eingetragen, und da der christliche Schüler nicht in Abrede stellte, die Worte gesagt zu haben, wurde ihm eine Strafe von 8 annas auferlegt. Am Abend dieses Tages hatten wir unsere Religionsstunde, und nachdem sie geschlossen war, kam die Angelegenheit zur Sprache. Ich sollte einen Brief an den Schulleiter schreiben, damit die Strafe erlassen würde. Da der Junge aber einsah, daß sein Verhalten nicht korrekt gewesen war, so überzeugte ich ihn, daß er auch die Folgen nun tragen müsse. Er wendete ein: „Die Mohammedaner reden ganz andere Sachen über uns, z. B. daß wir uns von der Mission für Geld hätten kaufen lassen, und wir lassen uns das gefallen, darum ist es nicht richtig, wenn ich eines kleinen Scherzes wegen bestraft werde.“ Ich zeigte ihm nun, daß wir uns mit den Mohammedanern nicht auf gleiche Stufe stellen dürften, daß von uns viel mehr gefordert würde. So war er denn bereit, die Strafe zu zahlen; freilich nicht so schnell, wie man nach diesen Sätzen vermuten möchte. Dergleichen Angelegenheiten werden hier reiflich erwogen, in Rede und Gegenrede geklärt, hin und hergewendet und durch zahlreiche Beispiele erhärtet. Dafür sitzt es dann aber auch fest und wird nach bestem Wissen in die Tat umgesetzt.

Als wir das nächste Mal zusammenkamen und die Stunde geschlossen hatten, kam der Junge noch einmal auf die Sache zurück. Er erzählte strahlend wie es ihm gegangen war. Als er das Geld bei dem Schulleiter ablieferte, fragte ihn dieser, was er gegen die Mohammedaner gesagt habe. In der nächsten Stunde sei denn der Lehrer, der ihm die Strafe auferlegt habe, mit dem Ahtannastück in die Klasse gekommen und habe den Mohammedaner gefragt, ob er die Beleidigung Auranjeb's verzeihen wolle, wozu dieser bereit war. Dann habe der Lehrer — selbst ein Mohammedaner — das Ahtannastück zurückgegeben und gesagt: „Das muß man zugeben, die Christen sind wahrhaftig; wenn sie unrecht getan haben, leugnen sie es nicht und nehmen auch die Folgen auf sich. Ihr Mohammedaner und Hindus könnt euch das zum Beispiel nehmen, denn ihr lügt alle, einer wie der andere!“

Es gibt ja unter der heranwachsenden, christlichen

Jugend Chota Nagpurs manchen Flegel und manchen Bösewicht, aber auf das Ganze gesehen ist doch der Unterschied zwischen den Christen auf der einen Seite und den Mohammedanern und Heiden auf der anderen ein großer. Ich hatte darüber kürzlich mit dem Leiter der Pundit-training-school, einem feingebildeten Hindu, eine Unterhaltung. Er lobte unsere Jüngens in den höchsten Tönen, er freute sich, sie unter seinen Schülern zu haben, an ihrem Betragen sei nichts auszusetzen; besonders erkannte er ihren strikten Gehorsam an.

In der Schule waren die drei Monate eine Zeit ununterbrochener Arbeit. In den neutestamentlichen Stunden im Seminar habe ich die beiden Thessalonicherbriefe und die Gefangenschaftsbriefe erklärt. Die Thessalonicherbriefe schienen mir geeignet zu dem Versuch, die Seminaristen selbst die Exegese geben zu lassen. Ich gab nur zu Anfang eine „Einleitung“, damit die Exegese nicht allzusehr ins Blaue gehe, dann teilten wir die beiden Briefe in Abschnitte ein, und jeder Seminarist bekam den seinen zugewiesen. Die Probe verlief besser, als ich erwartet hatte und manche Stunde überkam mich eine Freude, „wie man sich freuet in der Ernte.“ Mein Ziel ist dabei, daß die Seminaristen ein Auge bekommen für den Reichtum des neuen Testaments, daß sie verstehen lernen, daß jedes Kapitel und jeder Vers sein Besonderes hat, und daß es sich verlohnt hinzusehen, was eigentlich dasteht.

Während des Septembers hatte ich die Freude, im Pastorenkursus im Unterrichte helfen zu können. Mein Fach war Griechisch, die Erklärung des Philipperbriefes. D. Rottrott hatte dafür gesorgt, daß ich nicht mit zu hohen Erwartungen an diese Arbeit heranging. So erlebte ich denn eine sehr angenehme Enttäuschung. Es sind nicht wenige unter den Pastoren, die das griechische neue Testament mit Gewinn lesen.

Eine freudige Nachricht.

Am 12. Juni d. J. wurde in Kinkel (Viru) auf der Station der erste Korwa aus Viru von Br. Ferd. Grätsch getauft. Die Korwas sind ein wildes, auf den Bergen und in den Wäldern lebendes Volk, das keinen Ackerbau treibt, sondern von den Erträgen des Waldes (wilden Tieren und Pflanzen) seine leiblichen Bedürfnisse befriedigt. Sie sind in der Regel wenig sesshaft, sondern ziehen von Ort zu Ort. Deshalb errichten sie sich auch keine festen Wohnhäuser, sondern wohnen in nur 1—1½ Meter hohen Hütten, in die sie hineinschlüpfen müssen, oder auch in Höhlen oder unter vorspringenden Felsen. In der Ebene sind die Korwas scheu, furchtsam und unbeholfen im Verkehr, während sie im Walde mit Pfeil und Bogen furchtlos dem größten Tiger entgegengehen. Bei ihrer Abgeschlossenheit im Dschungel und bei dem fortwährenden Umherwandern sind sie schwer erreichbar für die Predigt des Evangeliums. Bei einer Distriktsreise in früheren Jahren traf einmal Br. Dämow in der Gobinpur-Gemeinde einen

Trupp Korwas an, die sich Bir-horo, d. h. Wald-Menschen nannten. Nach ihrer Religion befragt, sagten sie, daß sie den Dschungel und alles, was damit im Zusammenhang stehe, als Berge, Wälder, Flüsse, Tiere, Bäume und Pflanzen verehrten. Der dichte Wald sei ihr Erhalter und Ernährer, und folglich auch ihr Gott, den sie sich durch Opfer geneigt machen mußten. (Vgl. den Artikel „Eine Erkundigungsreise der Brüder John I und Karsten zu den Korwas“ in Nr. 2 der „Biene“ dieses Jahres und den Artikel der gegenwärtigen Nummer: „Der Erstling unter den Korwas“ von Br. Grätsch.)

Ein vielsagender Vergleich.

1810.

1910.

- | | |
|--|--|
| 1. Asien und Afrika dem Evangelium fast ganz verschlossen. | Alle Länder der Erde dem Evangelium offen. |
| 2. Die Kirche achtet nicht der Pflicht zu missionieren. | Alle evangelischen Kirchen sind für die Mission gewonnen. |
| 3. In den heidnischen Ländern zählt man nur eine Handvoll protestantischer Christen. | Heute zählt man mehr denn 2 Millionen christl. Gemeindeglieder aus der Heidenwelt, 6 Millionen mit Einschluß der Katechumenen. |
| 4. Es standen nur etwa 100 Missionare in der Arbeit. | Jetzt wirken ungefähr 22 000 Personen in der Mission. |
| 5. Keine Jungfrau stand in der Missionsarbeit. | Jetzt sind über 6000 Jungfrauen in dieser Zahl von 22 000 inbegriffen. |
| 6. Die Bibel war in 65 Sprachen übersetzt. | Die Bibel liegt ganz oder teilweise in 500 Sprachen vor. |
| 7. Die Christenheit spendete 200 000 Mark für die gesamte Mission. | 1909 betrug die Beisteuer für die Mission ungefähr 96 Millionen Mark. |
| 8. Einen Missionsarzt gab es nicht. | Bur Zeit sind 1000 Missionsärzte tätig und behandelten im Jahr 3 Millionen Kranke. |
| 9. Missions-Hospitäler und Waisenhäuser bestanden nirgendwo. | Die Heidenwelt besitzt 400 Krankenhäuser und mehr als 500 Waisenhäuser und Asyle. |
| 10. Ein Eingeborener wirkte noch nicht als Missionar. | 6000 eingeborene Missionare sind mit 87 000 eingeborenen Evangelisten und Gehilfen tätig. |
| 11. Es waren noch wenige Schulen im Missionsfelde. | Gegenwärtig gibt es 30 000 Schulen mit 1½ Million Schülern draußen. |
| 12. Keine Buchdruckerei, kein Mittel, das Wort Gottes im Druck zu verbreiten. | Heute sind es 160 Buchdruckereien und 400 Zeitungen für die eingeborenen Christen. |

Ankunft und Ausreise.

1. Missionar P. Emil Müller ist zu 1½-jährigem Urlaub angekommen und hat seinen Wohnsitz in Brackwede (Westf.) genommen.
2. Am 11. Dezember, nachmittags 5 Uhr, sollen in Berlin in St. Matthäus Missionar F. Suchnat und Frau und Schwester Auguste Friß nach Indien abgeordnet werden. — Die Geschwister Sidnär, John I und Schütz reisen schon vorher wieder hinaus.

Inhalt dieser Nummer: Durch Buße zum Leben. — Der Erstling unter den Korwas. — Wie sieht's jetzt in Jaspur aus? — Aus Kohar-baga. — Unsere Christen in Krankheitsnöten. — Gutes Streben. — Eine freudige Nachricht. — Ein vielsagender Vergleich. — Ankunft und Ausreise.

Hierzu eine Beilage.

Verantwortlicher Redakteur: Missionsdirektor Kauch, Friedenau, Sandjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zilleßen) Berlin C. 19, Wallstraße 17/18. Verlag der Buchhandlung der Gohnerschen Mission, Friedenau-Berlin. — Der Jahrgang kostet 1,25 M.



DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

MONATSBLAT DER GOSSNER'SCHEN MISSIONSGESELLSCHAFT

Nummer 12

Friedenau, Dezember 1910

77. Jahrgang

Der Kommende und sein Lohn.

Siehe, ich komme bald, und mein Lohn mit mir, zu geben einem Jeglichen, wie seine Werke sein werden. Offenb. 22, 12.

Wieder ist's Advent geworden. Je länger die Wiederkehr des Herrn vom Himmel auf sich warten läßt, mit desto größerem Verlangen sieht die Brautgemeinde seinem Nahen in königlicher Pracht und Herrlichkeit entgegen.

Die Welt liegt nach wie vor im Argen. Ja, in erschreckendem Umfange sind die Mächte der Finsternis sogar in die Kirche eingedrungen. Schwere Seufzer steigen aus den Herzen der Besten zum Thron Gottes empor angesichts der geistlichen Notstände und Rückgänge unseres Volkes. Wollten wir wahrheitsgetreu die Christenheit von heute schildern, das gäbe ein Schriftstück nach dem Briefe beim Propheten Ezechiel, welcher Brief „war beschrieben auswendig und inwendig, und stand drinnen geschrieben Klage, Ach und Wehe“.

Aber wir müssen uns vor müßigem, ödem, furchtlosem Klagen hüten. Adventszeit ist Bußzeit. Und wenn es feststeht, daß die zweite Ankunft des Herrn näher ist, denn je zuvor, daß also das „Siehe, ich komme bald“ unzweifelhaft seiner schnelleren Erfüllung entgegeneilt, als da Johannes die Apokalypse schrieb, dann heißt es nicht träumen, sondern handeln.

Mit dem Kommenden kommt auch sein Lohn für die Werke seiner Knechte. Der verkündete Heiland fragt auch in den sieben Sendschreiben immer wieder nach den Werken seiner Gemeinden. Er lobt, was zu loben ist, er rügt, was zu rügen ist, er will statt des Mangelhaften Bölliges sehen, er will, daß das Sterbende gestärkt werde. So ist sein Urteil ebenso liebevoll, wie gerecht und heilig. Also wird sein Lohn auch an jenem Tage sein.

Darum gilt es in der Arbeit für ihn und sein Evangelium Vermehrung und Verinnerlichung. Wir haben uns zu fragen: Wie sehen vor Ihm, der Augen hat wie Feuerflammen, unsre Werke aus, auch unser Missionswerk? Wie wird demgemäß einmal unser Lohn ausfallen?

Ach wie ernst, wie ernst ist doch die verantwortungsvolle kurze Spanne unseres Wirkens und des Wirkens der ganzen Christenheit im Hinblick auf jenes „Siehe, ich komme bald, und mein Lohn mit mir!“ Mit dem Propheten Maleachi (3, 2 f.) vergegenwärtigen wir uns im Geist den Eintritt jenes großen Ereignisses und fragen: „Wer wird den Tag seiner Zukunft erleiden mögen? Und wer wird bestehen, wenn er wird erscheinen? Denn er ist wie das Feuer eines Goldschmieds und wie die Seife der Wäscher. Er wird sitzen und schmelzen und das Silber reinigen“

Wie sieht's jetzt in Jaspur aus?

Von Missionar Ferdinand Grätsch in Kinkel.

(Schluß)

In Kusumtal hatte der Dewan (Minister) des Raja alle Christen zusammenrufen lassen, und sie gefragt: „Was habt ihr vom Christwerden, und was hat euch der Sahib gegeben? Sind etwa eure Lasten und Abgaben leichter geworden? Werdet wieder Heiden! Schlachtet ein Huhn, trinkt das Blut, und ihr werdet wieder das sein, was eure Väter waren! Dafür sollen euch eure Lasten leichter werden.“ Der angesehenste Christ im Dorfe antwortete ihm, daß sie für ihren Leib zwar keine Vorteile empfangen hätten, aber für ihre Seele hätten die Missionare ihnen Gottes Wort gebracht. In einem Dorfe der römischen Mission hat es der Dewan genau so gemacht. Diese Leute hatten von ihrem Missionar Geld geborgt gehabt. Der Dewan ließ

es ihnen, damit sie es dem Sahib zurückzahlen sollten. Kaum hatten sie es getan, und sich somit ganz von der Mission losgesagt, als auch schon Polizisten erschienen, die das geliehene Geld wieder eintrieben. Nun war die Not groß, und alle bereuten sehr, auf die Stimme des Dewan gehört zu haben. Sehr bald hat sich dieses herumgesprochen, und alle die, die schon anfangen, mit dem Heidentum zu liebäugeln, haben einen heilsamen Schrecken bekommen. So läßt der Herr die Anschläge der Feinde in sich selbst zu Schanden werden, und anstatt dem Reiche Gottes zu schaden, müssen sie ihm dienen.

Auf der Konferenz in Jaspur am 2. Februar 1907 ist bestimmt worden, daß den Taufbewerbern die Zöpfe nicht abgeschnitten werden sollen, wenn sie sich zum Unterricht melden, — wie es in Chota-Nagpur Sitte ist — sondern erst kurz vor der Taufe. Weil aber die Taufbewerber doch auch zur Gemeinde gehören, und dennoch Zöpfe tragen dürfen, so fand ich viele Getaufte, die, ihr Beispiel nachahmend, sich auch ein Zöpfchen zugelegt hatten. Mancher der Schönheit wegen, mancher weils Sitte ist. In Narialdaur bestanden die Frauen und Mädchen darauf, daß die jungen Burschen sich Zuhlpies wachsen lassen sollen, d. h. lange Haare, die bis auf die Schultern herabfallen, und lose, nur mit einem Stirnbande zusammengehalten, getragen werden. „Wenn ihr kurze Haare tragt, seht ihr aus wie geschorene Schafe“ sagten sie ihnen. Und alle Jünglinge hier schienen sehr viel auf das Urteil der Schönen im Orte zu geben. Diese Sitte wird in der Mission geduldet. Ich habe aber schon die Erfahrung gemacht, daß dies der Anfang vom Zopfe ist. Sind die Haare recht lang geworden, werden sie eines Tages abgeschnitten, ein kleiner Büschel hinten bleibt stehen, und das Zöpfchen ist fertig. So fand ich auch in Suijor einen Christen, der einen recht langen, dicken Zopf hatte. Ich suchte ihn zu überzeugen, wie unwürdig eines Christen es doch sei, solch ein heidnisches Abzeichen zu tragen. Nur vorne sähe er aus wie ein Christ, hinten aber wie ein Heide. Es leuchtete ihm scheinbar ein, denn er erklärte sich sofort bereit, ihn abschneiden zu lassen. Als der Katechist mit der Scheere kam, stellte sich eine Schar Frauen um ihn auf, die jede Locke, die fiel, sorgsam aufhoben. Auf meine Frage, was sie damit machen wollten, hatten sie nur ein verschämtes Lächeln.

Getauft habe ich auf dieser Reise nur sehr wenige. Zuerst wollte ich die Taufbewerber ein wenig kennen lernen, da man sich auf die Aussage der Katechisten nicht immer verlassen kann. In Narialdaur hatten wir am Nachmittage Gottesdienst. Gegen Abend, als es schon anfang dunkel zu werden, kam eine Schar Taufbewerber und baten, doch getauft zu werden. „Sie haben ihr Taufpensum gelernt, und möchten nicht länger warten. Sind sie durch die Taufe erst Gottes Kinder geworden, dann können ihnen die Bhuts und der Teufel auch nichts mehr anhaben.“ Solchem Verlangen mußte man nachgeben. Zuerst wurden die Taufkandidaten geprüft. Alle hatten ihr Pensum ganz gut gelernt. Den

Männern wurden dann die Zöpfe abgeschnitten. Als alles vorbereitet war, setzte sich Klein und Groß vor dem Zelte hin, und der Gottesdienst begann. Eine eindrucksvolle Feier war es. Wir waren in einem schönen Ambahain. Ueber uns strahlte der Mond und beleuchtete alles fast taghell. In die stille Nacht hinein schallten die Bhajans. Als dann die dunklen Gestalten der Reihe nach an das Taufbecken herantraten und, einen neuen Namen empfangend, in die heilige Gemeinschaft Gottes und der Kirche aufgenommen wurden, da wird mancher sicher eine Ahnung bekommen haben von dem geheimnisvollen Walten des Geistes und des Wortes Gottes, das aus Sündern Gotteskinder macht.

Der verderbliche Einfluß Roms, mit seiner alles zerstörenden Geldwirtschaft, zeigt sich in Jaspur oft von der krassesten Seite. Arm sind die Leute, und Geld gebrauchen sie stets. Aber nicht genug, daß die Römer die zu sich hinüberziehen, die zu ihnen nach Geld kommen, sie schicken sogar ihre Katechisten in unsere Christendörfer, bieten Geld an allen die es wollen, und verlangen nur, daß sie dafür bei ihnen zur Kirche gehen. So mancher ist dieser Versuchung zum Opfer gefallen. Seit einigen Monaten hält sich das Dorf Baramjor zu uns. Sie hatten auch alle Geld geborgt; zahlten es aber wieder zurück, und sagten sich so von der römischen Mission los. Als ich sie fragte, warum sie zu uns gekommen seien, sagten sie: „Um der Seele willen. In der römischen Mission bekommen wir ja kein Wort Gottes zu hören, und wie es um unsere Seelen steht, wissen wir auch nicht“. Da sie bei uns keine äußeren Vorteile haben, ist dies doch ein Zeugnis für ein ernstes Heilsverlangen. Auch ein Dorf im Nordosten Jaspurs, hat schon einige Male um einen Katechisten gebeten. Bisher konnte ich ihrem Wunsche noch nicht nachkommen, aber nach der Regenzeit will ich selbst dorthinreisen. Vielleicht schenkt uns Gott eine offene Tür.

Arbeitsreiche und anstrengende Tage waren es, die wir in Jaspur verlebten. Morgens, in aller Frühe, brachen wir gewöhnlich nach einer neuen Katechistenschaft auf. Nach einem tüchtigen Ritte angekommen, informierte ich mich über den Stand der Gemeinde, über die Arbeit des Katechisten, wie der Taufunterricht erteilt wird, und wie der geistige Zustand in der Gemeinde ist. Wenn gegen Mittag die Leute vom Felde gekommen waren und gegessen hatten, versammelten sie sich zum Gottesdienst. Angenehm war es nicht, draußen in der Hitze zu sitzen. Und bei den heißen Winden um die Mittagszeit Gottesdienst zu halten und zu predigen, ging oft über menschliche Kräfte. Nach Schluß waren gewöhnlich noch allerlei Gemeindeangelegenheiten zu erledigen, Medizin zu verteilen, u. s. w. Dann ging's zur nächsten Katechistenschaft, wo sich dasselbe am Abend wiederholte. Meistens verließen die Leute erst in später Nachtstunde das Zelt. Wenn wir dann müde und abgespannt unser Lager aufsuchten, konnten wir noch lange vor Hitze nicht einschlafen. 14 Tage hielten wir es aus. Dann aber merkten wir, daß es ohne ernstliche Schädigung

der Gesundheit nicht länger so weitergehen könne. Wir eilten darum nach Hause.

Die große Bewegung zum Christentum in Jaspur ist jetzt so ziemlich zum Stillstand gekommen. Massenübertritte, wie in der ersten Zeit, werden wir vorab kaum zu erwarten haben. Desto größerer Fleiß muß daran gewandt werden, das Gewonnene zu erhalten, zu pflegen und zu fördern, damit die Gemeinde auch in Wahrheit eine Braut Christi werde, ohne Flecken und ohne Runzeln. Der Kampf mit dem groben Heidentum, mit Teufelsanbetung, Opfern, Hexenaberglauben, ist nicht leicht. Unendlich schwieriger aber ist der Kampf mit heidnischen Anschauungen, Sitten und Gebräuchen, die sich seit Generationen vererbt haben, und die den Leuten gleichsam zur zweiten Natur geworden sind. Viel Geduld, viel Ermahnen, viel Beten und Arbeit ist nötig, damit der Geist Gottes die Herzen erfüllen und ganz neu machen könne. Der Herr aber, der sich in Jaspur über alle Massen kräftig erwiesen hat, wird auch weiter helfen, damit ihm eine Gemeinde zubereitet werde, die ihm diene in Heiligkeit und Gerechtigkeit.

Das Fest der Göttin Durga.

Von Missionar Th. Rott in Darbhanga.

Unter dem Zeichen dieses großen Hindufestes stand dieser Monat. Die Gerichte und die Verwaltungsämter waren für 10 Tage geschlossen, ebenso die Schulen, und alles gab sich der allgemeinen Festfreude hin. Wer es irgend konnte, hatte auch ein Opfer für die moderne Göttin bereit, die noch immer nach Blut dürstet, wenngleich ihr keine Menschenopfer mehr gebracht werden. Aber unzählige Ziegen mußten ihr Leben lassen. Von dem Könige von Darbhanga wurde erzählt, daß er der Göttin hundert Ziegen als Festgabe geweiht habe. Möchte aber jemand sich über den religiösen Eifer des Volkes wundern, das trotz aller Armut bereit ist, der Göttin derartige kostbare Opfer zu bringen, der täte gut, uns auf einem Besuche des Durgatempels, in der Nähe der Missionsstation am Flusse gelegen, zu begleiten.

Der Platz, auf dem dieses Heiligtum errichtet ist, ist eigentlich recht ungünstig gewählt, denn der Tempel steht fast unmittelbar am Flusse, so daß für den bei solchen Anlässen nie fehlenden Jahrmarkt kaum Platz übrig bleibt. So müssen wir uns denn auch durch eine dichtgedrängte Menschenmenge hindurcharbeiten, ehe wir die Pforten der Umfriedigung der heiligen Stätte erreicht haben. Der Tempel ist ein kleiner viereckiger Bau, weißgeputzt. Am Eingange hängt in Ketten eine große Glocke, die angeschlagen wird, sobald ein Anbeter das Heiligtum betritt. Wer gute Augen hat, die das mystische Dunkel, welches im Tempel herrscht, durchdringen, wird durch die geöffneten Türen auch das häßliche Gözenbild Durgas erkennen können. Bemerkenswert ist, daß in einem Nebengebäude das Bild der Göttin Kali ausgestellt war. Es schien den Besuchern garnicht zum Bewußtsein zu kommen, daß Kali und Durga nur zwei verschiedene Namen einer Göttin sind.

Dicker Blutgeruch erfüllt die Luft und der Platz zwischen Tempel und Fluß ist schlüpfrig und rot vom Blute. Vor dem Tempel nämlich steht ein Priester mit einem breiten Schlachtschwert in der Hand. Allen Ziegen, die ihm gebracht werden, schlägt er mit demselben den Kopf ab, der Eigentum der Priester bleibt. Nicht so der Körper der Ziege. Der wird von den Opfernenden mit nach Hause genommen und bildet den Hauptgegenstand des Festmahles. Nun verstehen wir, weshalb das Volk so eifrig ist, der Durga zu opfern. Ich vermute, daß es mit dem Eifer ganz anders bestellt sein würde, wenn das ganze Opfer im Tempel zu bleiben hätte.

Wir wenden uns mit Abscheu von diesem blutigen Schauspiel ab, das den Tempel einem Schlachthause gleichen läßt und versuchen, hier und da mit den Besuchern des Jahrmarktes zu reden. Weniger wie sonst finden wir die Leute geneigt, über Religion zu reden. Viel größer wie sonst ist der Fanatismus.

„Wer ist dieser Christus,“ so sagte mir ein Brahmane, „kein Mensch kennt ihn in diesem Lande; aber spricht den Namen Durga aus, da rufen gleich tausend Stimmen: „Der großen Göttin Heil!““ Dennoch können wir es nicht lassen, auch hier am Durgatempel zu verschiedenen Zeiten zu zeugen von dem einen Opfer, durch das alle anderen Opfer abgetan sind, von dem Opfer auf Golgatha.

Ich habe mitunter schon Beispiele dafür angeführt, wie die Hindus gegenwärtig alle ihre Weisheit aufbieten, um den in ihren heiligen Büchern enthaltenen Unsinn zu retten und zu verteidigen.

Ein weiteres Beispiel dafür stieß mir hier auf. Bekanntlich glaubten die alten Inder, daß es außer dem salzigen Weltmeere noch sechs andere Gewässer auf der Erde gäbe, die aus Milch, saurer Milch, Wein und aus anderen angenehmen und nützlichen Flüssigkeiten beständen. Ich erwähnte etwas derartiges in meiner Ansprache. Da trat ein Jüngling auf und sagte:

„Sie wissen doch, daß es ein rotes Meer gibt, ebenso ein schwarzes und ein gelbes Meer. Sind die Meere etwa rot, schwarz oder gelb? Sind das nicht vielmehr nur Namen, um die Meere zu unterscheiden? So auch das Milchmeer, Weinmeer usw.“

Als ich dem entgegnete, daß doch die Götter im Vereine mit den Dämonen den Versuch gemacht hätten, das Milchmeer auszubuttern, bekam ich die Antwort: „Der Meeresgrund enthält allerlei köstliche Dinge. Solche, und nicht Butter, haben die Götter zutage gefördert.“

Da hatte der Mann allerdings wieder recht. Es kommt nicht viel dabei heraus, wenn man sich auf solche Gespräche über die Hindureligion einläßt, und doch kann man sie nicht immer vermeiden.

Am Wege, der zum Durgatempel führt, hatten allerlei Töpfer ihre Waren aufgestellt. Da konnte man eine kleine Statue der Durga schon für einen Paisa kaufen.

Viel größer, als in Darbhanga war die Feier des Festes in Rajnagar, woselbst der König von Darbhanga sich ein Schloß hat bauen lassen, und wo er sich auch selbst in diesen Tagen aufhielt. Ich bin in Begleitung

meines Kolporteurs auch eines Tages dahin gefahren. In etwa zwei Stunden kann man den Ort mit der Bahn erreichen, hat dann aber noch einen Marsch von etwa einer halben Stunde zu machen, ehe man das Schloß und den in unmittelbarer Nähe desselben befindlichen Festplatz erreicht hat.

Die schlecht gepflegten, dicht mit Gras bewachsenen Wege lassen es nicht ahnen, daß hier das königliche Hoflager zu finden ist. Aber eine große, mit dreieckigen Fahnen geschmückte Ehrenpforte am Kreuzwege deutet schon eher darauf hin. Auch hat man das Schloß fast beständig vor Augen. Eine zweite Ehrenpforte befindet sich am Eingange des Festplatzes, dessen Hauptstraße mit Bogen aus Bambus, in denen Laternen aus buntem Papier und Marienglas hängen, und mit Fahnen in den verschiedensten Farben geschmückt sind. Gleich hinter dem Tore ist eine achteckige, zweistöckige, mit Stroh gedeckte Festhalle für den Festausschuß erbaut worden, an der die Inschrift „Welcome“, weiß auf rotem Grunde, prangt, was garnicht so recht zu der Natur des Festes zu passen scheint.

Ueber den Jahrmarkt ist weiter nichts Neues zu sagen. Die Mela war sehr groß. Da die Feststraße bis an die hohe Pforte des Palastes führte und sich, was Dekoration anbetrifft, auch noch bis an das Schloß fortzusetzen schien, in dem sich der Tempel der Durga befinden sollte, so wanderten wir auch wohlgenut hinein.

Das Schloß ist hübsch trotz seiner eigentümlichen orientalischen, man möchte beinahe sagen, chinesischen Bauart. Unzählige Erker und Türmchen reihen sich aneinander in den Farben rot und weiß und vereinigen sich zu einem bizarren Gebilde orientalischer Baukunst, wie man es sonst hier selten genug findet. Eine breite Freitreppe führt in eine geräumige Säulenhalle.

Der kleine Garten, welcher das Schloß umgibt, ist noch in seinen ersten Anfängen. Er verspricht allerdings auch nicht viel für die Zukunft. Ich würde es unverständlich finden, wenn der König, wie mir neulich erzählt wurde, seinen Sitz von Darbhanga nach Rajnagar verlegen würde.

Doch die Besichtigung der Mela und des Schlosses war ja nur Nebensache bei unserer Fahrt nach Rajnagar. Es galt nun, vor allen Dingen einen geeigneten Platz aufzusuchen für unser Werk. Die Aufgabe war nicht leicht, da der Festplatz dicht mit Verkaufsständen besetzt war. Außerhalb desselben an der Straße, nicht weit von der erwähnten Festhalle unter einem Baume, fanden wir das Gesuchte und, nachdem die Schriften, welche zum Verkaufe mitgebracht worden waren, an der Erde ausgebreitet worden waren, begann ich die Predigt. Hörer hatten sich während der Vorbereitungen schon eingefunden.

Raum aber hatte ich begonnen, da sah ich, wie sich ein Mann herzutrat und die Leute zu überreden suchte, nicht von unseren Schriften zu kaufen. Der Mann war mir nicht unbekannt. Ich hatte ihn in Darbhanga getroffen und mit ihm geredet. Auch auf der Gowsa-Mela im Februar hatte ich ein Gespräch mit ihm gehabt. Das-

selbe, was er auch damals, und zwar mit besserem Erfolge, als wie diesmal, versucht hatte, machte er auch jetzt wieder. Er nahm in unserer Nähe Aufstellung und versuchte nun, durch eine Rede die Leute von uns zu sich herüberzuziehen. Diesmal gelang es ihm nur zum kleinen Teile, und so gab er die Sache schon nach kurzer Zeit wieder auf. Mein Kolporteur erzählte mir nachher, daß die Leute gesagt hätten, sie wüßten garnicht, was der Mann von ihnen wolle, während sie den Padri (Missionar) sehr gut verständen.

Ich habe diesen Mann, der offiziell für eine Medizinhandlung reist, im Verdacht, daß er einer der Leute ist, die das Volk in dieser Gegend gegen das Christentum und gegen die englische Regierung aufwiegeln. Denn daß das geschieht, merke ich oft genug in Gesprächen. Auch gerade die Durgapuja-Mela (in Darbhanga) gab mir wieder Veranlassung, diese Beobachtung zu machen.

Ich will hier nicht unerwähnt lassen, daß ich mich von Herzen über meinen Kolporteur gefreut habe, der, obgleich ich es nicht von ihm verlange, mit wahren Feuereifer trotz seines Alters bei dem Predigen geholfen hat.

Schriften haben wir allerdings nicht viele verkauft, da auf der Mela eine ganze Reihe von heidnischen Buchhändlern vertreten war, die nicht nur größere Werke, sondern ganz vornehmlich auch kleine Schriftteile zum Verkaufe ausgelegt hatten.

Der Abendzug führte uns wieder nach Darbhanga zurück, noch ehe die Tänze und Spiele auf dem Festplatz begonnen hatten, denn, wie ich höre, ist dort in Rajnagar das Opfern vor der Göttin nicht die einzige Nachtseite der Mela.

Das ganze Durgapuja-Fest endigte, wie gewöhnlich hier in Darbhanga, mit dem Wasserfeste auf dem großen Teiche am Bahnhofe. Auch dies Fest währt einige Tage. Dazu war auch der König wieder zurückgekommen.

An einem Abende sind wir auch hingefahren. Es war Mondschein, und da man in diesem Jahre die Ufer des Teiches nicht illuminiert hatte, machte die Flottille der großen, z. B. zweistöckigen von unten bis oben mit bunten Lämpchen versehenen Schiffe einen besonders schönen Eindruck. Von dem Schiffe, welches den König führte und an der Spitze schwamm, ergoß sich dann und wann ein rotes oder grünes Licht über das Wasser. Tänzerinnen sah man in den Schiffen, eine Sängerin sang unter Begleitung einer kleinen indischen Geige ein indisches Lied.

Ja, Feste versteht man in Indien zu feiern! Viel Glanz wird entfaltet — und doch ist alles so inhaltslos. Ach, wenn doch auch für dies Land erst das große Weihnachtsfest kommen möchte, da das Volk der Hindus und der Mohammedaner es einzieht und mit Jubel bekennt, daß auch für Indien der Heiland geboren ist.

Eine Tauffeier in Muzaffarpur.

Von Missionar G. Tennigkeit.

Im September dieses Jahres konnten wir wieder ein Tauffest feiern. Diesmal wurden sieben Personen aus

den Heiden getauft. Darunter befand sich sogar eine ganze Familie, bestehend aus fünf Seelen. Diese Familie hat der Hausvater des Aussätzigen-Myles gebracht. Er hat eine ganze Geschichte hinter sich. Vor einigen Jahren verließ er sein Vaterhaus, um als Büsser umherzupilgern. In Motihari, das ungefähr 60 engl. Meilen von Muzaffarpur entfernt ist, wurde er zum Christentum bekehrt. Auf seinen Pilgerfahrten war er mit den Aussätzigen, die truppweise das Land durchziehen, in Berührung gekommen. Nach der Taufe schloß er sich ihnen wieder an und verrichtete für sie allerlei kleine Dienste, wofür er dann einen Anteil von den Gaben erhielt, die sie sich erbettelten. Als dann die ersten Aussätzigen sich zur Aufnahme in das neu eröffnete Mysl meldeten, befand er sich auch unter ihnen. Seltsam war der Aufzug. Die Aussätzigen hatten sich in Lumpen gehüllt und ihre Hände und Füße mit Fegen von grobem Sackzeug verbunden und waren auf kleinen Pferdchen großartig beritten gekommen, er aber war ihnen als ihr demütiger und ergebener Diener hübsch zu Fuß gefolgt. Als Patient konnte er natürlich in das Mysl nicht aufgenommen werden, denn, außerdem daß ihm der eine Fuß etwas gelähmt war, fehlte ihm sonst weiter nichts. Aber wir brauchten einen Menschen, der die Aussätzigen mit Wasser zu versorgen hatte, und so wurde er als Wasserträger angestellt und konnte weiter im Dienst bei den Aussätzigen bleiben. Von dieser Stellung ist er allmählich bis zum Hausvater avanciert.

Seine Eltern und Geschwister lebten in der Nähe von Muzaffarpur und waren alle Heiden. Diese suchte er nun auch heranzuziehen. Vor etwa zwei Jahren gelang es ihm auch, seine Eltern mit zwei jüngeren Geschwistern als Taufbewerber nach Muzaffarpur zu bringen. Während der Vorbereitung auf die Taufe gerieten sie leider den Römern in die Hände, die ihnen große Hoffnung auf

allerlei irdische Vorteile machten, sie dadurch an sich lockten und nach Sitamarhi schickten, wo sie eine neue Station angelegt hatten. Bald aber mußten sie wahrnehmen, daß das alles nur leere Verspiegelung war, und so kehrten sie Anfang dieses Jahres wieder zu uns nach Muzaffarpur zurück, wurden weiter auf die Taufe vorbereitet und konnten dann am 17. Sonntag nach Trinitatis getauft werden. Ein erwachsener Bruder von ihm ist voriges Jahr Christ geworden, sogar mit Hinterlassung seiner Frau die sein Schwiegervater, von ihm wegnahm und an

einen andern verheiratete, als er merkte, daß er Christ werden wollte. So hat der Hausvater seine ganze Familie sich nachgezogen. Dieser Eifer ist gewiß lobenswert an ihm. Möchten alle Christen so eifrig sein, dann würden wir bald eine große Gemeinde haben.



Der erste Minister des Raja von Jaspur.

und ein freundschaftlicher Verkehr besteht. Dann wurde Salona krank, und es gelang mir, die bekannte Frauenärztin in Benares für sie zu interessieren und ihre Behandlung aufzunehmen.

Während Salona's Abwesenheit war ich erstaunt, eines Tages eine Theatereinladung von ihrem Mann zu erhalten. Alle Engländer waren zur Vorstellung, Essen und Tanz gebeten. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen,

*) Indische Frauengemächer.

Ein Blick in unsre Senana's- Arbeit.

Von Schwester Anna Lucas
in Chapra.

Nicht weit von unserem Missionsgrundstück liegt das Haus von Deo Kumar Singh Salona; seine hübsche junge Frau ließ mich im Anfang der hiesigen Arbeit rufen, und voller Stolz zeigte sie mir das elegante Haus, das moderne Automobil, ihre kostbaren Schmuckfachen und all die anderen Luxusfachen eines reichen Hauses. Seitdem unterrichte ich dort,

daß ich absagte. Von der Zeit fing der Matsch über Deo Kumar Singh an. Da aber Salona auch nach ihrer Rückkehr mich nicht orientierte, fragte ich natürlich auch nicht. So verging ein Jahr. Eines Morgens kam eine dicht verschleierte Person und wünschte mich allein zu sprechen. Es war die vertraute Dienerin von Salona, die mich anflehte, schnell zu ihrer Herrin zu kommen. Was ich dort von Salona's zitternden Lippen hörte, gehört nicht hierher; sicherlich würden aber unsere sensationellen Schriftsteller froh sein, solch interessantes Material für einen Roman zu erhalten. Nun sollte ich helfen, aber wie? Man stand vor dem Bankrott, Deo Kumar Singh hatte alles verspielt, vertrunken und mit Frauen durchgebracht und hielt sich körperlich nur noch mit Opium und Cocain aufrecht. Um seine Frau aus dem Wege zu haben, hatte er sie in der Nacht vergiften wollen. Drei große Stücke Gift, die sie aus dem Weinglas genommen, gab die arme Frau mir, und am wehesten tut es ihr, nicht mehr geliebt zu werden. Salona dachte an Entfliehen und Christin zu werden. Ich riet ab, denn abgesehen von dem äußerlichen Grunde zum Christentum, hätte es in unseren heutigen Zeiten eine aufregende Gerichtsverhandlung gegeben, und ich hätte unsere ganze hiesige Arbeit begraben können. So blieb sie im Hause des Vatten; aber welch tief trauriges Leben führt die junge schöne Frau! Die Untreue des Mannes, der Ruin des großen Vermögens, der Ausblick, eines Tages bettelarm zu sein, dies alles zehrt ihren zarten Körper auf. Wie eine Gefangene wird sie gehalten; außer der Dienerin sieht sie nur ganz selten mich, da ich mit der größten Vorsicht heimlich zu ihr gelange. Darüber ist fast wieder ein langes Jahr vergangen. Jetzt haben sich die Verhältnisse dermaßen zugespielt, daß ein Prozeß angestrengt ist, und wir hoffen, daß für Salona wenigstens das tägliche Brot herauskommen wird. All dies Leid hat sie aber Gott näher gebracht, sie glaubt nicht mehr an Götter und Götzen, und wir trauen dem weisen Lenker unserer Geschichte, daß sie einst noch Christi Jüngerin wird. Beten auch Sie daheim für Salona!

Im Hause von Rajkumar war Hochzeit, zu der ich auch geladen war. Abschlagen gab's nicht, daher machten Magda — Bibelfrau — und ich uns abends auf den Weg zum Hause unserer Schülerin. Entsetzt sahen mich die Hauspriester kommen; wir wurden dann schleunigst mit heiligem Gangeswasser besprengt, um in das Innere des Hauses gehen zu dürfen. Die Mutter war gerade beim Ankleiden des Bräutigams, wie zärtlich war sie darin! Aber er war wenig entzückt von dieser Komödie und gestand mir lächelnd: „Ein Spiel foot-ball wäre mir lieber.“ Dann kamen verschiedene Priester, ihn durch Weihrauch, Del u. a. für die bevorstehende Weihe empfänglich zu machen. Und so war der ganze Abend eine Plage für den Knaben, „wenn ich nur erst majorenn bin, werde ich mich in England für unseren hindustanischen Humbug entschädigen,“ sagte er in Englisch, damit die andern es nicht verstanden. Ja, was soll aus diesem Zwiespalt hervorgehen? Auf der einen Seite alte Gewohn-

heiten, andererseits moderne Aufklärung. Und das traurigste ist, daß westliche Kultur wenig Ethik, aber viel Atheismus erzeugt! Rajkumar, die Frau des Hauses, hört gerne das Evangelium; ihre kleine Tochter ist unsere tägliche Schülerin, und die zwei Söhne machen sich gerne vom Hauslehrer frei, um unsere geistlichen Lieder zu hören. Aber der Hauspriester haßt uns, und ich bin erstaunt, daß er unsere Besuche noch nicht verboten hat. Ich bitte auch für dies Haus zu beten, und zwar nicht nur, wenn die Augen auf diese Zeilen fallen, sondern bitte, bis Rajkumar's Haus für die Ewigkeit gewonnen ist.

Eines Tages besuchte ich Lachmi. Als ich den Vorhof betrat, bemerkte ich Schlangenbändiger, die gerade ihre Vorstellungen anfangen wollten. Daher dachte ich an Rückzug; aber Lachmi hatte mich bemerkt und rief fröhlich aus: „Ach, gehen Sie nicht fort, ich will gerne später Gottes Wort hören“. Und damit begann das wunderbare Spiel. Die Riesenschlangen wurden gezeigt und die unglaublichsten Sachen vorgeführt. Am merkwürdigsten war mir, wie er uns die Schlangen vorzählte, vor unseren Augen in eine Kiste schloß, uns den Schlüssel gab und dann in einer Entfernung von ungefähr 30 Fuß nach wilden Tänzen die Cobra aus der Mauer einer Stube herauskam. Ich mochte nichts mehr davon sehen und bat Lachmi, die Leute abzulohnen. Während sie das Geld holte, erzählte ich den Leuten von der Kraft und Liebe Gottes, worauf der Anführer sagte: „Bitte, reden Sie davon nicht, ich habe schon einmal von einem Missionar davon gehört und damit würde mein Broterwerb zugrunde gehen, außerdem bin ich schon viel zu tief in der Hand der Dämonen, die geben mich nicht frei!“ — Später waren Lachmi und ich allein. Sie war eine frühere Tempeldirne, lebt jetzt aber als ältere Frau in anständigen Verhältnissen. Ich sang ihr ein reines geistliches Lied vor, und mit Tränen in den Augen bat sie mich: „Geh' in Chapra's sündige Häuser und lehr' Gottesfurcht unseren Kindern, dann wird die Frauenwelt wieder rein, und unsere Männer werden uns ehren!“

Gründung einer Darlehnskasse in Govindpur.

Von Missionar E. Wueste.

Überall in unserem deutschen Vaterlande haben sich nach dem Vorbilde des großen Volksfreundes Raiffeisen Darlehnskassen gebildet. Ob sie sich nun Raiffeisenvereine nennen oder nur die Grundgedanken Raiffeisens verwirklichen, genug, sie sind ein Segen für unsere Landwirtschaft geworden: in Zeiten der Not gerät sie nicht mehr dem Wucherer in die Hände, läuft sie so nicht mehr Gefahr, ruiniert zu werden; die Landleute werden angeregt zu sparen und sich untereinander zu helfen.

Die Mission will dem Heiden ja vor allem Kraft und Rettung für seine Seele bringen; aber sie ist gleichzeitig doch auch stets bemüht, dem Heiden zu helfen, ihn zu fördern in allen Leibesnöten. So nimmt sich die Mission auch der Nöte an, die der Geldwucher über die Ein-

geborenen bringt, und das sind schwere, drückende Nöte. Es geschieht in Indien ja so oft, daß der Regen nicht zur rechten Zeit einsetzt oder nicht reichlich genug niedergeht. Da gibt es dann Mißernte, Teuerung, Hungersnot — und im Gefolge dieser Nöte suchen andere Schrecken das Land heim, Cholera, Ruhr, Hungertyphus. Und wenn nun gar zwei oder mehr Jahre aufeinander Mißernten eintreten, dann wachsen die Nöte ins Furchtbare. Die Kols leiden darunter um so mehr, als, wie bei den Ervätern in der Bibel, so auch ihr Reichtum in Land und Herden besteht. Freilich das Land, das ihre Urväter einst besessen haben, haben die Kols im Laufe der Jahrhunderte zumeist verloren. Aber eine Herde oder wenigstens ein Joch Ochsen zu besitzen — das ist das Sehnen und Streben aller Kols, auch des ärmsten. Bringt er es gar zu einem Joch Büffelochsen oder Büffeltühen, so gilt er schon als wohlhabend, selbst wenn er kein Stück Land sein eigen nennt. Nach dem Viehbestande wird er darum auch eingeschätzt. Die Morgengabe für die Braut besteht mit wenigen Ausnahmen in Ochsen. Ja, die Regierung zieht ihn sogar nach Pflügen, das ist nach je zwei Ochsen, zu den Steuern heran. Daher gibt es stets viel Herzeleid unter unseren Kolsbauern, wenn eine Seuche unter dem Viehbestande ausbricht. Und das tritt ja oft alljährlich ein. So verlor vor einiger Zeit einer meiner Christen in Kumbhari 26 Stück Vieh, darunter 18 Büffelochsen innerhalb von vier Wochen — und um das Unglück voll zu machen, war ihm alles Jungvieh gefallen, die alten ausgedienten Ochsen und Kühe aber am Leben geblieben! Auch ich selbst habe in diesem Jahre ungeheuere Verluste im eigenen Viehbestande erlitten! Meine Frau wollte ganz traurig darüber werden. Als sie mir nun eines Tages unseren Verlust an Milchkühen so recht vor Augen führte, sagte ich ihr: „Sieh' einmal, liebes Mutterchen, ich selbst war sechs Wochen schwer krank, ja dem Tode nahe —, ich hatte schon mit dem Leben abgeschlossen, aber nun bin ich wieder gesund geworden! Willst du da klagen und verzagen über den Verlust deiner Milchkühe? Ich bin durch Gottes Gnade gesund geworden — das ist genug. Dafür wollen wir Gott danken — und nicht murren, daß uns Kühe gefallen sind, wo er uns Größeres geschenkt!“ Da ward meine Frau stille zu Gott. — Anders tragen die Eingeborenen, auch unsere Christen solche Heimsuchungen. Sie erliegen oft der Versuchung und fallen in heidnischen Aberglauben zurück. Sie laufen zu klugen Männern und Frauen, also zu Zauberern, damit die ihnen sagen, was an der Krankheit, am Sterben ihres Viehs schuld sei. Und die wissen keinen anderen Rat als opfern, immer wieder opfern. Ihr Rat wird leider oft zu bereitwillig befolgt. Anstatt irgendwelche Arzneien anzuwenden, bringen die Fetörten Opfer über Opfer dar, um dadurch den erzürnten Dorfteufel zu versöhnen und so die Seuche zu vertreiben. Stellt der Zauberer gar durch seine Lügenmittel fest, daß eine Frau das Vieh behert und dadurch die Rinderpest verursacht habe, dann bekommt „die Hege“ die ganze finstere Macht des Heidentums zu spüren: eine tüchtige

Tracht Prügel und Verweisung aus dem Dorf ist noch nicht das Schlimmste, was sie trifft. Es kommt vor, daß man sie erschlägt, wie bei uns einen tollten Hund.
(Schluß folgt.)

Aus Bugar.

Von Missionar Hermann Stauber.

Mit Dank gegen Gott können wir wieder von einem Zuwachs unserer Taufbewerber berichten, wir fanden wieder in einem neuen Dorfe Eingang, und in unsern alten Dörfern gewannen wir einige Seelen dazu. Unsere Hauptarbeit galt diesmal aber unsern Helfern. Seit einigen Monaten versammelten wir sie, den Katechisten, die Lehrer und den Kolporteur, um sie noch mehr in Gottes Wort einzuführen. Wir betrachteten den Titusbrief miteinander und ließen uns für all' die vielen Fragen, die augenblicklich Indien und besonders uns in unsrer gegenwärtigen Arbeit bewegen, Licht und Weisung daraus geben. Solche Stunden, in denen wir auch unsere Leute ausgiebig zu Worte kommen lassen, sind außerordentlich notwendig und segensreich, wir kommen einander dadurch viel näher, was gewiß der Arbeit nur förderlich sein kann. Die nun beginnende Reisezeit hindert uns an der Fortsetzung der Besprechungen, wir werden sie aber dennoch fortführen. Das ist auch der herzliche Wunsch der Teilnehmer, die alle mit großer Freude dabei waren. Seit etwa 14 Tagen weilt auch Pisan aus Mahaurra hier, um zu lernen. Ich selbst unterrichte ihn in der biblischen Geschichte und Andreas aus dem Katechismus. Wir haben viel Freude an ihm, an seinen viel Verständnis verratenden Fragen und seiner inneren Anteilnahme, wenn wir zu ihm vom Heiland reden. Möge er, der vielen andern ein Lehrer und Beispiel sein soll, das alles, was er hier hört und sieht, in einem guten und feinen Herzen bewahren. Endlich konnten wir dann die kleine Schar unserer Mitarbeiter um einen Katechisten vermehren. Der Mann stammt von den Methodisten, ist auf ihrem Seminar in Bareilly erzogen und hat über 20 Jahre als Prediger bei ihnen gearbeitet, ist dann aber, weil er das Rauchen nicht aufgeben wollte, entlassen worden. Wir haben ihn im Einverständnis mit seinem früheren Missionar einstweilen probeweise angestellt und müssen nun sehen, ob er sich bewährt. Er soll uns auf unsern Reisen begleiten, während Andreas die Gemeinde inzwischen versorgen wird.

Zuletzt müssen wir aber noch eine wichtige Einrichtung erwähnen, die eben zum Abschluß gekommen ist, nämlich die Einrichtung einer Darlehns-Kasse. Schon lange haben wir uns deswegen bemüht, und der beklagenswerte Zustand der meisten unsrer neuen Christen forderte gebieterisch unser Eingreifen. Es sind nur wenige unter den Taufbewerbern, die finanziell selbständig sind, die meisten stecken tief in Schulden. Sie verstehen nicht zu wirtschaften, leben leichtsinnig in den Tag hinein, geben für Hochzeiten und Gastereien eine Menge Geld aus, und nachher wird dann geborgt. Da sie Bucher-

zinsen geben müssen (75 Prozent ist ein ganz gewöhnlicher Zinssatz), so wächst die Schuld bald dermaßen an, daß sie überhaupt nicht mehr loskommen. Sollen wir das nun mit ansehen, ohne einen Finger zu rühren? Das geht doch nicht. Wir haben deshalb diese Bank eingerichtet und hoffen, daß nach und nach alle unsere Christen Mitglieder werden. Bis jetzt haben 14 Personen gezeichnet, ein Kapital von 150 Rs. ist uns von deutschen Freunden dazu zur Verfügung gestellt, sodaß wir ohne Beihilfe der Mission diese wichtige Arbeit beginnen können. Wir versprechen uns sehr viel davon. Ist es nicht schön, wenn wir mit der Zeit alle unsere Leute aus den Händen ihrer Peiniger befreien und sie finanziell unabhängig machen können? Das ist unser Ziel, und wenn es auch noch fern ist, und wir uns die Sache keinesfalls so leicht vorstellen, hoffen wir es doch mit Gottes Hilfe zu erreichen. Bis jetzt besteht im ganzen Arrah-Distrikt noch keine solche Gesellschaft, um so dankbarer sind wir der Regierung, daß sie uns zu unserm Vorhaben willig die Hand reicht. Die gesamten Akten liegen jetzt zur letzten Begutachtung beim Registrar in Kalkutta; wir hoffen, daß sie uns demnächst zugehen werden, damit wir unser Werk beginnen können.

Ein dringender Hilferuf

muß von uns an alle gerichtet werden, die Gossners Mission lieb haben. Wohl hatten wir bis jetzt in diesem Jahre unser täglich Brot. Aber nun sind unsere Mittel gänzlich erschöpft. Zur Erhaltung des Bestehenden und zur gesunden Weiterführung bedürfen wir, daß uns die leeren Hände von den Missionsfreunden reichlich gefüllt werden.

Seiliges und Großes steht auf dem Spiel.

Es handelt sich um eine Mission, die an der Schwelle ihres 75. Lebensjahres steht; um eine Mission, die mit Recht oft als ein Beispiel hingestellt wurde, wie der Herr in unsern Zeiten sein Wort unter den Heiden segnet; um eine Mission, die trotz ihrer ausgedehnten Wirksamkeit und ihrer augenscheinlichen, durch Gottes Gnade gewirkten Erfolge ärmer als andre ist an irdischen Mitteln und an der Unterstützung festgeschlossener Landesteile.

Es handelt sich um 52 Missionare mit den entsprechenden Familien, 8 Missionschwestern, 34 eingeborene Pastoren, 838 sonstige besoldete eingeborene Helfer, 77257 Getaufte, 14741 Seelen im Taufunterricht und 6519 Schüler und Schülerinnen in 236 Schulen auf den Missionsfeldern.

Gebietertisch klopft die gegenwärtige Missionszeit mit all ihren gewaltigen Zeichen an das Herz der Christenheit. Das ist in den letzten Monaten oft genug und besonders auf dem Weltkongreß in Edinburgh, dem „ökumenisch protestantischen Missionskongreß“, hervorgerufen worden.

Heute nun steht unsere liebe Gossnersche Mission wieder vor euch und bittet ebenso um eure treue Fürbitte, wie um eure fröhliche Tat. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir sind Arme, aber die doch viele reich machen. Zeigt uns, ihr lieben Helfer und Helferinnen alle, daß ihr wollt, daß auch durch uns des Königs Jesu Fahnen tief hineingetragen werden sollen in das Herz des Heidentums.

So laßt eure Liebe kund werden! Unsern innigen Dank und Segen habt ihr im voraus, — und des Herrn Wohlgefallen. Des sind wir gewiß.

Gaben der Liebe bitten wir zu senden: An das Kuratorium der Gossnerschen Missionsgesellschaft in Friedenau bei Berlin, Sandjerystraße 19/20, entweder durch Postanweisung oder auf unser Postcheck-Konto Berlin Nr. 7950.

Friedenau bei Berlin, Herbst 1910.

Das Kuratorium der Gossnerschen Missionsgesellschaft
D. Braun.

Nachrichten.

1. Das Kuratorium hat den Pfarrer Heinrich Roterberg in Welsleben Kreis Wanzleben zum Missions-Inspektor gewählt. Er wird sein neues Amt mit dem 1. Januar 1911 antreten. Pfarrer Roterberg ist unsern Lesern durch seine Tätigkeit als unser früherer Missionar unter den Hols und Hindus, sowie durch seine Beiträge zur „Diene“ wohl bekannt. Möge sein Eintritt bei uns von reichem Segen sein!

2. Die Geschwister Sidnäs, John I und Schüg sind wieder auf ihre indischen Arbeitsfelder ausgerückt. Bis jetzt haben wir von ihnen gute Nachrichten.

3. Am 11. Dezember, Nachm. 5 Uhr sollen Missionar Fritz Zucknat und Frau, sowie die Diakonisse Schwester Auguste Fritsch in der Matthäuskirche feierlich abgeordnet werden. Die der Abordnung vorausgehende Predigt wird Pfarrer Gernandt aus Friedenau halten. Am 18. Dezember sollen die Reisenden mit der „Pohemia“ von Triest abfahren.

4. Mit dem 1. Januar erscheint monatlich bei uns, herausgegeben von Missions-Inspektor Försch ein neues illustriertes Missions-Kinderblatt unter dem Titel „Kindergruß aus der Gossnerschen Mission“. Die Nummer kostet 1 Pf. Bestellungen und Probenummern bei unserer Buchhandlung. Möge der „Kindergruß“ viele Kleinen grüßen und von Ihnen wieder tausendfältig begrüßt werden!

Inhalt dieser Nummer: Der Kommennde und sein Lohn. — Wie sieht's jetzt in Jaspur aus? (Schluß) — Das Fest der Göttin Durga. — Eine Tauffeier in Muzaffarpur. — Der erste Minister des Raja von Jaspur (Bild). — Ein Blick in unsere Senana-Arbeit. — Gründung einer Darlehnskasse in Govindpur. — Aus Buzar. — Ein dringender Hilferuf. — Nachrichten.

Verantwortlicher Redakteur: Missionsdirektor Kausch, Friedenau, Sandjerystr. 19/20. — Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zilleßen) Berlin C. 19, Ballstraße 17/18. Verlag der Buchhandlung der Gossnerschen Mission, Friedenau-Berlin. — Der Jahrgang kostet 1,25 M.